

ForAP 1/2018

Forschungsergebnisse von Absolventen und Promovierenden
der Fakultät für Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften der
Universität Regensburg

ForAP

Forschungsergebnisse von Absolventen und Promovierenden der Fakultät für Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften der Universität Regensburg

1. Jahrgang, 2018

ISSN: 2512-0921 (Print)

ISSN: 2512-1030 (Online)

Herausgeber: Fakultät für Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften der Universität Regensburg

Redaktion: Prof. Dr. Volker Depkat, Prof. Dr. Ralf Junkerjürgen,

Prof. Dr. Sabine Koller, Prof. Dr. Maria Thurmair

Satz und Layout: Dr. Melanie Burgemeister, Dr. Petra Fexer, Susanne Schmidbauer

Umschlaggestaltung: Radovan Kubani, Susanne Schmidbauer

Herstellung: Universitätsbibliothek Regensburg

Erscheinungsort: Regensburg

Druck und Bindung: Digital Print Group o. Schimek GmbH, Nürnberg

Die Online-Version dieser Zeitschrift ist unter <https://forap.uni-regensburg.de> frei zugänglich (Open Access).

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.

Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.dnb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist unter der Creative Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International (CC BY 4.0) veröffentlicht.

Inhalt

Vorwort (<i>Ralf Junkerjürgen</i>)	5
Schummler gegen Detektiv: Das Auswahlscenario von Bewerbern aus kulturwissenschaftlicher Perspektive (<i>Sarah Thanner</i>).....	9
How to find Writers of Vegan Restaurant Descriptions. The Use of Corpora in designing a Language Proficiency Test (<i>Christine Schmailzl</i>)	33
Spanische Auszubildende in Regensburger Hotellerie- und Gastronomiebetrieben. Zur Bewertung des Förderprogramms MobiPro-EU aus Sicht der Betroffenen (<i>Katharina Schryro</i>).....	51
Commemorating Abraham Lincoln the Transnational Way: Lincoln Monuments in Great Britain (<i>Liv Birte Buchmann</i>)	67
Die biografische Relevanz des deutsch-amerikanischen Kontakts in Grafenwöhr (<i>Tamara Heger</i>).....	83
Das Amerikabild in der deutschen Populärmusik der 1960er Jahre (<i>Michaela Hogger</i>).....	99
Auf den Spuren einer bedrohten Mischsprache. Forschungsreise nach Ecuador (<i>Susanne Schmidbauer</i>)	115
Kommunikation im Strafvollzug. Soziale Beziehungen im Umfeld starker Restriktion (<i>Nadine Schuller</i>)	129
Jüdische Zeitkonzeptionen in Text und Bild: Scholem- Alejchem und Issachar Ber Ryback (<i>Caroline Emig</i>).....	143
Der spielerische Umgang mit tradierten Wolfsmotiven im Computer- und Videospiele <i>The Wolf Among Us</i> (2013/2014) (<i>Lena Möller</i>).....	161

Vorwort

Die Zeitschrift ForAP publiziert Forschungsergebnisse von ausgewählten herausragenden Abschlussarbeiten der Fakultät für Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaft der Universität Regensburg, um sie einem größeren Publikum zugänglich zu machen. Denn wie die folgenden Beiträge zeigen, kann nicht nur in Dissertationen innovativ geforscht werden, sondern auch im Rahmen von Bachelorarbeiten, etwa wenn eigene Umfragen erhoben werden oder wenn die Gegenstände so aktuell sind, dass sie bisher nicht analysiert wurden. Damit diese Erkenntnisse, Perspektiven und Ansätze nicht wie üblich in den Archiven und Bibliotheken verschwinden, erhalten sie hier ein Schaufenster, das zugleich als Auslage der forschersichen Vielfalt und Breite der Fakultät dient. Denn ForAP möchte nicht nur nach außen, sondern auch nach innen kommunizieren. Nicht immer erfahren die Lehrenden der Fakultät, welche Themen Kolleginnen und Kollegen betreuen, und sie ahnen oft nicht, wie viele Berührungspunkte zwischen den einzelnen Fachbereichen existieren. Hier schlummern noch etliche Möglichkeiten engerer Zusammenarbeit, die bisher nur selten genutzt wurden.

Zugleich füllt ForAP eine pädagogische Lücke in der universitären Ausbildung, und zwar den Schritt von der Abschlussarbeit zur Publikation. Zwar hat sich auch in dieser Hinsicht in den vergangenen Jahren einiges entwickelt, wenn man an die Angebote wissenschaftlicher Schreibkurse des Zentrums für Sprache und Kommunikation oder die Veranstaltungen des Promotionskollegs PUR denkt. Dennoch bleibt die Umarbeitung von Ergebnissen einer Prüfungsarbeit in einen publikationsfähigen Aufsatz eine Herausforderung für jede Nachwuchsautorin und jeden Nachwuchsautor, die in der Regel kaum mit diesem Format vertraut sind. Damit verändert sich auch die Aufgabe der Herausgeber der Zeitschrift, denn sie haben in diesem Fall besonders gründlich zu lektorieren und die Autorinnen und Autoren konstruktiv redaktionell zu unterstützen. Allen Beteiligten sei hier nachdrücklich für ihr hohes Engagement gedankt.

ForAP erscheint jährlich im Sommer als hybrides Periodikum online und in Printversion und erlaubt damit sowohl einen schnellen Zu-

griff als auch die angenehme und vertiefende Lektüre des gedruckten Wortes, die unseres Erachtens trotz Digitalisierung nichts von ihrer Bedeutung verloren hat. Der technischen und organisatorischen Unterstützung der Universitätsbibliothek in Person von Dr. Andre Schüller-Zwierlein und Dr. Gernot Deinzer ist es zu verdanken, dass dieses parallele Angebot umgesetzt werden konnte.

Es ist uns eine besondere Freude, dass bereits in der ersten Nummer alle Studienstufen vom Bachelor über Master und Lehramt bis hin zur Promotion vertreten sind. Trotz der heterogenen inhaltlichen Mannigfaltigkeit der Fakultät ergeben sich in der vorliegenden Ausgabe klare sprach- und kulturwissenschaftliche Schwerpunkte und verleihen der Vielfalt damit zugleich eine Kohärenz.

Die ersten drei Aufsätze widmen sich der Arbeitswelt und zeigen, dass die Studierenden ihre berufliche Zukunft am Ende des Studiums sehr genau im Blick haben. **Sarah Thanner** (Vergleichende Kulturwissenschaft) analysiert anhand einiger Jahrgänge des *Personalmagazins*, welche Tiefenstrukturen den Diskursen über Bewerbungsgespräche zugrunde liegen. Dabei zeigt sich, dass die Bewerber oft als potenzielle Betrüger hingestellt werden, denen das jeweilige Personalmanagement mit detektivischen Methoden psychologischer Eignungsfeststellungen auf die Schliche kommen will. Es folgt ein Beitrag von **Christine Schmailzl** (Anglistik), die einen Sprachtest für die spezifischen Anforderungen an Redakteure von online-Kommentaren zu veganen Restaurants entwickelt hat und aufzeigt, welchen wichtigen Beitrag die Korpuslinguistik hierbei leisten kann. **Katharina Schryro** (Interkulturelle Europastudien) wiederum widmet sich der europäischen Arbeitsinnenmigration und evaluiert das Förderprogramm Mobi-Pro-EU aus der Sicht von spanischen Auszubildenden in Regensburger Hotellerie- und Gastronomiebetrieben und leitet daraus zahlreiche Verbesserungsvorschläge für die Gestaltung zukünftiger Förderprogramme ab.

Es ist ein signifikanter Zufall, dass sich ein weiterer Schwerpunkt um den Großraum Amerika ergeben hat, der auf die zentrale Bedeutung des Kontinents auch für Fachbereiche jenseits der Amerikanistik verweist. **Liv Birte Buchmann** (Amerikanistik) liefert einen Beitrag zur kulturwissenschaftlich zentralen Frage der Erinnerungskultur und analysiert die Kontexte, in denen in Großbritannien Denkmäler für Abraham Lincoln errichtet wurden. Dabei zeigt sich, dass Lincoln als transnationale Symbolfigur verstanden wurde, in der US-Amerikaner und Briten zusammenfinden konnten und die stellvertretend für geteilte Werte das gemeinsame Engagement für die Demokratie fördern sollte. Der Bedeutung der USA speziell für Deutschland widmen sich die folgenden zwei Beiträge. **Tamara Heger** (Amerikanistik) befragte Zeit-

zeugen aus der Oberpfalz, um die biografiegeschichtlichen Dimensionen deutsch-amerikanischer Begegnungen nach 1945 zu skizzieren. Hierbei entsteht ein facettenreiches Bild der Beziehungen, das maßgeblich von den jeweiligen Rollen der Akteure geprägt wurde, wobei zugleich geschlechtsspezifische Strukturen erkennbar werden. Dass Amerika aus der Alltagskultur Deutschlands nicht wegzudenken ist, führt der Beitrag von **Michaela Hogger** (Vergleichende Kulturwissenschaft) vor, die den stereotypen USA-Bildern im deutschen Schlager der 1960er Jahre nachgeht. Die Vereinigten Staaten erweisen sich dabei vielfach, aber nicht immer als Gegen- bzw. Sehnsuchtsbild der deutschen Nachkriegszeit. **Susanne Schmidbauer** (Romanistik) schließt den Themenkreis mit einem Beitrag zur einer Mischsprache aus Spanisch und ecuadorianischem Quechua, die aus einer identitätskonstruierenden Intention von Menschen indigener Herkunft entstanden ist, die sich weder mit der autochthonen Quechua- noch mit der spanischen Kultur identifizieren und von beiden distanzieren wollten. Die Feldforschung vor Ort deutet darauf hin, dass die Mischsprache schon jetzt eigentlich keine Sprecher mehr hat.

Abschließend folgen noch drei Beiträge zu unterschiedlichen Themen, in denen die Breite der Forschungsgegenstände der Fakultät gut zum Ausdruck kommt. **Nadine Schuller** (Vergleichende Kulturwissenschaft) analysiert die Kommunikationsstrukturen von Inhaftierten mit Hilfe von Leitfadeninterviews und arbeitet heraus, welche sozialen Beziehungen im Rahmen der Restriktionen einer JVA auf welche Weise unterhalten werden können. Das jüdische Zeitverständnis steht im Zentrum von **Caroline Emigs** (Slavistik) Untersuchung von Uhren-Ästhetisierungen des ostjüdischen Künstlers Issachar Ber Ryback und des jiddisch schreibenden Autors Scholem-Alejchem und bringt diesen in Zusammenhang mit der (kultur-) historischen Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert im östlichen Europa. Und *last not least* zeigt **Lena Möller** (Vergleichende Kulturwissenschaft) auf, wie das Märchenmotiv des ‚bösen Wolfs‘ im zeitgenössischen Computerspiel weiterentwickelt und der Bösewicht zu einer mehrdimensionalen Figur wird, die in der Lage ist, ihre eigene Motivgeschichte in Frage zu stellen.

Im Sinne der Vielfalt wurde es den Autorinnen überlassen, wie sie mit der Frage nach einer gendergerechten Sprache verfahren möchten. Bei Online-Quellen haben wir davon abgesehen, das Datum des letzten Aufrufs zu benennen. Mit dem Erscheinungsdatum der Zeitschrift am 22. Juni 2018 wird garantiert, dass die Links aktiv waren. Wann die jeweiligen Autorinnen die Seite zuletzt konsultiert haben, ist daher nicht relevant.

Unser Dank gilt allen beteiligten Autorinnen und ihren Betreuerinnen und Betreuern, für ihre Bereitschaft und die gute Kooperation. Radovan Kubani sei für die Unterstützung bei der Gestaltung gedankt. Ohne das Engagement von Susanne Schmidbauer und den Fakultätsreferentinnen Dr. Melanie Burgemeister und Dr. Petra Fexer sowie des Fakultätsverwalters Peter Grimm hätte der Band nicht erscheinen können. Auch ihnen sei herzlich gedankt.

Für die Fakultät
Prof. Dr. Ralf Junkerjürgen
- Studiendekan -
Regensburg, Mai 2018

Schummler gegen Detektiv: Das Auswahlscenario von Bewerbern aus kulturwissenschaftlicher Perspektive

Sarah Thanner

Abstract: Aus Stellenanzeigen sind Persönlichkeitseigenschaften wie Extraversion, Teamfähigkeit oder Kreativität kaum wegzudenken und erweisen sich im Hinblick auf ihre Relevanz für den „Berufserfolg“ auch als medial hoch thematisiert. Psychologisch unterfütterte eignungsdiagnostische Verfahren finden in Deutschland bei der Bewerberauswahl seit den 1990er Jahren zunehmend Verwendung. Am Beispiel einer diskursanalytischen Untersuchung der Jahrgänge 2011-2015 des *Personalmagazins* können jene kulturellen Wertvorstellungen, die das Auswahlscenario von Bewerbern prägen und die narrativen Szenarien, in die sie eingebettet sind, aufgezeigt und kulturhistorisch verortet werden. Das Auswahlscenario erweist sich dabei als ein Duell zwischen „Schummler“ und „Detektiv“.

Zur Person: Sarah Thanner studierte die Masterstudiengänge Vergleichende Kulturwissenschaft sowie Allgemeine und Vergleichende Sprachwissenschaft an der Universität Regensburg. Der vorliegende Beitrag basiert auf ihrer Masterarbeit. Betreuer: Prof. Dr. Gunther Hirschfelder.

Schlagwörter: Bewerberauswahl; Arbeitskulturen; Postfordismus; Persönlichkeit; Eignungsdiagnostik

„Wenn Sie [...] begeisterungsfähig, phantasievoll und zugleich methodisch denkend, eher extrovertiert als zugeknöpft sind und die Arbeit im Team schätzen, freuen wir uns auf Ihre Bewerbung!“. So lautet ein Auszug aus einem Bewerbungsprofil für Architekten beim Münchner Architekturbüro *Congena*.¹ In Stellenanzeigen und Mitarbeiterprofilen besitzen Formulierungen wie diese über verschiedene Branchen und Berufe hinweg Hochkonjunktur. Persönlichkeitseigenschaften wie Ext-

¹ <http://www.congena.de/congena/stellenanzeigen.html>.

raversion, Teamfähigkeit oder Kreativität gelten als zentrale Faktoren bei der Entscheidung für die Besetzung einer Arbeitsstelle. Dies spiegelt sich auch in der populärmedialen Thematisierung von Diskursen um die Eignung von Personen für spezifische Tätigkeitsfelder oder geeigneten Bewerbungsstrategien: Extravertierte Menschen, so schreibt etwa die konservative Tageszeitung *Welt*, „punkten im Berufsleben leichter“, da ihnen „die Selbstdarstellung im Blut“ liege. Allerdings würde mittlerweile auch Einsehen darin bestehen, dass „Introvertierte die besseren Chefs“ seien (Beiner, 2013).

Argumentiert wird in diesem Zusammenhang meist im Rahmen von Konzepten aus der Persönlichkeitspsychologie, die im Hinblick auf ihre Auswirkungen auf das Beschäftigungsverhältnis bewertet werden. Denn Persönlichkeitsmerkmale, so das Magazin *Stern*, seien ein „Schlüssel zum Erfolg“ und müssten „in Zukunft weitaus stärker berücksichtigt werden“². Damit einhergehend werden durch den Fachbereich der Arbeitspsychologie entwickelte eignungsdiagnostische Methoden zur Auswahl von Bewerbern in Deutschland insbesondere seit den 1990er Jahren zunehmend aufgewertet.³ Klassische „Auswahlinstrumente“ wie die Sichtung von Bewerbungsunterlagen oder Vorstellungsgespräche werden zwar weiterhin genutzt, treten jedoch im Hinblick auf ihre prognostische Aussagekraft hin häufig hinter den eignungsdiagnostischen Verfahren zurück.

Der vorliegende Beitrag richtet eine kulturwissenschaftliche Perspektive auf das Themenfeld der Bewerberauswahl und befasst sich mit der Frage nach den kulturellen Wertvorstellungen, die das Auswahlscenario von Bewerbern in gegenwärtigen Arbeitswelten prägen, und den diskursiv erzeugten narrativen Szenarien, in die bestehende Deutungsmuster eingeschrieben sind. Dabei liegt der Fokus auf der diskursiven Vermittlung relevanter Wissensbestände aus Sicht der Entscheidungsträger, der im Zuge einer exemplarischen Analyse des *Personalmagazins*, eines Fachmagazins des Personalwesens, nachgespürt wird.

² „Erfolg im Beruf: Persönlichkeit ist wichtig“, in *Stern online*, <http://www.stern.de/wirtschaft/job/karriere-erfolg-im-beruf-persoenlichkeit-ist-wichtig-3586772.html>.

³ Im US-amerikanischen Raum fanden Persönlichkeitstests in der Personalauswahl bereits seit den 1920er Jahren Anwendung, verloren jedoch ab den 1960er Jahren im Zuge von Kritik an ihrer Vorhersagekraft zunächst an Bedeutung. In den 1990er Jahren gewann die berufsbezogene Eignungsdiagnostik neuen Aufwind, einhergehend mit einer zunehmenden Diffusion von Testverfahren amerikanischen Ursprungs in Deutschland (Salgado / Fruyt, 2005: 174 f.).

Bewerberauswahl als kulturwissenschaftliches Forschungsfeld

Die kulturwissenschaftliche Arbeitskulturenforschung war in ihrem wissenschaftshistorischen Verlauf durch verschiedene thematische Verschiebungen und wechselnde Fokussetzungen gekennzeichnet. Seit der Wende zum 21. Jahrhundert lässt sich eine zunehmende Orientierung hin zur Beschäftigung mit sogenannten postfordistischen Arbeits- und Lebenswelten feststellen, wobei nicht zuletzt große Strahlkraft von der Arbeits- und Industriesoziologie ausgeht, wenn auch die Kulturwissenschaft sich durch ein stärker induktiv geleitetes Vorgehen auszeichnet (Götz, 2010: 101).

Eine Betrachtung des umfassenden sozialwissenschaftlichen Forschungsstandes zur Beschaffenheit gegenwärtiger Arbeitswelten im Kontext der Diagnose des Strukturwandels der Erwerbsarbeit hin zum sogenannten postfordistischen Arbeitsparadigma lässt erkennen, dass hierbei wiederkehrend eine Aufwertung des Faktors Persönlichkeit als eine zentrale Ressource des arbeitenden Subjekts vermerkt wird. Eine Analyse der hinter dieser Beobachtung stehenden kollektiven Sinnstiftungen und Wissensordnungen steht jedoch noch aus, und es fragt sich, welche kulturellen Wertvorstellungen etwa den Diskursen um Verfahren zur Auswahl von Bewerbern zugrunde liegen und damit auch der Forderung nach Persönlichkeit Plastizität verleihen. Die Bewerberauswahl im Speziellen zeigt sich ebenfalls als ein weitgehend unbearbeitetes Feld, und auch in der Arbeits- und Industriesoziologie handelt es sich hierbei um einen unterthematisierten Forschungsbereich (Pongratz, 2013: 258 f.).⁴

Die qualitative Alltagskulturforschung betrachtet Kultur in verstehend-interpretativer Tiefensicht als „Bedeutungsgewebe“, das einem dynamischen Aushandlungsprozess unterliegt. Gesellschaftliche Wertvorstellungen werden dabei als soziohistorische Produkte gefasst, die in wechselseitiger Beeinflussung zu subjektiven Sinnkonstruktionen und Handlungspraxen stehen, denn

Sinn ist nicht subjektiv, nicht rational oder intendiert, sondern entsteht erst in der komplexen Ordnung, die sich zusammensetzt aus unterschiedlichen Äußerungen, die von unterschiedlichen Positionen aus unterschiedlichen institutionellen Bedingungen in unterschiedlicher Form getätigt werden. (Eggmann, 2013: 75)

⁴ Es finden sich einzig Studien zur Bedeutsamkeit bestimmter Eigenschaften wie z. B. Kreativität (vgl. stellvertretend Reckwitz, 2012) oder Kommunikationskompetenz (vgl. Schönberger / Springer, 2013) und für den Bereich des Personalwesens konnte einzig eine an der Universität Tübingen eingereichte Dissertation zum Innenleben einer Personalabteilung ausgemacht werden (Adler, 2003).

Das postfordistische Arbeitsparadigma

Das Konzept des Postfordismus avancierte im gegenwärtigen sozialwissenschaftlichen Diskurs zum zentralen gesellschaftsanalytischen Schlüsselbegriff, mit dem der Umbau der Arbeitsgesellschaft seit der Wende zum 21. Jahrhundert analytisch einzufangen gesucht wird.⁵ Ansatzpunkt ist die Feststellung eines umfassenden Strukturwandels, der sich vor dem Hintergrund von Globalisierung und Deindustrialisierung seit den 1980er Jahren in den westlichen Industrienationen vollzieht und den Übergang eines keynesianisch geprägten Wohlfahrtsstaates hin zur flexiblen Dienstleistungsökonomie markiert, sowie der neoliberalen Restrukturierung des Arbeitsmarktes und dem vermehrten Einsatz von Informations- und Kommunikationstechnologien, einhergehend mit einer Zunahme von Zeit- und Leiharbeit sowie unbefristeten unregulierten Beschäftigungsverhältnissen. Damit sei ein epochaler Wandel vollzogen, der im Hinblick auf seine Auswirkungen mit den Leitvokabeln Prekarisierung, Entgrenzung, sowie Subjektivierung der Arbeit beschrieben wird (Seifert, 2014: 12 f.), in deren Zusammenhang nicht zuletzt sogenannte Patchwork-Biografien zunehmen (Ahbe et al., 1999: 7 f.).

Die Subjektivierung der Arbeit befördere das Leitbild eines „unternehmerischen Selbst“ (Bröckling, 2007: 10), das sich insbesondere auch auf emotional-affektiver Ebene als zentral erweise: So werde der umfassende Zugriff auf die Persönlichkeit des arbeitenden Subjekts verlangt, wobei eine Reziprozität zwischen den von außen herangetragenem und den Ansprüchen an die eigene Selbstverwirklichung angenommen wird – geleitet von „ins Ich-Ideal verinnerlichten gesellschaftlichen Leistungs- und Selbstverwirklichungsideologien“ (Keupp, 2014: 36). Die eingangs angeführten populärmedialen Verweise zur Bewerberauswahl nach Persönlichkeitsmerkmalen und deren vermehrte eignungsdiagnostische Erhebung lassen sich vor diesem Hintergrund als Indikatoren dieser Entwicklung lesen.

Aus der Perspektive einer historisch argumentierenden Kulturwissenschaft muss jedoch eine kritische Reflexion dieses Modellrahmens erfolgen, die nahelegt, dass sich der Begriff allenfalls begrenzt zur Erfassung gegenwärtiger Alltagsrealitäten eignet und zudem gewisse zeitliche, räumliche und soziale Unschärfen aufweist.

Die Identifikation des „Neuartigen“ in der gegenwärtigen Erwerbsarbeit erfolgt auf Basis einer konzeptuellen Dichotomisierung zum sogenannten für die Industriearbeit als charakteristisch betrachteten

⁵ Vgl. hierzu stellvertretend Hirsch / Roth (1986) und rezenter Götz (2015).

fordistischen Arbeitsparadigma. Der auf Antonio Gramsci zurückgehende Begriff verweist ursprünglich auf die im Kontext der Automobilindustrie entwickelte Produktionsweise tayloristischer Prägung mit ihrer standardisiert-rationalisierten Produktionsweise sowie auf Formen sozialer Integration der arbeitenden Klasse. Für die BRD liegt der Bezugspunkt hierbei auf den 1950er und 1960er Jahren, gekennzeichnet durch eine keynesianische Wirtschaftspolitik, steigendes Wirtschaftswachstum, eine weitestgehend zeitliche und räumliche Trennung von Arbeit und Freizeit, das Leitbild der heterosexuellen Kleinfamilie mit männlichem Familienernährer und weiblichem Zuverdienst sowie eine standardisierte „Normalerwerbsbiografie“ (Schönberger, 2007: 66 f., sowie Sutter, 2013: 21).

Diese vergleichsweise kurze, sich durch spezifische strukturelle Verhältnisse auszeichnende Zeitspanne wird im Diskurs häufig als „das Frühere“ stilisiert und der Übergang zum Postfordismus als relativ idealisierter, linearer Prozess gezeichnet. Dass hier von einer zu vereinfachten Dichotomie zwischen Sesshaftigkeit und territorial-identitärer Verortung auf der einen sowie einer sozial-räumlichen Mobilität und damit einhergehenden fragmentarischen Biografien auf der anderen Seite ausgegangen wird, haben bereits die historische Arbeits- und Migrationsforschung gezeigt. Eine Annahme bestehender Gleichzeitigkeiten und Ungleichzeitigkeiten beider Orientierungsmuster erscheint stattdessen zutreffender (Götz, 2015: 29).⁶ Aufgrund seiner Unschärfe eignet sich der Begriff somit nur bei einer sehr kontextsensiblen Verwendung als gesellschaftsanalytischer Beschreibungsrahmen. Doch macht ihn dies nicht weniger interessant, denn seine Wirkung als soziokulturelle Orientierungsfolie auf das Konzept der alltäglichen Lebensführung der breiten Bevölkerung tritt im retrospektiven Abgleich zur fordistischen Periode als einer in Verlust begriffenen Normvorstellung der westlichen Nachkriegszeit umso mehr hervor (Schönberger, 2007: 72-75 sowie Götz, 2015: 31).⁷

Somit handelt es sich bei den Konzepten des Fordismus und des Postfordismus weniger um flächendeckend bestehende Alltagsrealitäten, sondern vielmehr um Entwicklungstendenzen sowie nicht zuletzt kollektive Deutungsmuster, die prägend auf individuelle Sinnstiftungen einwirken. Mit Götz (2015: 27) lässt sich daher resümieren, dass die

⁶ Belege der historischen Migrationsforschung finden sich in u. a. in Lehnert (2013).

⁷ Mit Konzept der alltäglichen Lebensführung wird hier das wechselseitige Zusammenspiel aus objektiven Verhältnissen (unumgängliche Bedingungen, wie Zwänge, Anforderungen, Ressourcen), soziokulturellen Einflüssen (Deutungsmuster, normative Standards, ideologische Vorgaben) sowie Lebensformen (basale Formen des sozialen Zusammenlebens, wie Freunde, Familie, Partnerschaft, Netzwerke) bezeichnet.

Konzepte als „Hilfskonstruktionen von eher heuristischem Wert [...] zu wichtigen Forschungsfragen hinführen, die jedoch in der jeweiligen Fallarbeit konkretisiert werden müssen.“ Der Befund über die Aufwertung des Faktors Persönlichkeit in postfordistischen Arbeitswelten bildet daher auch den Ausgangspunkt für die hier entwickelte Fragestellung.

Das hier exemplarisch analysierte monatlich erscheinende Fachmagazin *Personalmagazin* wird seit 1999 vertrieben und sei nach Selbstaussage des Verlags das „mit großem Abstand [...] auflagenstärkste Fachmagazin für Personalmanagement im deutschsprachigen Raum“⁸. Es erhebt den Anspruch, aktuelle Wissensbestände zu vermitteln, Handlungsempfehlungen auszusprechen sowie „Impulse für das persönliche Weiterkommen“ zu geben.

Das Material lässt sich in die Quellengruppe der Medientexte einordnen. Für die kulturwissenschaftliche Alltagsforschung erweisen sich Medientexte als hochrelevant, weil ihr Blick stets auf das Zusammenspiel zwischen individuell alltäglich-situativ generierten kulturellen Bedeutungsgehalt, gesellschaftlich vermittelten Sinnkonstruktionen und beeinflussenden Makrostrukturen gerichtet ist. Die vermittelten Botschaften können als diskursiv erzeugte Wirklichkeitsentwürfe greifbar gemacht werden, die aufgrund der hohen medialen Durchdrungenheit gegenwärtiger Alltagswelten auf individuelle Realitäten rückwirken bzw. in diese eingepasst werden (Köck, 2007: 302 ff.). Das hier verwendete, 60 Ausgaben der Jahre 2011 bis 2015 umfassende Textkorpus konnte also im Hinblick auf die diskursiven Argumentationsmuster und Wissensbestände und deren kulturelle Bedingtheit ausgewertet werden.⁹ Den Quellenwert des Materials betreffend ist zudem darauf hinzuweisen, dass es sich um ein stark an einer spezifischen durch die Herausgeber imaginierten Zielgruppe ausgerichtetes Medium handelt, dessen Autoren und Inhalte einem von pluralen Faktoren beeinflussten Selektionsprozess unterliegen, so z. B. von verlagsinternen Intentionen – im Falle der *Haufe-Gruppe*, die neben ihrer Publikationstätigkeit ebenfalls als Softwareentwickler tätig ist, muss in Betracht gezogen werden, dass eigene Produkte und Dienstleistungen im Magazin durch entsprechend selektierte Wissensbestände zu untermauern gesucht wer-

⁸ <https://mediacenter.haufe.de/de/werbetraeger/personalmagazin>.

⁹ Dabei handelt es sich beim *Personalmagazin* nicht unbedingt um einen stark verbreiteten populären Medientext, sondern vielmehr um eine branchenspezifische Fachzeitschrift mit eher geringer Auflage. Die Druckauflage im vierten Quartal des Jahres 2015 betrug 36.504 Exemplare. Alle Ausgaben seit 2012 sind jedoch online frei zum Download erhältlich, was den Verbreitungsgrad erhöhen könnte. Doch sind, „Versuche, [...] Popularität zu quantifizieren [...] kaum hilfreich, denn mit welchem Grad von Verbreitung Popularität beginnt oder aufhört, ist kaum zu definieren und je nach Zielgruppe sehr unterschiedlich“ (Köck, 2007: 304).

den – oder individuellen Denk- und Wertehorizonten einzelner Autoren, die im Quellenmaterial nicht oder nur kaum transparent werden. Dies beeinflusst Inhalte wie Nicht-Inhalte, Darstellungsformen sowie argumentative Strukturen und wurde bei der Analyse größtmöglich berücksichtigt.

Die Medientextanalyse weist dabei Elemente theoretischer wie methodischer Implikationen der Diskursanalyse auf, der „die Vorstellung [zugrunde liegt, ST], dass alles menschliche Wissen und Handeln in Ordnungen aufgeht, die dementsprechend beschrieben werden können“ (Eggmann, 2013: 56). Sie basieren auf Wissensbeständen, die als scheinbar objektive Wahrheiten Normvorstellungen und Selbstverständlichkeiten für handelnde Subjekte generieren, obwohl sie einem hierarchisch organisierten und durch Macht- und Deutungseliten beeinflussten Aushandlungsprozess entspringen.

Die Diskursanalyse zielt darauf ab, diese diskursiv erzeugten Sinnstiftungsprozesse transparent zu machen. Auf das Szenario der Bewerberauswahl bezogen meint dies somit, jene Konstellation der mit ihm assoziierten Wissensbestände, Wissensproduzenten und Deutungshoheiten sowie damit in Verbindung stehende Handlungspraxen in ihrem argumentativen Zusammenspiel zu identifizieren.

Damit werden Deutungsmuster, Typisierungen und narrative Umarmungen eines Expertendiskurses anvisiert, der, wie noch aufzuzeigen sein wird, eine klare wirtschaftswissenschaftliche Färbung besitzt. Für die Alltagskulturforchung zeigt sich dies insofern relevant, als die Wirtschaftswissenschaften „als Disziplin und als besonders deutungsmächtige Wissensformation moderner Gesellschaften entstanden“ (Welz, 2015: 37). Die gesellschaftlich breit gestreuten Wissensbestände und Deutungsmuster wirken sowohl auf die populärmediale Thematisierung und Rezeption kultureller Bilder des Auswahlzenarios selbst als auch auf individuelle und kollektive Sinnkonstruktionen und Handlungspraxen, die sich schließlich wiederum in Alltagsdokumenten, wie Stellenanzeigen oder Bewerbungsunterlagen manifestieren und nicht zuletzt im subjektzentrierten Denken und Sprechen selbst hervortreten (Seifert, 2007: 15).

Die Konstruktion des Auswahlzenarios im *Personalmagazin*

Wissenslieferanten Psychologie und Ökonomie

Als Informationsmedium des Personalwesens, das Handlungs- und Deutungseliten adressiert, begreift sich das *Personalmagazin* seinem

Selbstverständnis zufolge als Organ des *Human Resource Management* und nimmt damit Bezug auf die Managementlehre, die sich in Deutschland gegen Ende des 19. Jahrhunderts ausbreitete. Management bezeichnet hier eine Wissens- und Steuerungsform, welche die Organisation als „kollektive Einheit beobachtet und lenkt“ und damit in verwissenschaftlichter Form „rationales Wissen über Organisationen zu gewinnen und effizienzsteigernd einzusetzen“ (Reckwitz, 2012: 155) versucht. Dies lässt sich bereits am überwiegenden Anteil textueller Inhaltsvermittlung im Quellenmaterial ablesen. Kommen grafisch-visuelle Elemente zum Einsatz, bestehen diese maßgeblich aus Schaubildern und Diagrammen, die textuelle Inhalte schematisch bündeln und ergänzendes statistisches Datenmaterial liefern. Damit in Verbindung stehend, erweist sich ein „Erzählen mit Zahlen“ ebenfalls als charakteristisch, was nicht zuletzt der steigenden Prominenz von „Zahlenwissen“ als einer strukturierenden Ordnungspraxis der „mathematisierten und zunehmend digitalisierten Gesellschaft“ entspricht (Dietzsch, 2015: 31, 34).

Der im Magazin in Erscheinung tretende Expertendiskurs zeichnet sich durch eine spezifische Konfiguration seiner Akteure aus, die in erster Linie eine Verzahnung ökonomischer und (arbeits-)psychologischer Wissensbestände nahe legen. Dazu zählen Geschäftsführer verschiedener Unternehmen, (HR-)Managementvorstände, Vertreter von Personaldienstleistern, (Arbeits-)Psychologen, Wirtschafts- und Rechtswissenschaftler sowie Vertreter von Hochschuldisziplinen, die unterschiedliche der genannten Fachbereiche in sich vereinen und zumeist unter der Bezeichnung (HR-)Managementwissenschaften firmieren.

Mit Blick auf die kulturhistorische Genese ökonomischer und psychologischer Deutungsmuster lässt sich diese Ausrichtung in ihrer Kausalität nachvollziehen – so strahlten die Wissensbestände beider Disziplinen bereits vor ihrer Institutionalisierung eine hohe Wechselwirkung aufeinander aus. Die beginnende Idee einer Individualpsyche als Art Subjekte zu denken fällt in die Zeit der Herausbildung der bürgerlichen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts, die wiederum im Kontext des Einzugs der kapitalistischen Produktionsweise im Zuge der Auflösung der feudalen Ständegesellschaft steht. Mit dem Verlust etablierter Ordnungsmuster, die den Menschen als Glied einer kollektiven, gottgegebenen Ordnung bereits durch die Geburt im gesellschaftlichen Gefüge verortet begriffen, verschafften sich erste psychologische Denkfiguren Geltung. Dies manifestierte sich z. B. in der Entstehung von Salons, Kaffeehäusern, Leseclubs oder Bibliotheken zum Zwecke des Austauschs reflektierender Innenschau sowie in der Konjunktur des Schreibens als Praxis der Selbsterfahrung in Briefen, Tagebüchern, Rei-

seberichten und dem Roman. Dabei handelte es sich jedoch um eine klassen- und geschlechtsspezifische Entwicklung, die zunächst auf das männliche Bürgertum beschränkt war (Rau, 2010: 185-196). Die Vorstellung von der naturwissenschaftlichen Messbarkeit psychischer Dispositionen des arbeitenden Subjekts durch eine sich in Herausbildung begriffene experimentelle Psychologie im 19. Jahrhundert stand infolgedessen im Kontext einer ökonomisch überformten Leistungsphysiologie; das generierte Wissen verstand sich als zweckrationales Wissen über die menschliche Arbeitskraft im aufstrebenden Industriekapitalismus. So entwickelte sich bereits in diesem kulturhistorischen Kontext eine spezifische Sicht auf die psychischen Dispositionen der arbeitenden Subjekte, in deren Rahmen erste psychologische Techniken und Verfahren zur Vermessung von Persönlichkeiten entstanden, die als Vorläufer gegenwärtiger Verfahren der berufsbezogenen Eignungsdiagnostik gelten können, wie in den nachfolgenden Abschnitten näher ausgeführt wird.

Erzählungen von Mangel und Wandel

Die Bewerberauswahl wird als Bedrohungs- und Risikoszenario charakterisiert, das auf als gesamtgesellschaftlich geltend wahrgenommene Transformationsprozesse zurückgeführt wird. Die kausale Konfiguration dieser Deutung speist sich aus Mangel- und Wandelnarrativen:

Die Auswahl geeigneter Bewerber zeige sich, so die am häufigsten im Material hervor tretenden Topoi, insbesondere durch einen in Deutschland fortschreitenden Fachkräftemangel sowie durch den zunehmenden demografischen Wandel erschwert, die in Verbindung miteinander das Bild einer im Schrumpfen begriffenen qualifizierten Erwerbsbevölkerung transportieren, welche die Suche nach geeigneten Bewerbern zur Suche nach der „Nadel im Heu“ (Anonym, 2011: 6) mache. Damit geht eine gesteigerte Wertzuschreibung an psychologische Testverfahren einher, die eine adäquate Erhebung des Faktors Persönlichkeit von Bewerbern gewährleiste. Die identifizierten Narrative wiesen ein hohes Maß an Flexibilität im Hinblick auf ihre thematischen Verbindungen auf und zeigten sich fast einer jeden Empfehlung oder Bewertung von Auswahlpraktiken eingeschrieben, um ein Moment der Rechtfertigung oder des Nachdrucks zu erzeugen.

Beim Topos des Fachkräftemangels, der im gesellschaftlich-medialen Diskurs bereits als ein sich hartnäckig haltender Mythos, der gesellschaftliche Treffsicherheit entbehre, klassifiziert wurde, handelt es sich um ein wirkmächtiges Mangelnarrativ, das die „gegenwärtige Omnipräsens von Knappheit“ (Tauschek, 2015: 18) als ein weite gesellschaftliche

Bereiche überformendes Kulturmuster sowie Kernparadigma der wirtschaftswissenschaftlichen Theoriebildung veranschaulicht, das die Notwendigkeit eines Managements von Knappheit impliziert. Die Aushandlungen von Knappheit als einer im gesellschaftlichen Diskurs hergestellten Kategorie zeigen sich dabei moralisch überformt.

Ähnlich verhält es sich mit dem Mangelnarrativ des demografischen Wandels, der sich kulturhistorisch betrachtet bereits seit Beginn des 20. Jahrhunderts als ein in verschiedenen Formationen und unterschiedlichen Konjunkturen wiederkehrender und extrem kontextflexibler Topos darstellt. Dieser kreist stets um das Risikoszenario einer schrumpfenden Bevölkerung, z. B. durch Geburtenrückgang oder Überalterung. Im Personalwesen zeichnet sich seine Konjunktur etwa ab den 2000er Jahren ab (Sander, 2013: 304 ff.).

Das Bedrohungs- und Risikoszenario war des Weiteren durch drei rahmengebende Wandelnarrative gekennzeichnet: die fortschreitende Digitalisierung, den Wechsel der Bewerbergeneration hin zur „Generation Y“ und den veränderten Strukturen gegenwärtiger Erwerbsarbeit, umschrieben mit dem Schlagwort „Arbeit 4.0“, die ebenfalls als Verschärfer des gezeichneten Szenarios angesehen werden:

Der Prozess einer zunehmenden, die Arbeits- und Lebenswelt von Individuen umfassenden Digitalisierung, so der übergeordnete Tenor im Quellenmaterial, berge Potenziale und Risiken. In der Januarausgabe 2013 ist beispielsweise von einer zukünftigen „Personalarbeit in Pixeln“ (Cachelin, 2013: 16-19) die Rede, mit der eine digitale Analyse von Bewerberpersönlichkeiten ermöglicht werde, wie z. B. einem mit „Schöne neue HR-Welt“ überschriebenen Abschnitt eines Berichts vom August 2015 zu entnehmen ist, der über den ersten „HR-Hackathon“ berichtet, einen Ideenwettbewerb, der Experten des Personalwesens und der IT-Branche zusammenbrachte.¹⁰ Inwieweit auch die Digitalisierung als Risikofaktor betrachtet wird, tritt im Verweis auf die im Auswahlscenario vermehrt auftretende Konfrontation mit der Bewerbergeneration der *Digital Natives* hervor, auf die weiter unten eingegangen wird. An dieser Stelle soll zunächst die Zuschreibung kollektiv vorliegender generationaler Eigenschaften im Fokus stehen, die eng in Verbindung zum Narrativ der „Generation Y“ steht, also auf die Bewerbergeneration der nach 1980 Geborenen. Als eine Art homogenisierende, auf die Dimension der Persönlichkeit im Sinne eines „kollektiven

¹⁰ Zweitplatzierte Idee war der sogenannte „Skill Aggregator“, der ermögliche, „diejenigen Mitarbeiter im Unternehmen zu finden, die über die passenden Fähigkeiten für eine Stelle oder ein Projekt verfügen.“ Drittplatzierte Idee war das sogenannte „Mobile Video Recruiting“, das „die Persönlichkeitspassung des Bewerbers schon zu Anfang des Recruitingprozesses“ bewertbar mache (Sattler, 2015: 10).

Persönlichkeitsmusters“ ausgedeutete Generationenzuschreibung macht das Narrativ der „Generation Y“ eine gesamte Bewerbergeneration für das Personalwesen greifbar.

Die in diesem Schlagwort vereinten Diskurse um die Spezifik bestimmter Bevölkerungsjahrgänge werden auch außerhalb des Personalwesens in Medien und Wissenschaft in hoher Konjunktur rezipiert. In kulturwissenschaftlicher Perspektive lässt sich hierin, so Kaspar Maase, ein soziokultureller Selbst- und Fremdverortungsmechanismus sehen, der vor dem Hintergrund der inhärenten Dynamik von Kultur und Alltag als sinnstiftende soziale Ordnungskategorie fungiert. Maase weist darauf hin, dass die Hochkonjunktur eines seit den 1990er Jahren „boomenden Generationenmarktes“ durch den zunehmenden Bedeutungsverlust alternativer Ordnungskategorien wie Klassen- oder Schichtzuschreibungen und einer zunehmenden Individualisierung und Verzesung der Gesellschaft befördert worden sei. Gegenwärtig stünden ableitbare Zuschreibungen, die auf technologischen und/oder sozialisationsorientierten Deutungsmustern basierten, im Vordergrund (Maase, 2005: 221-241). Im Kontext der Bewerberauswahl erscheint die Identifikation eines kollektiven Persönlichkeitsmusters einer Bewerbergruppe vor allem im Hinblick auf eine damit assoziierte Prognosekraft und Komplexitätsreduktion attraktiv. Auf diesem Wege wird der Faktor Persönlichkeit somit zur zentralen Ordnungskategorie.

Das letzte Wandelnarrativ schließlich findet im Verweis auf die Transformation der Arbeitswelt Ausdruck, umschrieben mit dem Schlagwort „Arbeit 4.0“¹¹. Aufgrund seiner großen Nähe zu den im sozialwissenschaftlichen Diskurs unter den Begriff des postfordistischen Arbeitsparadigmas vereinten Charakteristika soll hier keine nähere Beschreibung erfolgen. Hinzuweisen ist jedoch auf das wirkmächtige Ineinandergreifen der einzelnen Wandelnarrative – so liegt eine enge Verschachtelung der Erzählungen über eine strukturelle Ausgangslage innerhalb der Erwerbsarbeit und den im Rahmen der „Generation Y“ angenommenen Dispositionen auf Seiten der Bewerberpersönlichkeiten vor, die wiederum stark in Verbindung mit der fortschreitenden Digitalisierung gebracht wird.

Schummler gegen Detektiv – Der Bewerber und seine Maske

Der das Auswahlscenario überformende Diskurs tritt als Dichotomisierung der beteiligten Akteure und ihrer Intentionen und Handlungspra-

¹¹ Das Schlagwort „Arbeit 4.0“ geht auf eine im April 2015 ins Leben gerufene Kampagne des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales zurück (vgl. <https://www.arbeitenviennull.de/>).

xen hervor. Über das gesamte Quellenmaterial hinweg tritt ein Szenario zum Vorschein, das den Entscheidungsträger zu einer Art Detektiv stilisiert, wohingegen der Bewerber als potenzieller Schummler oder Betrüger formiert wird. Am deutlichsten lässt sich dies am Beispiel der Januarausgabe aus dem Jahr 2012 und ihrem Titelthema „Schauspiel Bewerbung: Wie Sie das wahre Gesicht des Kandidaten ermitteln“ veranschaulichen.

Bereits die visuelle Gestaltung der zugehörigen Titelseite, die das Gesicht eines Mannes mittleren Alters zeigt, der die Hälfte seines Gesichts mit einer Maske verdeckt, liefert eine symbolische Darstellung des Bewerbers, der sein „wahres Gesicht“ zu überdecken sucht. Dieses trägt bestimmte negativ konnotierte Merkmale – visuell durch Dreitagebart, herunterhängende Mundwinkel, Falten sowie eine dunklere Augenfarbe symbolisiert. Die Maske hingegen positiviert das Bild: wacher Blick, lächelnder Mund, frisch rasierte, faltenlose, retuschierte Haut. Auch der zugehörige Titelartikel bildet diese dichotome Gegenüberstellung ab: Personaler, so der Tenor, seien „ständig bemüht, die Schummeleien aufzudecken“ (Enderle, 2012a: 14 f.), um hinter die Maske zu blicken. Genau in dieser kausalen Konfiguration erfolgt schließlich der Verweis auf die Notwendigkeit ausgefeilter Auswahlinstrumente:

Warum haben Sie sich bei uns beworben? Auf diese Frage wollen Personaler nicht hören, dass der Bewerber zu keinem anderen Bewerbungsgespräch eingeladen wurde. Und ein Bewerber würde so kaum antworten. Aber gerade dieses Frage-Antwort-Spiel ist symptomatisch für den gesamten Auswahlprozess. Bewerber wollen sich optimal präsentieren. Wer dieses Schauspiel hinterfragen und das wahre Gesicht des Bewerbers erkennen will, braucht effektive Instrumente. (ebd.)

Das geschaffene Risikoszenario wird zudem durch den Verweis auf eine wirkmächtige „Waffe“ des Bewerbers verstärkt: die Vorbereitung durch Ratgeberliteratur und Internetrecherche, die als Bedrohungen stilisiert werden, da der Bewerber mit ihrer Hilfe zu einer ausgeklügelten Camouflage gelange. Hieraus wird ein Handlungsbedarf zur stetigen Veränderung und Überarbeitung von Auswahlinstrumenten konstruiert. Die sich gegenüberstehenden Pole des Schummlers und Detektivs hätten ein gegenseitiges Wettrüsten mit einer sich verschärfenden Aufrüstungsspirale zur Folge. Der Rückgriff auf Kriegsmetaphorik, der das Bild zweier verfeindeter Parteien evoziert, verdeutlicht die narrative Ummantelung der Bewerberauswahl als Bedrohungsszenario. Dieses Deutungsmuster tritt somit zu den bereits geschilderten als bedrohlich

gefassten Mangel- und Wandelnarrativen hinzu. So wird dementsprechend auch eine Eskalation des Auswahlprozesses prognostiziert, wie etwa folgender Interviewauszug aus dem genannten Titelartikel aufzeigt: „Meine Prophezeiung ist, dass der Auswahlprozess immer weiter eskalieren wird. Die Bewerber können sich immer besser informieren und vorbereiten, die Personaler müssen immer weitere Instrumente entwickeln“ (Enderle, 2012b: 28). Das Vordringen zur Persönlichkeit als relevantem Schlagwort, in dem die „Eigenart“ des Bewerbers verortet wird, gilt als oberstes Ziel, werde jedoch nur durch eine Reduktion der genannten Störfaktoren ermöglicht.

Eine weitere Gefahr wird wiederum spezifisch im Kontext der „Generation Y“ verortet: als *Digital Natives* seien ihre Vertreter bereits qua technischer Sozialisation mit einer wirkmächtigen Waffe ausgestattet. Ihnen fiel es leicht, ein virtuelles Image aufzubauen, weswegen für einen vermehrten Einsatz von Leistungs- und Persönlichkeitstests argumentiert wird.¹²

Zusammenfassend ließ sich festhalten, dass das Auswahlzenario von Bewerbern durch Handlungsbedarf generierende Mangel- und Wandelnarrative auf der einen und durch ein Bedrohungsszenario zwischen den sich verfeindet gegenüberstehenden Akteuren auf der anderen Seite charakterisiert wird. Die „wahre Natur“ des Bewerbers – sich begrifflich stets im Faktor Persönlichkeit kumulierend – müsse detektivisch mit der richtigen Komposition der Auswahlinstrumente ergründet werden. Vor diesem Hintergrund können nachfolgend die Wertzuschreibungen an einzelne Auswahlinstrumente näher betrachtet werden.

Werte hierarchie der Auswahlinstrumente

Die gesichteten Jahrgänge des *Personalmagazins* führen an zahlreichen Stellen Vor- und Nachteile verschiedener Auswahlpraxen an und diskutieren deren Potenzial innerhalb der Bewerberauswahl. Konzeptuell wird dabei meist unterschieden zwischen einerseits als klassisch-traditionell empfundenen Instrumenten, die unter den Sammelbegriffen Bewerbungsunterlagen und Vorstellungsgespräche gruppiert werden

¹² Die große diskursive Verbreitung der eng verschränkten Bilder von *Digital Natives* und der „Generation Y“ im Personalwesen spiegelt sich auch an Vortrags- und Workshopangeboten der *Deutschen Gesellschaft für Personalführung* (DGFP), wie z. B. dem Vortrag „*Digital Natives* ticken anders – wie sie ticken und die Unternehmen beeinflussen“ des DGFP Kongresses 2011 oder dem Praxispapier „Zwischen Anspruch und Wirklichkeit: Generation Y finden, fördern und binden“ aus demselben Jahr (vgl. Praxispapier 9/2011 der DGFP).

und andererseits als neuartig und mit mehr prognostischer Aussagekraft ausgestattet wahrgenommenen Instrumenten, die unter dem Sammelbegriff der Eignungsdiagnostik firmieren.

Bewerbungsunterlagen und Vorstellungsgespräche

In den Bereich der Bewerberauswahl auf Basis von Bewerbungsunterlagen fallen die Durchsicht und Interpretation von Motivationsschreiben, Lebensläufen, Arbeitszeugnissen und (Hoch-)Schulzeugnissen. Die Sichtung von Bewerbungsunterlagen als eine Alltagspraxis des Personalers wird dabei als eine Art vorgeschaltetes Hilfsmittel betrachtet, das einen ersten Filter bereitstellt, jedoch keine tiefergehende Auswahl ermöglicht. Diese Bewertung konnte auf die Annahme einer hohen Fehleranfälligkeit, der auf Basis von Bewerbungsunterlagen vorgenommenen Auswahl zurückgeführt werden. So bestehe einerseits die Gefahr, dass ungeeignete Bewerber zum Einstellungsgespräch geladen sowie anders herum – ein Fehler, dem größere Tragweite attestiert wird – dass geeignete Bewerber zu früh aussortiert würden.

Die Annahme einer hohen Fehleranfälligkeit wurde innerhalb zweier Dimensionen konzeptualisiert: einerseits im Hinblick auf die Annahme einer grundsätzlich hohen Verzerrungsanfälligkeit der einzelnen Bestandteile von Bewerbungsunterlagen sowie andererseits im Hinblick auf die Subjektivität und Interpretationsabhängigkeit der Wahrnehmung und Deutung der Unterlagen durch den Auswählenden selbst.

Die vermutete Verzerrungsanfälligkeit der Unterlagen steht im Zusammenhang mit dem bereits beschriebenen Bild des Bewerbers als Schummler, der sich in seinen Unterlagen von seiner „Schokoladenseite“ zeige, was „zunehmend virtuos“ geschehe – insbesondere im Falle der inszenierungserprobten, mit ratgebender Information ausgestatteten *Digital Natives* (Miller, 2010: 16). Dies gilt z. B. für Motivationsschreiben und Lebensläufe. Vor allem letztere werden im Zuge der Digitalisierung des Bewerbungsprozesses im Rahmen von vermehrt zum Einsatz kommenden Online-Bewerbungsportalen als einem Homogenisierungsprozess unterliegend angesehen, der die Auswahl erschwere. Sogenannte *Backgroundchecks*, worunter die gezielte Recherche nach Informationen zur (privaten) Selbstdarstellung des Bewerbers im Internet verstanden wird, könnten wenig Abhilfe schaffen, da sie meist nur das strategisch entworfene Bild des Bewerbers bestätigen. Auch Arbeitszeugnissen wird eine wachsende Entwertung ihrer Aussagekraft attestiert, da diese per gesetzlicher Reglementierung einem wohlwollenden Standard folgten und keine Kritik zuließen.

Im Hinblick auf die Verzerrungsanfälligkeit von auf Schul- oder Hochschulnoten basierenden Bewertungen konstatierte das Quellenmaterial eine bestehende Kontroverse, innerhalb derer sich eine zunehmende Entwertung abzeichne, wie sich z. B. der Septemбераusgabe 2014 entnehmen lässt:

Derzeit nutzen [...] fast alle deutschen Unternehmen Bewerbungsunterlagen zur Personalauswahl und betrachten hier auch in erster Linie Noten als den Bestandteil mit der höchsten Vorhersagekraft. [...] Noten werden der in sie gelegten Erwartung, einen objektiven und vergleichbaren Standard zu liefern, aber nicht gerecht. Sie verfehlen Qualitätskriterien guter Diagnostik. (Frintrup et al., 2014: 18)

Im Anschluss daran wird näher auf die Gründe für die Abwertung von Noten als Basis von Personalentscheidungen hingewiesen, wie etwa der Subjektivität des Urteils der Lehrperson, die „typisch menschlichen Beurteilungsfehlern“ (ebd.) unterliegen würden sowie variierenden lokalen Standards.

Die zweite kritisch betrachtete Dimension der angenommenen hohen Fehleranfälligkeit einer Bewerberauswahl auf Basis klassischer Bewerbungsunterlagen bezieht sich auf die Interpretation der Unterlagen durch den Personalverantwortlichen selbst. So konstatiert etwa die Juniausgabe 2014, dass die Auswahl zu wenig von der Merkmalspassung des Bewerbers zu einer Arbeitsstelle, sondern vermehrt von der subjektiven Entscheidung des Auswählenden abhängen würde. Die unvermeidbare Subjektivität des Entscheidungsträgers wird im Auswahlzenario somit zu einem Problemfaktor stilisiert, was häufig in den negativ konnotierten Begriffen „Bauchgefühl“ oder „Nasenfaktor“ zum Ausdruck kommt. Diese wurden stets als Hindernisse auf dem Weg zum Ideal einer „absoluten Objektivität“ betrachtet. Beispielhaft wird hierfür etwa der kausal-interpretative Rückschluss von formalen Fehlern, wie z. B. Tippfehler oder Flecken in Bewerbungsunterlagen auf die mangelnde Eignung eines Bewerbers genannt, der sich als kaum sinnvoll erweise, da keine Studie dazu existiere, dass „auch nur eines dieser Kriterien eine tiefere Aussage über die Persönlichkeit eines Menschen oder seine berufliche Eignung ermöglicht“ (Kanning, 2014: 40).

Im analysierten Material wird ein tiefes Vordringen zur Bewerberpersönlichkeit im Auswahlzenario zum übergeordneten Ziel erhoben, dessen Erreichen durch die unvermeidbare individuell-subjektive Färbung des Personalverantwortlichen behindert werde. Infolgedessen wird schließlich eine als entindividualisiert-objektiv verstandene Bewerber-

berauswahl, wie sie durch die psychologische Eignungsdiagnostik repräsentiert wird, in hohem Maße aufgewertet.

Dies trat ebenso in der Bewertung von Einstellungsinterviews hervor, die meist in strukturierte und nicht-strukturierte Gespräche unterschieden werden. Beide Varianten werden im Quellenmaterial als erprobt und nützlich ausgewiesen, wie beispielsweise in der Maiausgabe 2013 angeführt, wobei strukturierte Gespräche eine Aufwertung gegenüber unstrukturierten Gesprächen erfahren. Strukturiertheit, so die Begründung, erzeuge eine objektivere Vergleichbarkeit, wohingegen unstrukturierte Gespräche, als „Sofageplauder“ abgewertet, nicht mehr als einen „hohen Wohlfühlfaktor“ erzeugen könnten, denn wer „seinem Bauchgefühl komplett vertraut oder meint, er könne nach einem lockeren Gespräch die Eignung des Kandidaten einschätzen, könnte mit der gleichen Zuversicht Lotto spielen“ (Lemmer, 2013: 36).

Dieser Ruf nach Objektivität und Entindividualisierung trat ebenfalls im Verweis auf den gewinnbringenden Erwerb von Kenntnissen über sogenannte *Micro Expressions* hervor, durch die Personalchefs wichtige Auswahlkompetenzen erlangen könnten. Situative emotionale Reaktionen, wie Angst oder Ekel, so der Hinweis, könnten auf Basis feiner muskulärer Veränderungen der Mimik des Bewerbers gelesen und im Kontext von Einstellungsinterviews nutzbar gemacht werden. Sie gelten als authentisch und unverfälschbar, und damit zeigt sich erneut die gesteigerte Wertzuschreibung an entindividualisierte, objektive Verfahren als Wegweiser im Dschungel bedrohlicher Selbstinszenierung und unvermeidbarer Subjektivität.

Psychologische Eignungsdiagnostik

Die Suche nach Objektivität und Entindividualisierung spiegelte sich insbesondere in der hohen Thematisierungsfrequenz und positiven Bewertung des als vergleichsweise neu und eher untraditionell dargestellten Instruments der psychologischen Eignungsdiagnostik wider. Diese werden den zuvor beschriebenen Verfahren als modernes Gegenstück gegenüber gestellt, wie schon der Titel von Millers Artikel „Vom Lebenslauf zum Eignungstest“ der Januarausgabe 2012 andeutet. Mit dem Mangel an geeigneten Bewerbern und der Verzerrungsanfälligkeit bestehender Instrumente kausal verknüpft, wird der Bedarf an modernen psychologisch unterfütterten Verfahren an vielen Stellen im Material deutlich.

Ein weiterer sich über das Quellenmaterial hinweg findender Aspekt der hohen Wertzuschreibung an die psychologische Eignungsdiagnostik in Abgrenzung zu konventionellen Verfahren ist die Annah-

me einer gesteigerten prognostischen Aussagekraft über den Berufserfolg des zukünftigen Mitarbeiters. Dabei wird meist auf Studien aus der Arbeits- und Organisationspsychologie Bezug genommen, die die Treffsicherheit dieser Verfahren belegen.¹³ So wird angenommen, dass Bewerber im Zuge eignungsdiagnostischer Verfahren zeigen könnten, „was aktuell in ihnen steckt“ (Frintrup, 2014: 19), wodurch das arbeitende Subjekt und seine Persönlichkeit als eine Art Container bestimmter Eigenschaften zugrunde gelegt wird,¹⁴ die durch von außen auf ihn projizierte Bewertungen nicht ausreichend zum Vorschein gebracht werden könnten. Dies trat indirekt auch in der negativen Bewertung physiognomischer und grafologischer Verfahren hervor, den nach psychologischem Forschungsstand überholten, „schwarzen Schafen“ unter den Auswahlverfahren, die jeglicher Vorhersagekraft entbehrten. Und auch im Allgemeinen wird an mehreren Stellen darauf hingewiesen, dass man sich im Dschungel der Testverfahren zurecht finden müsse, um mit Zirkustricks verglichene auf subjektivem Evidenzgefühl beruhende Verfahren von objektiver Diagnostik zu unterscheiden. Dass die Frage nach der Aussagekraft eignungsdiagnostischer Verfahren auch im psychologischen Diskurs nicht unumstritten ist, zeigt die im Jahr 2002 verabschiedete DIN-Norm 33430, der ein mehrjähriger kontroverser Aushandlungsprozess vorausging, in dessen Rahmen die Frage nach der Normierbarkeit psychologischer Testverfahren überhaupt verhandelt wurde. Erste in den 1990er Jahren durchgeführte Versuche, Standards zu erarbeiten, seien „im Ansatz kläglich gescheitert“ (Winterfeld, 2002: s.p.). Das Bedürfnis nach Normierung kann aber – und dies ist für die vorliegende Analyse relevant – als Indikator für das Bedürfnis nach einem objektiven Vordringen zu Bewerberpersönlichkeiten mit orientierungs- und sinnstiftender Funktion gedeutet werden.

Dies tritt ebenso in der Absage an Verhaltensbeobachtungen in Assessment Centern hervor, deren Prognosekraft aufgrund der Subjektivität des Beobachters als zu gering angesehen wird: „Beobachter haben eine unterschiedliche Tagesform, sie sehen Unterschiedliches und re-

¹³ Als drei Grundpfeiler des Sammelbeckens an psychologischen Verfahren und Methoden gelten Persönlichkeits-, Leistungs- bzw. Intelligenztests sowie simulationsbasierte Verhaltensbeobachtungen (www.dgp.de/index.php/personalauswahl.html). Im psychologischen Diskurs selbst wird jedoch ein Auseinanderklaffen zwischen wissenschaftlichem Erkenntnisstand und praktischer Umsetzung angemahnt (Anderson, 2005: 1-24).

¹⁴ Im Material fanden sich auch parallel existierende Diskurse, die den Faktor Persönlichkeit weniger als zeitstabilen Container, sondern als entwicklungsfähiges Konstrukt auswiesen. Diese fußen auf konkurrierenden psychologischen Deutungsmustern, die ein Wachstumsmodell der Psyche zugrunde legen, das insbesondere ab den 1970er Jahren zunehmend diffundierte und für den Prozess der Subjektivierung der Arbeit im Postfordismus ebenfalls zentral ist (Rau, 2010: 302).

flektieren ihre Beobachtungen verschieden. Die Situation in der Bearbeitung der Fallstudien kann nicht so stark standardisiert werden, dass die Beobachter immer nach den gleichen Kriterien urteilen“ (Lemmer, 2013: 36).

Im Rahmen der Abwertung des „Bauchgefühls“ oder „Nasenfaktors“ tritt im Quellenmaterial jedoch eine diskursive Bruchlinie hervor, die wiederum die Individualität und den Erfahrungswert des Entscheidungsträgers aufwertet und damit gerade für den Verlass auf diese argumentiert. So wird darauf hingewiesen, dass die Verantwortlichen „über eine gewisse (Lebens-) Erfahrung und Menschenkenntnis verfügen [müssten, ST], um Leistung, Potenzial und Teamfähigkeit einschätzen zu können“, denn zur „Beurteilung eines Bewerbers ist der persönliche Eindruck immer noch das Beste“ (Miller, 2011: 17), und auch in der Januarausgabe 2012 wird „Menschenkenntnis“ als positive Eigenschaft des Auswählenden angeführt. Die konkurrierenden Deutungsansätze finden sich also nicht nur im psychologischen Diskurs, sondern auch im Quellenmaterial selbst, wodurch ihre Symbolhaftigkeit für einen sich gegenwärtig vollziehenden kulturellen Aushandlungsprozess der Frage nach der Wertzuschreibung an im Individuum verhaftete Subjektivität versus einer entindividualisierten Objektivität noch deutlicher wird und die Problematik einer sinnstiftenden Differenzierbarkeit von Individuen transparent werden lässt.

An dieser Stelle lohnt sich eine historische Kontextualisierung: Die Neuartigkeit, die psychologischen Testverfahren in der Bewerberauswahl zugeschrieben wird, erscheint in Anbetracht der psychologischen Erforschung des arbeitenden Subjekts im 19. Jahrhundert wenig zutreffend. Betrachtet man schließlich den weiteren Verlauf im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert, wird dies noch deutlicher: Die experimentelle Psychologie Wundt'scher Prägung, die zu dieser Zeit Vorrangstellung gegenüber konkurrierenden psychologischen Diskursen besaß,¹⁵ erlebte Anfang der 1920er Jahre eine Blütezeit, in der sich die sogenannte Psychotechnik herausbildete, die sich einer ökonomischen Nutzbarmachung von Arbeitskraft verschrieben hatte. Das zentrale Werk ihres Begründers Hugo Münsterberg *Psychologie und Wirtschaftsleben* aus dem Jahr 1912 befasst sich, beeinflusst durch Taylors Konzept der „wissenschaftlichen Betriebsführung“, damit, wie die entwickelten Verfahren für Ökonomie und Gesellschaft genutzt werden könnten, um „für jede wirtschaftliche Arbeitsleistung die geeignete Persönlichkeit zu finden“ (ebd. 248). Die naturwissenschaftliche Aus-

¹⁵ So bildet sich an der Wende zum 20. Jahrhundert insbesondere die eher hermeneutisch-interpretativ orientierte Psychoanalyse heraus, die infolgedessen den stärksten Konkurrenten der experimentellen Psychologie darstellt (Rau, 2010: 267-282).

richtung versprach Wertneutralität und Objektivität. Die meist speziell für industrielle Auftraggeber konzipierten Verfahren erlebten insbesondere zur Zeit des ersten Weltkriegs einen entscheidenden Aufschwung, so entstanden psychotechnische Prüfstellen zur Ausbildung und Auswahl von Militärpersonal, die nach dem Krieg auch über die Kriegswirtschaft hinaus diffundierten.¹⁶

Damit sei nicht angedeutet, dass die gegenwärtige Eignungsdiagnostik in ihrer Konzeption und in den ihr zugrundeliegenden Wertigkeiten die Tradition psychotechnischer Verfahren identisch fortschreibt, jedoch handelt es sich nicht um etwas historisch Neues. Vor allem die Intention der Kompatibilitätsfrage zwischen Arbeitsplatz und arbeitendem Subjekt mittels psychometrischer Vermessung beizukommen, erscheint wirkmächtig fortgeschrieben.¹⁷ Wie prominent die auf Taylor zurückgehende Forderung nach der richtigen Arbeitskraft an der richtigen Arbeitsstelle auch im gegenwärtigen Diskurs ist, zeigen auch die einleitenden Worte des Eintrags zur Arbeits- und Organisationspsychologie im *Handbuch der Persönlichkeitspsychologie und Differentiellen Psychologie*: „The right person in the right place at the right time. In der Arbeits- und Organisationspsychologie sind Merkmale der Person – im Sinne differentiell wirkender Einflussgrößen – von großer Bedeutung. Die richtigen Personen sollen zur richtigen Zeit auf dem richtigen Platz arbeiten“ (Kersting, 2005: 535).

Auf welche Aspekte die Kompatibilitätsfrage schließlich ausgedeutet wird, zeigt sich abhängig vom strukturellen Kontext der Erwerbsarbeit sowie dem psychologischen Diskurs im jeweiligen soziohistorischen Kontext. Stand bei der Psychotechnik die Ausrichtung auf in kleine Einzelteile zerlegte industrielle Fertigungsschritte im Vordergrund, wovon schließlich die Anforderungen an den Faktor Persönlichkeit abgeleitet wurden, so legen gegenwärtige Bedingungen einen vermehrten Fokus auf die Anforderungen immaterialisierter Wissensarbeit zugrunde. Dabei liefert das prominente „Fünf-Faktoren-Modell“ zur Beschreibung der Persönlichkeit eine gesellschaftlich weit rezipierte Projektionsfolie. Als kulturübergreifendes Universal gehandelt, legt dieses fünf fest stehende Beschreibungsdimensionen der Persönlichkeit in Form von fünf Skalen zwischen als ein Kontinuum gefassten Extrempolen zugrunde: Neurotizismus, Extraversion, Offenheit für neue Erfahrungen, Verträglichkeit, Gewissenhaftigkeit (ebd.). Hierbei werden

¹⁶ Im Jahr 1922 waren 170 Test- und Eignungsstationen in der deutschen Industrie, in staatlichen Diensten wie Reichsbahn und Reichspost sowie in der Berufsberatung in Arbeitsämtern installiert (Rau, 2010: 258).

¹⁷ Zur bereits für das beginnende 19. Jahrhundert konstatierbaren „Allgegenwart des Messens und des Gemessenen“ als eine Kulturtechnik mit Ordnungsfunktion siehe Scharfe (2006).

somit anders herum bereits feststehende Dimensionen in ihrer jeweiligen Relevanz für den Arbeitserfolg untersucht.

Fazit und Ausblick

Die Frage nach den kulturellen Wertvorstellungen, die das Auswahl-szenario von Bewerbern in gegenwärtigen Arbeitswelten prägen, brachte eine Reihe an Deutungsmustern und Wertzuschreibungen hervor, die als diskursiv vermittelte Szenarien, unterfüttert mit spezifisch konfigurierten Wissensbeständen in Erscheinung treten. Als Bedrohungs- und Risikoszenarien stilisiert, kreisen sie in ihrem Kern meist um das wiederkehrende Bedürfnis einer sinnstiftenden Reduktion von Komplexität und im Individuum verhafteter Subjektivität als Gegenspieler zahlenbasierter Objektivität. Eine Verdinglichung des Bewerbers als messbarer Eigenschaftscontainer als ein sich bereits im 19. Jahrhundert findender Topos scheint in das Vakuum schwindender sozialer Verortungsmechanismen sowie gegenwärtiger struktureller Verhältnisse der Erwerbsarbeit zu greifen. Verbunden mit aktualisierten Wissensbeständen der Arbeitspsychologie, die in ihrem Selbstverständnis eng mit ökonomisierenden Deutungsmustern operiert, kumuliert dies in der Forderung nach einer tiefgehenden Erhebung des Faktors Persönlichkeit mittels eignungsdiagnostischer Verfahren.

Der vorliegende Beitrag möchte auf Basis der exemplarischen Diskursanalyse nicht zuletzt auch ein Argument für eine Nachschärfung der hier vollzogenen Betrachtung durch akteurszentrierte qualitative Mikrostudien liefern, die sich den subjektiven Verarbeitungsformen und Werthaltungen widmen, die sich im Feld der Bewerberauswahl auf Seiten verschiedener Akteure finden, denn soziale Phänomene „existieren nicht außerhalb der Individuen [...], sondern beruhen auf den Vorstellungen bzw. Interpretationen der betreffenden Menschen“ (Girtler, 2001: 46).

Des Weiteren könnten auch die Techniken und Verfahren der psychologischen Eignungsdiagnostik wie prominente Persönlichkeitstests zum Gegenstand kulturwissenschaftlicher Forschung erhoben werden, um den sich in ihnen manifestierenden kulturellen Ordnungsmustern zur Beschreibung und Differenzierung von Individuen in der Gegenwart sowie in historisch vergleichender Perspektive nachzuspüren. Hieraus könnte sich ein großes Forschungsfeld eröffnen, das mitunter weit über den Kontext der Bewerberauswahl hinausreicht und die in den Sozialwissenschaften stets wiederkehrende Frage anvisiert, wie

Subjekte als Individuen in bestimmten soziohistorischen Kontexten gedacht werden.

Literaturverzeichnis

- Adler, Joachim (2003): *Personalauswahl im Spannungsfeld kultureller Strukturen. Deskriptiv-empirische Feldstudie über das Innenleben einer Personalabteilung*, Tübingen: Universität Tübingen.
- Ahbe, Thomas et al. (1999): *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*, Reinbek: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag.
- Anderson, Neil (2005): „Relationships between practice and research in personnel selection: Does the left hand know what the right is doing?“, in: Evers, Arne et al. (Hrsg.): *The blackwell handbook of personnel selection*, Oxford: Wiley-Blackwell, 1-24.
- Anonym (2011): „Mittel gegen den Fachkräftemangel“, in: *Personalmagazin*, 3, 6.
- Beiner, Martha Jutta (2013): „Warum Introvertierte die besseren Chefs sind“, in: *Die Welt online*, <http://www.welt.de/gesundheit/psychologie/article122949718/Warum-Introvertierte-die-besseren-Chefs-sind.html>.
- Bröckling, Ulrich (2007): *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Cachelin, Joel Luc (2013): „Personalarbeit in Pixeln“, in: *Personalmagazin*, 1, 16-19.
- Dietzsch, Ina (2015): „Erzählen mit Zahlen. Diagramme als Orte des Erzählens“, in: *Zeitschrift für Volkskunde*, 111, 31-53.
- Eggmann, Sabine (2013): „Diskursanalyse. Möglichkeiten für eine volkswissenschaftlich-ethnologische Kulturwissenschaft“, in: Hess, Sabine et al. (Hrsg.): *Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte*, Berlin: Reimer, 55-78.
- Enderle de la Silva, Kristina (2012a): „Schauspiel Bewerbung“, in: *Personalmagazin*, 1, 14 f.
- Enderle de la Silva, Kristina (2012b): „Der Auswahlprozess eskaliert“, in: *Personalmagazin*, 1, 28 f.
- Frintrup, Andreas et al. (2014): „Die Not mit den Noten“, in: *Personalmagazin*, 9, 18-23.
- Girtler, Roland (2001): *Methoden der Feldforschung*, Wien [u. a.]: Böhlau.
- Götz, Irene (2010): „Ethnografien der Nähe – Anmerkungen zum methodologischen Potenzial neuerer arbeitsethnografischer Forschungen der Europäischen Ethnologie“, in: *Arbeits- und Industriesoziologische Studien*, 3, 1, 101-117.
- Götz, Irene (2012): „Vom Fordismus zum Postfordismus? Arbeitsethnografische Fallstudien als Korrektiv für vereinfachende Dichotomien“, in: *Kulturen*, 6, 4-12.
- Götz, Irene (2015): „Fordismus und Postfordismus als Leitvokabeln gesellschaftlichen Wandels. Zur Begriffsbildung in der sozial- und kulturwissenschaftlichen Arbeitsforschung“, in: Ege, Moritz et al. (Hrsg.): *Europäische Ethnologie in München. Ein kulturwissenschaftlicher Reader*, Münster: Waxmann, 25-52.
- Hirsch, Joachim / Roth, Roland (1986): *Das neue Gesicht des Kapitalismus. Vom Fordismus zum Postfordismus*, Hamburg: VSA.
- Kanning, Uwe Peter (2014): „Oh Schreck, ein Fleck!“, in: *Personalmagazin*, 6, 38-40.
- Kersting, Martin (2005): „Arbeits- und Organisationspsychologie“, in: Rammsayer, Thomas / Weber, Hannelore (Hrsg.): *Handbuch der Persönlichkeitspsychologie und Differentiellen Psychologie*, Göttingen [u. a.]: Hogrefe, 535-545.

- Keupp, Heiner (2014): „Das erschöpfte Selbst auf dem Fitnessparcours des globalen Kapitalismus“, in: Seifert, Manfred (Hrsg.): *Die mentale Seite der Ökonomie. Gefühl und Empathie im Arbeitsleben*, Dresden: Thelem, 31-50.
- Köck, Christoph (2007): „Kulturanalyse populärer Medientexte“, in: Götsch, Silke / Lehmann, Albrecht (Hrsg.): *Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie*, 2. überar. u. erw. Auflage, Berlin: Reimer, 301-319.
- Lehnert, Katrin (2013): *Weder sesshaft noch migrantisch. Alltagsmobilität ländlicher Unterschichten und die Genese eines modernen Grenzregimes im 19. Jahrhundert*, Dissertation, München: LMU München.
- Lemmer, Ruth (2013): „Tests schön verpacken“, in: *Personalmagazin*, 5, 24-37.
- Maase, Kaspar (2005): „Farbige Bescheidenheit. Anmerkungen zum postheroischen Generationsverständnis“, in: Wildt, Michael / Jureit, Ulrike (Hrsg.): *Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs*, Hamburg: Hamburger Edition, 220-242.
- Miller, Michael (2012): „Vom Lebenslauf zum Eignungstest“, in: *Personalmagazin*, 1, 16 f.
- Pongratz, Hans J. (2013): „Human Resource Management“, in: Hirsch-Kreinsen, Hartmut / Minssen, Heiner (Hrsg.): *Lexikon der Arbeits- und Industriosozologie*, Berlin: Ed. Sigma, 256-262.
- Rau, Johanna (2010): *Psychopolitik. Macht, Subjekt und Arbeit in der neoliberalen Gesellschaft*, Frankfurt a. M. / New York: Campus Verlag, 185-96.
- Reckwitz, Andreas (2012): *Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung*, Berlin: Suhrkamp.
- Salgado, Jesús F. / Fruyt, Filip de (2005): „Personality in Personnel Selection“, in: Evers, Arne et al. (Hrsg.): *The Blackwell Handbook of Personnel Selection*, Oxford: Blackwell, 174-198.
- Sander, Evelina (2013): „Vitamin (D)emografie für die Personalpolitik? Zu Praktiken der (Re)produktion und Effekten des personalpolitischen Demografie-Diskurses in Deutschland“, in: Göke, Michael / Heupel, Michael (Hrsg.): *Wirtschaftliche Implikationen des demografischen Wandels. Herausforderungen und Lösungsansätze*, Wiesbaden: Springer, 301-317.
- Sattler, Andreas (2015): „Schlaflos in Berlin: HR hackt mit IT“, in: *Personalmagazin*, 8, 10.
- Scharfe, Martin (2006): „Vermessung und Vermessenheit. Nur dem Stoff nach ein Alpen-Kapitel“, in: *Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung*, 41, 11-26.
- Schönberger, Klaus (2007): „Widerständigkeit der Biografie“, in: http://www.volkskunde.uni-muenchen.de/vkee_download/g_tz/1-schoenberger.pdf.
- Schönberger, Klaus / Springer, Stefanie (2013): „Handlungsräume subjektiver Arbeit in der Wissensökonomie. Eine Einführung“, in: Schönberger, Klaus / Springer, Stefanie (Hrsg.): *Subjektivierte Arbeit. Mensch, Organisation und Technik in einer entgrenzten Arbeitswelt*, Frankfurt a. M.: Campus Verlag, 7-21.
- Seifert, Manfred (2007): „Arbeitswelten in biografischer Dimension. Zur Einführung“, in: Götz, Irene et al. (Hrsg.): *Flexible Biografien? Horizonte und Brüche im Arbeitsleben der Gegenwart*, Frankfurt a. M.: Campus Verlag, 9-29.
- Seifert, Manfred (2014): „Die mentale Seite der Ökonomie: Gefühl und Empathie im Arbeitsleben. Eine Einführung“, in: Seifert, Manfred (Hrsg.): *Die mentale Seite der Ökonomie. Gefühl und Empathie im Arbeitsleben*, Dresden: Thelem, 11-30.
- Sutter, Ove (2013): *Erzählte Prekarität. Autobiographische Verhandlungen von Arbeit und Leben im Postfordismus*, Frankfurt a. M.: Campus Verlag.

- Tauschek, Markus (2015): „Knappheit, Mangel, Überfluss – Kulturanthropologische Positionen. Zur Einleitung“, in: Tauschek, Markus / Grewe, Maria (Hrsg.): *Knappheit, Mangel, Überfluss. Kulturwissenschaftliche Positionen zum Umgang mit begrenzten Ressourcen*, Frankfurt a. M.: Campus Verlag, 9-33.
- Welz, Gisela (2015): „Knappheit – eine anthropologische Kategorie?“, in: Grewe, Maria / Tauschek, Markus (Hrsg.): *Knappheit, Mangel, Überfluss. Kulturwissenschaftliche Positionen zum Umgang mit begrenzten Ressourcen*, Frankfurt a. M. [u. a.]: Campus Verlag, 35-56.
- Winterfeld, Ulrich (2002): „Der lange Weg zu einer DIN-Norm“, in: *Report Psychologie*, 5-6, <https://www.bdp-verband.de/bdp/politik/clips/report56-1.shtml>.

How to find Writers of Vegan Restaurant Descriptions. The Use of Corpora in designing a Language Proficiency Test

Christine Schmailzl

Abstract: In the course of internationalisation, the start-up company “Grünzeug GmbH” wanted to launch their vegan restaurant guide app “vanilla bean” in the United States of America. For the U.S. launch, the app’s database needed to hold descriptions of at least 25,000 different venues. Since the company is growing, suitable personnel for the U.S. launch had to be found. To make hiring more effective, the company wanted to use a language test. This test should assess the applicants’ suitability for writing descriptions of vegan venues in the U.S. A tailor-made test had to be crafted for this purpose. The approach was to use corpora to enhance the validity of language assessment. To design tasks corresponding to the actual job of description writing, a requirement profile was formulated to evaluate the corpus data. This project sets the foundation for future research on the successful combination of corpora and language assessment.

About the author: Christine Schmailzl studied German as a Second Language; Multilingual Consulting; German as Foreign Language and Intercultural Rhetorics at the University of Regensburg; She is currently studying Teacher Training for Secondary Schools at the University of Regensburg, majoring in English and German. The present paper is based on her internship for Multilingual Consulting as well as her studies of English linguistics and was supported by Prof. Dr. Roswitha Fischer.

Keywords: corpora; language assessment; testing; validity; vegan restaurant guide

Corpora can enhance language assessment because they enable test writers to determine linguistic items which are actually used in a domain. The basis of every corpus analysis is a corpus. A corpus is a body of texts which is representative of the domain the linguist wants to analyse. This body of texts is imported into a corpus linguistic comput-

er programme. Such programmes enable linguists to quickly obtain information on the make-up of the texts in the corpus. Corpus analysis, thus, points at what structures are actually used within a given context.

Using corpus-based test content means to assess the proficiency which the test writer attempts to assess. Hence an assessment which is based on corpus analysis is a valid one. The concept of validity is vital to assessment because validity describes that “a test measures what it sets out to measure” (Barker, 2010: 633). Corpora can make language assessment more valid because a corpus analysis shows test writers the most frequent items of real language use within a specific domain. Consequently, data from corpus analysis displays which lexical items, grammatical structures, collocations, colligations and other co-occurrences are actually used in real discourse. For assessing language proficiency, this information is vital – especially if the test is supposed to evaluate language abilities in a specific domain. Having a clear account of language used means having a clear definition of test content. If corpus linguistics can be used for the field of language assessment, it will have a great impact on the validity of language tests, since corpus analysis provides test writers with a clear set of linguistic features. Language tests grounded in corpus data would then not only be more valid than traditionally crafted tests but also fairer to candidates since domain-specific competence can be assessed.

However, corpus linguistic methods have not yet conquered the field of language assessment. The current state of research offers very little on the combination of corpus linguistics and language assessment. Despite the manifold possibilities corpora offer to improve language testing, corpora and the corresponding technologies have not revolutionised the way languages are tested.

This research gap is addressed by this paper: Corpus linguistic methods and considerations about test qualities were combined with a requirement profile for the first time. A domain-specific language assessment for hiring suitable content personnel was designed for the vegan restaurant guide app “vanilla bean”. Assessing general language skills proved obsolete in this case, because specific skills, vocabulary and linguistic patterns are relevant to write descriptions of vegan restaurants. After all, deciding whom to hire based on language assessment can only be effective, if language assessment is tailor-made for the respective purpose. The “vanilla bean” language proficiency test has assessed all skills content workers need.

To grasp the linguistic structures used for vegan venue descriptions in the app, real language usage had to be examined. Turning to corpus linguistics solved this problem. To find out which vocabulary and

structures the applicants needed to know, two different corpora were compiled and analysed, in order to craft the “vanilla bean” language proficiency test: Through both a quantitative analysis of texts displayed in the app and a qualitative analysis of texts which met the standards in terms of length, the test relevant items were determined. Importantly, corpus analysis can only show what to test based on usage frequency. This means that corpus linguistic programmes can scan the respective corpus for the most frequent nouns, verbs, collocations, word combinations and the like. After performing the corpus analysis, the test writer arrives at lists of frequent items.

What corpus data does not show the test writer, however, is *how* to test these structures. In other words: Corpus analysis can only provide data and not the way of using this data for language assessment. To decide how to test the relevant linguistic structures, a requirement profile was used to evaluate the corpus data. A requirement profile is a systematic overview of all skills and subskills needed to perform a task. In the requirement profile for the “vanilla bean” language proficiency test, the process of writing restaurant descriptions was operationalised in terms of content. The clear account of the requirements acted as the basis for evaluating the corpus data. With the help of this requirement profile, the tasks of the test were designed in a manner that corresponds to the job of a “vanilla bean” content worker.

The context of the research project

“Grünzeug GmbH”, founded in Regensburg in 2015, aims to make eating environmentally friendly easy for everybody. Not every restaurant today offers vegan options. Therefore, it can be hard to follow an eco-friendly lifestyle on the go. This is why the start-up company developed the smartphone app “vanilla bean”, a restaurant guide which only lists venues with at least one vegan dish on the menu. The app provides its users with the service of finding vegan food options close to them or in a city of their choice. In addition, users can search for venues which offer gluten-free, organic, fair-trade, lactose-free, raw, vegetarian and omnivorous options. Moreover, the app provides its users with further information on the venues, such as address, opening hours, Facebook page and website, telephone number, price range, e-mail address, photos of the venue, and the food served as well as a slogan and a description of the restaurant.

After the launch in Germany on the 9th of December 2015 and in Switzerland on the 15th of March 2016, the launch of the app in the first

English-speaking countries followed in 2016. On the 15th of September 2016, the app's service was made available to people across England, Ireland, Northern Ireland, Scotland and Wales. By virtue of being a growing start-up, "vanilla bean" has to constantly extend their user base. Thus, entering new markets is crucial. At present, the United States of America is the biggest English-speaking vegan market: Plant-based alternatives have experienced an increase by over 8 per cent in the past year alone – with a rising trend.¹ Consequently, the next step to make the app an international success was to establish it in the United States on the 23rd of January 2018. The project presented in this article concerns the U.S. launch.

The problematic point for the U.S. launch was the acquisition of content employees. As the app provides data not only on the listed venues but also on restaurant descriptions, the entries of the respective venues cannot be generated automatically. To successfully introduce the app to the U.S. market, the database needed to hold descriptions of at least 25,000 venues. To make recruitment as efficient as possible, "Grünzeug GmbH" wanted to use a language assessment test to decide whom to hire for the U.S. launch. Consequently, the big question was the following: What does the perfect test for this purpose look like?

The test qualities of objectivity and reliability

Faced with the task creating such a language proficiency test, two more specific questions arose. The first concerned the test content: What needs to be tested to allow conclusions about the applicant's suitability for writing descriptions? The second concerned the actual make-up of the test: How can such a language test be crafted? A domain-specific test has to be designed on the basis of a well-grounded theoretical framework.

Importantly, assessment informed by corpora "should [also] be subject to the normal requirements of validity and reliability" (Alderson, 1996: 258). This again fosters the proposed link between theories of language assessment and corpus linguistics. Corpus data on its own does not enable test writers to create useful language tests. Thus, it was crucial to see what makes a test a *good* test. According to test qualities, every test has to be objective, valid and reliable. A test's objectivity describes whether its results are independent of the respective rater (Lienert / Raatz, 1998: 7). Hence, objectivity clarifies two things: First-

1 "Plant Based Foods Sales Experience 8.1 Percent Growth Over Past Year", in: <http://www.prweb.com/releases/2017/09/prweb14683840.htm>.

ly, the respective person who conducts and rates the test does not impact the outcome. Secondly, the test is the same for all test takers, meaning that each test taker has the same amount of time to complete exactly the same tasks with the same means. Thus, it does not play a role whether rater A or rater B conducts, corrects and/or marks the test: The results will be the same, because all participants take the same test under the same conditions.

Ensuring objectivity was the first step in creating the “vanilla bean” language proficiency test, because objectivity is a prerequisite for all other test qualities. If a test is not objective, it will be neither reliable nor valid. The best way to achieve high levels of objectivity of application is to minimise the interaction between the participants and the observers (Lienert / Raatz, 1998: 7). To eliminate observer influences, an online test was used. Since the test takers do not get instructions by a human observer but in written form only, there is no way the test procedure could be influenced: Every test taker answers the test’s questions on their computer in the same online form. Only closed tasks were used, because they are fully objective, as specific answers are expected from the test taker. Each item was either correct or incorrect. Every correct answer earned one point. In case one answer included two aspects, this answer was counted twice. In the case of an online assessment, the process of correcting and scoring can be computerised. Automated rating of closed tasks not only saves time, because it does not consume human resources, but it is also error-free. To ensure the same test conditions, the tools used to take the test, the test itself, and the time to answer the assessment had to be the same for each applicant. An adequate time frame to answer the respective tasks was determined in the course of evaluating the pre-test. The pre-test takers were asked to note down the time which they needed to complete each task. The average time that the pre-test takers needed to answer the assessment was used for the final test.

Concluding, the “vanilla bean” language proficiency test is objective because all test takers have the same time frame to complete the online assessment comprised of the same tasks. All applicants take the test under the same conditions. There is no interaction between the observer and the test taker because all test content, i.e. both instructions and tasks, is provided in written form only.

Having ensured objectivity, reliability has to be achieved. If a test is reliable, its “results are accurate, consistent and dependable” (Barker, 2010: 633). A reliable test provides the observer with error-free results that are persistent over time. To ensure reliability, the method of comparing two parallel tests was used. This was possible, because the “vanil-

la bean” language proficiency test includes two C-tests. C-tests are a special kind of gapped task format in which the last letter of every second word is deleted. The person taking the test has to fill in the gaps. C-tests ask test takers to use their communicative as well as their linguistic knowledge of a language. Therefore, C-tests help to draw conclusions about general language proficiency (Karimi, 2011: 7). This task format tests productive knowledge of content words, lexis, inflection, orthography as well as overall text comprehension and coherence.

The C-tests in the “vanilla bean” language proficiency test were supposed to assess domain-specific language. Thus, attention was paid to deleting letters of key words, i.e. words that are important to the field of vegan restaurant descriptions. Both C-tests are of comparable difficulty and length. The performance of the pre-test takers in these C-tests was compared to ensure inner consistency. The pre-test takers achieved similar scores in both C-tests, although one C-test was set at the beginning of the test and one at the end. The order of the C-test, then, did not influence the test result, proving that the “vanilla bean” language proficiency test avoids falsification of the results due to task order. Having excluded possible sequence effects, the results of both C-tests can be used to examine inner consistency. The performance data of the test takers in both C-tests show high correlation. Hence, the language test has inner consistency, which makes it reliable.

Validity and corpus linguistics

The most problematic test quality is validity. A test’s validity is concerned with whether the test measures the content that it intends to measure (Akbari, 2012: 30). Validity can only be assessed content-wise: Is the test fit for its purpose? The relationship between test content and test purpose is crucial. A test which is perfect for one domain can be utterly useless for another. Depending on the purpose and domain, the linguistic structures used differ dramatically. Thus, a test can only be valid, if its conception is tailor-made for its field of application. If a test is supposed to tell the observer whether the test taker’s proficiency of English is high enough to work in a certain position, a valid test will tell the employer who to employ for that job. However, decisions based on assessment can only be justified, if the test score really reflects the test taker’s proficiency and not anything else (He / Dai, 2006: 377). In fact, validity describes whether a test is a suitable basis for decision making (Messick, 1989: 13).

The “vanilla bean” language proficiency test was supposed to determine whether an applicant will be a good content worker. The test had to capture one’s aptitude for writing restaurant descriptions. Using a test that attempts to measure general language proficiency in English, would therefore not allow drawing conclusions about an applicant’s aptitude to work for the app. Evidently, a test which perfectly fits its purpose, i.e. finding good restaurant description writers for the U.S. market, had to be designed. The difficulty was to define the domain-specific language skills that are needed for writing descriptions of vegan venues. Which items need to be included in the test to find suitable employees?

Corpus analysis can only provide test writers with useful data, if the corpus design matches the intended purpose of the test (Alderson, 1996: 254). It is crucial to choose a suitable compilation of texts for the data to be representative of the respective language domain. Depending on the domain of language use, the corpus’ make-up has to be different. If, for example, one is to assess the test takers’ capability of business English, the texts have to be from that domain. Domain specific corpora bear great potential for determination of test content for specific purposes (Barker, 2006: 3). The use of domain-specific corpora, however, has not yet become widespread, even though they are a pre-requisite for the development of “valid and reliable domain-related tests” (Taylor et al., 2003: 250).

Using corpora to generate test content for the “vanilla bean” language proficiency test

Before writing a test, the test writer has to clearly define the content of the assessment (O’Sullivan, 2012: 82). The basic assumption was that the data gained via corpus analysis of the existing texts would ensure the validity of the language test. Two corpus analyses of two different corpora were conducted. Through both a quantitative analysis of texts displayed in the app and a qualitative analysis of texts which met the standards in terms of length, it could be determined which linguistic items to test.

Since the app had already been launched in the United Kingdom and Ireland, a large number of restaurant descriptions in British English was available. The fact that the texts were written in British English was not a problem, because orthography and lexis can easily be adapted to American English. At the time of creating the test, the database held 973 discrete English texts, which I used for the first corpus analysis.

The most frequent words of this large corpus were found via the concordance programme “AntConc”. “AntConc” is computer software which enables the user to scan texts for key words in context and to analyse them.² “TagAnt” is an additional programme and can be used together with “AntConc”. It provides information about word classes for each linguistic item in the corpus. The text files tagged with “TagAnt” were imported into “AntConc”. Lists of the most frequent words according to word classes were created. The word list provided a clear amount of the vocabulary for the descriptions of the app. With the Pivot table function of the spreadsheet programme “Excel”, the individual lists of word classes were then ranked according to their frequency. The categorization into word classes was important for two reasons: First, the individual word class lists provided an overview of the distribution of the vocabulary used for restaurant descriptions in “vanilla bean”. Secondly, these lists yielded information about the grammatical structures used in venue descriptions. This quantitative analysis of the existing restaurant descriptions helped to make the first, vital decision in the test crafting process: There are frequently used phrases in the venue descriptions. Hence, it would not make sense to test vocabulary and grammar separately. All tasks have to be constructed following lexico-grammatical principles. Lexico-grammar recognises syntax and lexis as interconnected parts of speech (Sinclair, 1991: 104). Knowing these expressions or chunks of words will make the production of venue descriptions easy, because they function as flexible components to compose correct utterances.

The second corpus analysis provided a qualitative overview of the make-up of the restaurant descriptions. For this corpus, only texts with the length of 350 to 450 characters were used. This number of characters was chosen, because “Grünzeug GmbH” considered it as optimal. The second corpus is significantly smaller than the first one. It comprises only 106 different texts. However, these texts are of the expected quality in terms of length and style. To analyse the second corpus, the data analysis programme “MAXQDA” was used. “MAXQDA” is a computer programme used for both qualitative and quantitative analyses of texts.³ To gather the crucial data, the feature “MAXDictio” was used in order to determine the most frequent word combinations. These combinations were then integrated into the language proficiency test as items.

² “AntConc,” Laurence Anthony, 2018, <http://www.laurenceanthony.net/software>.

³ “MAXQDA Plus (incl. MAXDictio),” MAXQDA, 2018, <https://maxqda.com/products/maxqda-plus>.

Importantly, corpus analysis can only show what to test in terms of usage frequency. Corpus analysis does not generate ready-to-use assessments. How can language assessments be crafted with corpus data? First of all, it is important to note that the content workers need to communicate in a specific domain, namely, the domain of food and drinks with a focus on vegan, gluten-free, organic and regional offers. Secondly, not only the domain-specific language has to be assessed. The writers for the app need to be able to perform all the tasks related to the production of a description. The tasks in the test have to correspond to the requirements of the job. Being aware of the multiple aspects that need to be included, the question was how to define and operationalise these aspects.

Making use of corpus data with the aid of a requirement profile

To create appropriate test items, the data from both corpus analyses was evaluated with the aid of a requirement profile. The use of a requirement profile ensured the precise definition of the test construct. The tasks were corpus-based and designed in a way that assessed the test taker's suitability for the job of a writer of restaurant descriptions.

The requirement profile encompassed all skills needed to write descriptions. In general, every content worker needs to adhere to the company standards for restaurant descriptions. The "vanilla bean" guidelines are made available to the subjects before taking the test. It is expected that the applicants grapple with these guidelines. Another basic requirement is the ability to do research. To write the venue descriptions, the content workers need to find information on the respective venue online. It is often necessary to use various resources, such as the venue's website, its menu or its Facebook page. Importantly, the available information needs to be evaluated in terms of relevance. Lastly, all the pieces of information need to be put into a coherent text: The description should provide the user with a good idea of a restaurant's vegan, dietary and, if any, its sustainability concept. The approximate text length should be 4 to 6 sentences.

The organisation of the description has to adhere to the "vanilla bean" guidelines. Above the running text, the app user has to be notified of possible obstacles that could make the restaurant visit a let-down under the "TAKE NOTE" caption. To do this, content workers need to be able to perceive such possible obstacles, i.e. varying opening hours or kitchen times. All essential information on the venue has to

be included in the introduction sentence. This sentence encompasses the name of the restaurant, its location, the type of cuisine, i.e. Italian, fast food, clean eating or raw, the type of eatery, i.e. café, restaurant, ice cream parlour, etc., as well as its diet, i.e. vegan, vegetarian, vegan-vegetarian or omnivorous with vegan options. Following the introduction, the writers have to give examples of vegan dishes on the menu – provided that the venue’s menu is accessible online. It has to be highlighted if the venue offers more than just regular food, i.e. mock meats, raw vegan or gluten-free dishes. Further information on the venue can be included afterwards. For example, the text can give information on whether sustainability is an important aspect of the venue’s concept: Does the restaurant use organic, fair-trade or regional ingredients? In case the venue regularly hosts events, i.e. Sunday brunch or live music evenings, this should be mentioned at the end of the description.

In addition to fulfilling the content-wise requirements, the applicants have to have all the markings of the needed language ability. In terms of grammatical items, they have to be capable of using correct punctuation, syntax, 3rd person inflection, collocations, simple present as well as American English orthography and lexis. Moreover, they have to be able to use paraphrasing strategies, such as finding synonyms, splitting one sentence into two, relative clauses, converting sentences from active to passive and vice versa, nominalisations, verbalisations and substituting nouns with pronouns and vice versa.

Pragmatics plays an important role, too. The crucial aspects here are a neutral style and relevance. To present the information on the respective venue as neutral as possible, exaggerations, comparatives and superlatives need to be avoided. The descriptions have to be written in the 3rd person or passive. The personal pronouns “I” and “we” are not to be used. Importantly, the information given has to address the app’s target groups. The descriptions only give information on vegan options. It is not interesting for “vanilla bean” users to know about the restaurants non-vegan dishes or ingredients, for example.

Tasks design of the “vanilla bean” language proficiency test

In the “vanilla bean” language proficiency test, the tasks were conceptualised to assess the individual skills needed to perform the job of a writer of vegan restaurant descriptions. The requirement profile was not only used to evaluate the corpus data but also to choose suitable task formats. Thus, the requirement profile helped utilizing the word frequency lists and lists of word combinations for test creation.

Each task focuses on one specific skill to ensure that exactly this particular skill is measured. Gap fill activities ask the test taker to insert the correct word or phrase either on their own or choosing from a selection of options. In the “vanilla bean” language proficiency test, gap fill activities were used to assess linguistic correctness, namely syntax and grammar, as well as content and order of description texts. Pieces of information had to be sorted into a grid. In another gap fill activity, sentences in the passive voice had to be put into the active voice and vice versa. Since stylistic variation plays an important role when writing descriptions, there was a task on choosing the correct synonym for the underlined part of the sentence.

Multiple-matching tasks demand to order items into the correct sequence or to match corresponding items (Barker, 2010: 635). In the “vanilla bean” language proficiency test, multiple-matching tasks were used to test knowledge on collocations, research skills, morphology, pragmatics, different cuisines, and to check whether the test takers are able to comply with the company’s set order of description content. To assess the latter, the test takers had to put pieces of a restaurant description into the correct, chronological order (Task example 1).

The text used for this task is a model description. Each sentence includes a different aspect of venue descriptions displayed in the app. However, the order of the sentences is incorrect. The applicants had to sort the given sentences content-wise. Thus, the task assessed whether the applicants had familiarised themselves with the company’s guidelines and whether the applicants were able to apply these standards to written texts. Another multiple-matching task requested the test takers to sort pieces of information into categories with regards to relevance (Task example 2).

3. It's important that the description of each venue follows a logical order. Place the following parts of the text in the right order.

Drag items from the left-hand list into the right-hand list to order them.

There are vegan and gluten-free options, such as stuffed bell peppers, sweet potato skins, falafel wraps and fruit salads. →

The View Deli is called like this for a reason: →

Not only hot drinks and soft drinks but also a variety of different dishes are served. →

Since the café is located on level 4 of the Students' Union building, you can enjoy the great view over Sheffield. →

The View Deli is a meat-free café, which offers Indian-inspired dishes. →

Task example 1: Structuring venue descriptions correctly

24. Not everything you find on the websites of venues is important. Thus, there is no need to include every piece of information into the description of a venue.

Tick the correct boxes.

	A must	Nice to have	Not relevant
Mary Ward Center Cafe is a vegetarian cafe, which serves Western and American cuisine.	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
The café functions as art gallery.	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
The café only serves free-range eggs from local farmers.	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
All food is also to take-away and the café offers catering services.	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
The meat served is sourced from producers that ensure high standards of animal welfare.	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
There are vegan options and they are labeled as such.	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>

Task example 2: Distinguishing important from unimportant pieces of information

In this task, the applicants were asked to decide whether the given pieces of information matter to the services the app provides. As the users of “vanilla bean” are only interested in information concerning vegan food and ingredients, the applicants had to categorise information on non-vegan food and ingredients as “Not relevant”. Furthermore, the test takers had to decide whether the respective piece of information has to be included in every venue description or whether the respective piece of information only adds more value to a venue’s de-

scription. Pieces of information which are not compulsory had to be categorised as “Nice to have”.

In addition to multiple-matching tasks, multiple-choice tasks were included in the assessment. Multiple-choice tasks provide a set of possible answers where more than one answer can be correct. (Barker, 2010: 635). The “vanilla bean” language proficiency test included a multiple-choice task to assess whether the applicant can read menus in terms of gathering information which is relevant for the target group. On the basis of a menu, the test takers had to decide whether the given statements were true or false. Another multiple-choice task assessed collocations, content words, compounds and prepositional phrases. Furthermore, there was a task in which the test taker had to decide whether the given sentence is appropriate for the app or not.

Error spotting and correction tasks test both receptive and productive skills. In the “vanilla bean” language proficiency test, linguistic correctness, i.e. orthography, inflection, irregular verbs, American spelling and punctuation, was assessed with an error spotting task. The task consisted of a venue description with the most frequent words and linguistic structures determined by the two corpus analysis. Mistakes were then added to this text. Besides linguistic correctness, this task format also tested how well the applicants can proof-read and how meticulously they work.

To ensure that the tasks were valid and the instructions were clear as well as to determine the points and time to pass the test, a pre-test was conducted. The paper pre-test was comprised of 12 different tasks. 18 people took the pre-test, 6 of them were company employees and the rest university students. The pre-test takers had to solve the tasks and stop the time they needed to complete each task. After each task, they had to fill out a feedback form on the task’s clarity, length and level of difficulty. After completing the whole test, the pre-test takers had to fill out a feedback form on their overall impression of the test: Was the level of difficulty appropriate? Was the length appropriate? Moreover, the pre-test takers could make suggestions on how to improve the language test.

The performance data was gathered for each test form, each task and each item within the tasks. Tasks which did not deliver results that could be used to determine the test taker’s suitability as a content worker were removed. This means that tasks which were answered falsely or correctly by all test takers did not make it into the final test. In addition, the instructions were made clearer with the aid of the test takers’ feedback. The number of points to pass the assessment was set by looking at the pre-test takers results. Since the test writer cannot

fully estimate the level of difficulty beforehand, the pre-test performance data allows conclusions to be drawn. Based on the pre-test data the level to pass at was set at 70% of the points.

Since the “vanilla bean” language proficiency test was supposed to be an online test, a way to transfer it from paper-based to a digital format had to be found. There are a number of free-to-use online survey tools. After evaluating the options, the company decided to use “Survey Gizmo”. “Survey Gizmo” was the only tool which fulfilled the needs: It offers ready-to-use task formats and a timer. Moreover, the tool is easy to use, not overpriced and has an appealing graphical user interface. Transforming the “vanilla bean” language proficiency test from paper to digital went quickly after familiarizing oneself with the tool. None of the applicants had problems taking the test.

Corpora and language assessment: A successful union?

The research project started with the question of how to craft a language assessment to hire personnel for the U.S. content department of “vanilla bean”. The crucial test quality to ensure was validity. A valid recruitment test for “vanilla bean” would predict the applicants’ suitability to write restaurant descriptions. The hypothesis was that corpus-based test content would guarantee the validity of the assessment. To combine the fields of corpus linguistics and language assessment, a requirement profile was used. This requirement profile shaped both the evaluation of the corpus data and the task design. A domain-specific language test for professional purposes was developed. Could the hypothesis that corpus linguistics and language assessment is a successful union be proven?

In July 2017, “Grünzeug GmbH” used the language assessment for the first time. According to the U.S. launch manager, Dr. Jenny Di Leo, the test was crucial in finding suitable employees since the test made the process of acquiring writers both objective and efficient. After minimal advertising of the jobs, 20 people applied as U.S. content workers. Based on the test scores, eight of them were hired. Seven of the new employees were able to produce good content from the start. Only one person had difficulties at first. These difficulties, however, could be managed with extra coaching. After their probation period, all content workers kept their job and were offered more hours. Two content workers went onto a permanent role after completion of their fixed-term contracts. Hence, the language test’s validity was proven by the success rate in recruitment.

The “vanilla bean” language proficiency test enabled the company to find the best candidates for the job rather than having to solely rely on application documents: Candidates with a less appealing curriculum vitae achieved high scores on the test. These have proven to be competent and reliable employees. In addition, the language test helped to save a lot of time, which could be used to build up more restaurant data than anticipated.

In October 2017, the “vanilla bean” language proficiency test was used again as “Grünzeug GmbH” wanted to hire more content workers. Again, it proved to be a helpful tool. New employees could be acquired in an efficient way. Evidently, the language test allows accurate conclusions in terms of the test takers’ aptitude to create content for the app “vanilla bean”. Today, the language proficiency test is still used to acquire new employees. At the same time, the test functions as a first training session for future employees. Since answering the tasks demands good knowledge of the company’s standards for restaurant entries, the applicants have to closely read the guidelines. Therefore, it takes less time to introduce new employees to the use of the app’s database.

The project’s findings clearly indicate that the starting hypothesis is true. It makes sense to use corpus linguistic methods to design assessments. The use of corpora in combination with a requirement profile enables test writers to design domain-specific language assessments. Basing the “vanilla bean” language proficiency test on corpus analysis made it possible to craft a valid recruitment test.

Corpus-based assessments – the future of language testing?

Having established that the approach used to craft the “vanilla bean” language proficiency test worked, the question whether this approach can be applied to other projects arises. Starting with a corpus analysis of a domain-specific corpus, the data would be evaluated with a requirement profile. The assessment itself would have to be subject to considerations about test qualities. These steps are not restricted to the field of application presented in this paper. This approach to designing language assessment can be considered universal. Hence, it will be possible to transfer the approach to other domains and purposes. The applications of corpus-based language tests are countless: They can be used in small, medium-sized and big companies which want to hire employees in specific departments. Moreover, corpus-based language assessments can be used within various scientific domains. A university

could use such a test to evaluate the applicants' competence in academic English within the branch of linguistics, for example. In addition to recruitment processes, corpus-based language assessments could be used in the context of the Common European Framework of Reference for Languages. The can-do descriptions given for the respective levels of proficiency could be supplemented with concrete linguistic structures. Corpus analysis could make the CEFRL more transparent because the data on vocabulary and grammar for different levels of proficiency could be given.

In conclusion, corpora could revolutionise how languages are tested. Basing test items on real language use enhances the validity of the respective assessment. Programmes for corpus analysis provide the tools to quickly obtain crucial data on the make-up of domain-specific texts. Importantly, test writers have to find a way to utilize this data to design language assessments. The project presented in this paper can be seen as a fundamental first step: The gap between corpus data and test items was bridged by a requirement profile. Future research should evaluate the proposed approach. Applying this approach to other projects attempting to assess domain-specific language will help to investigate its efficiency.

References

- Akbari, Ramin (2012): "Validity in language testing", in: Coombe, Christine et al. (Ed.): *The Cambridge Guide to Second Language Assessment*, New York: Cambridge University Press, 30-36.
- Alderson, J. Charles (1996): "Do corpora have a role in language assessment?", in: Thomas, Jenny / Leech, Geoffrey (Ed.): *Using corpora for language research: studies in the honour of Geoffrey Leech*, London: Longman, 248-259.
- Barker, Fiona (2006): "Corpora and language assessment: trends and prospects," in *Research Notes* 26, 2-4.
- Barker, Fiona (2010): "How can corpora be used in language testing?", in: O'Keeffe, Anne / McCarthy, Michael (Ed.): *The Routledge Handbook of Corpus Linguistics*, London: Routledge, 633-645.
- He, Lianzhen / Dai, Ying (2006): "A corpus-based investigation into the validity of the CET-SET group discussion", in *Language Testing* 23, 3, 370-401.
- Karimi, Neda (2011): "C-test and vocabulary knowledge", in: *Language Testing in Asia* 1, 4, 46-58.
- Lienert, Gustav A. / Raatz, Ulrich (1998): *Testaufbau und Testanalyse*, Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Messick, Samuel (1989): "Validity", in: Linn, Robert L. (Ed.): *Educational measurement*, Washington, DC: American Council on Education and National Council on Measurement in Education, 13-103.
- O'Sullivan, Barry (2012): "Assessment issues in languages for specific purposes," in: *The Modern Language Journal* 96, Focus Issue, 71-88.

How to find Writers of Vegan Restaurant Descriptions

- Sinclair, John (1991): *Corpus, concordance, and collocation*, Oxford: Oxford University Press.
- Taylor, Linda B. et al. (2003): "Exploring the relationship between language corpora and language testing," in: *Symposium at 25th Language Testing Research Colloquium*, 22-25.

Spanische Auszubildende in Regensburger Hotel- lerie- und Gastronomiebetrieben. Zur Bewertung des Förderprogramms MobiPro-EU aus Sicht der Betroffenen

Katharina Schryro

Abstract: Im Zuge der Wirtschaftskrise 2008 trat die Relevanz des Europäischen Arbeitsmarktes und insbesondere seine Funktion als Ausgleichsmechanismus bei makroökonomischen Ungleichgewichten zwischen den Mitgliedsstaaten der EU zum Vorschein. Um arbeitslosen jungen Menschen aus anderen EU-Ländern eine berufliche Perspektive zu bieten und gleichzeitig dem Fachkräftemangel in Deutschland entgegenzuwirken, initiierte die Bundesregierung Mobilitätsförderungsprogramme. Eines der geförderten Projekte, *Welcome to Regensburg*, das sich in seiner Endphase befand, wurde auf seine Erfolgsbilanz untersucht. Dazu wurden Spanier, die eine Ausbildung in Hotellerie- und Gastronomiebetrieben der Region Regensburg absolvierten, zu ihren Erfahrungen befragt, um neben wirtschaftlichen Faktoren der Arbeitsmarktmobilität auch wichtige Erkenntnisse in Bezug auf die Rolle der kulturellen und sprachlichen Aspekte der Migration zu gewinnen. Dies ermöglicht ein ganzheitlicheres Verständnis der Thematik, da individuelle Erfahrungen im öffentlichen Diskurs oftmals wenig Beachtung fanden, jedoch einen entscheidenden Einfluss auf die Bleibeabsichten und somit auch auf den Erfolg von Mobilitätsinitiativen haben.

Zur Person: Katharina Schryro absolvierte von 2009 bis 2014 das Bachelorstudium International Management an der Hochschule Karlsruhe für Technik und Wirtschaft; von 2014 bis 2017 belegte sie das Masterstudium Interkulturelle Europastudien an der Universität Regensburg und der Universidad Complutense de Madrid. Der vorliegende Beitrag basiert auf ihrer Masterarbeit. Betreuer: Prof. Dr. Ralf Junkerjürgen.

Schlagwörter: Arbeitskräftemobilität; Europäischer Arbeitsmarkt; Mobilitätsförderung; duale Ausbildung; Spanien

Der demographische Wandel stellt die Arbeitsmärkte in Europa vor große Herausforderungen, da sich zum einen die Altersstruktur der Bevölkerung aufgrund der Entwicklungen von Geburtenraten, Lebenserwartungen und Migrationsbewegungen stark verändern und zum anderen, weil ein Strukturwandel stattfinden wird. Ohne Anpassung an die Nachfragestruktur werden insbesondere in den akademischen Bereichen Medizin, Rechts-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften sowie Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Ingenieurwesen Fachkräfte fehlen (Bundesministerium für Arbeit und Soziales, 2013: 21-27). Auch der Ausbildungsmarkt in Deutschland ist betroffen und es bestehen insbesondere im Gesundheits- und Pflegewesen sowie im Hotelgewerbe ein Mangel an Arbeitskräften und hohe Abbruchquoten bei Auszubildenden (Bundesministerium für Bildung und Forschung, 2016)

Um diesen Herausforderungen zu begegnen, wurden mobilitätsfördernde Programme, wie MobiPro-EU, ins Leben gerufen, die jungen Menschen aus EU-Ländern mit hoher Arbeitslosigkeit eine Berufsausbildung bzw. einen Arbeitsplatz in Deutschland ermöglichen sollen. Spanien stand dabei immer im Fokus der Bemühungen, da dort die Erwerbslosigkeit mit knapp 20 %, bzw. fast 50 % bei Jugendlichen unter 25 Jahren, im Jahr 2016 noch immer mehr als doppelt so hoch lag wie vor der Krise. Langzeitarbeitslosigkeit ist nicht nur ein Indikator für eine unzureichende Arbeitsmarktanpassung, sondern hat auch soziale Konsequenzen, da sie einer der Faktoren ist, der am stärksten mit einer wachsenden Armutsquote in der EU zusammenhängt (Europäische Kommission, 2015: 22). Eines der Projekte, *Welcome to Regensburg*, das im Rahmen der MobiPro-EU-Förderung jungen Spaniern eine Ausbildung in Gastronomie- und Hotelbetrieben im Raum Regensburg ermöglichen sollte, wird im Folgenden untersucht und aus der Sicht der Teilnehmer bewertet.

Um das Erwerbspersonenpotenzial in Deutschland stabil auf dem gegenwärtigen Niveau zu halten, wäre eine Nettozuwanderung von 400.000 Personen pro Jahr notwendig (Brücker, 2014: 76-79). In den letzten Jahren wurde zwar ein enormer Anstieg der Einwanderung verzeichnet, da dieser aber hauptsächlich durch politische Ereignisse ausgelöst wurde und nicht davon ausgegangen werden kann, dass sich die Zahlen weiterhin so fortsetzen, ist zur Sicherung des Fachkräftepotenzials, neben der Integration von Flüchtlingen in den Arbeitsmarkt, auch eine gesteuerte Einwanderung erforderlich. Dabei sollen zum einen das Potenzial des gemeinsamen europäischen Arbeitsmarkts genutzt und zum anderen Fachkräfte aus Drittstaaten gewonnen werden (Bundesagentur für Arbeit, 2016: 32 f.).

Um Deutschland für internationale Fachkräfte attraktiv zu machen, kommt der Migrations- und Integrationspolitik eine entscheidende Rolle zu. Das Konzept der *Willkommenskultur* ist dabei ein positiver Schritt in der Integrationsdebatte, da nicht von einer einseitigen Assimilation der Migranten ausgegangen wird, sondern von einer aktiven Anstrengung der Aufnahmegesellschaft, sich gezielt um die Zugewanderten zu bemühen. In einigen Städten in Deutschland wurden bereits sogenannte *Welcome Center* eingerichtet, in denen verschiedene Behördenkompetenzen gebündelt werden und es neben den allgemeinen Formalitäten auch Informationen zum Leben, Wohnen und Arbeiten in der Stadt sowie einen speziell zugeschnittenen Service für bestimmte Zuwanderungsgruppen gibt (Alichniewicz et al., 2014: 20-26).

Obwohl durch die Arbeitnehmerfreizügigkeit im EU-Binnenmarkt die formellen Barrieren der Arbeitskräftemobilität abgebaut wurden, sind Europäer im Allgemeinen weniger mobil als Arbeitskräfte in den USA, was einer der Gründe für eine höhere Arbeitslosigkeit in Europa ist (Wagener / Eger, 2014: 175). In der EU waren laut einer Eurobarometer-Umfrage von 2010 nur knapp die Hälfte der EU-Bürger bereit, im Fall von Arbeitslosigkeit in eine andere Region oder ein anderes Land zu ziehen, um dort eine Arbeit zu finden. Der maßgebliche Hinderungsgrund war die Heimatverbundenheit. Dem stimmten 57 % der Spanier und 33 % der Deutschen zu. Eine bessere Lebensqualität und bessere Arbeitsbedingungen waren die primären Beweggründe, um im Ausland zu arbeiten. Die größte praktische Schwierigkeit, mit der bei der Arbeitsaufnahme in einem anderen Land gerechnet wurde, ist die Sprache; mangelnde Sprachkenntnisse stellen somit ein erhebliches Hindernis für die Arbeitskräftemobilität in der EU dar.

Die Krise hat die EU-internen Migrationsströme verändert, was besonders an den gegensätzlichen Beispielen Deutschland und Spanien zu sehen ist. Dabei hat Deutschland als Zuwanderungsland wieder an Bedeutung gewonnen, wohingegen Spanien, das lange Zeit eines der Haupteinwanderungsländer in Europa war, 2013 eine negative Nettomigration verzeichnete. Die Mobilitätsbereitschaft von Spaniern nahm mit steigender Arbeitslosigkeit im Laufe der Krise zu. Laut einer Eurobarometer-Befragung von 2009 konnten sich nur 12 % vorstellen, in der Zukunft in einem anderen Land zu leben, was unter dem EU-Durchschnitt lag (Europäische Kommission, 2015: 15). Im Jahr 2011 gaben 35,7 % der 15- bis 35-Jährigen an, sich vorstellen zu können, für eine begrenzte Zeit und 31,5 % für lange Zeit im Ausland zu leben (Europäische Kommission, 2011: 130).

Von allen „Krisenländern“ ist die Zuwanderung von Spanien nach Deutschland prozentual am stärksten gewachsen. Dies hängt auch da-

mit zusammen, dass sich Fachkräfteinitiativen und Mobilitätsprogramme besonders auf Spanier konzentrieren und die gute Arbeitsmarktlage in Deutschland relativ oft von den spanischen Medien thematisiert wird (Kraußlach / Stapf, 2014: 5 f.). Vor allem junge Menschen zwischen 26 und 35 Jahren verlassen Spanien und versuchen in Deutschland eine Arbeit zu finden. Des Weiteren sind die Zuwanderer gut ausgebildet. Über 80 % haben einen akademischen Abschluss, wovon ca. 20 % der Bereich Ingenieurwissenschaften einnimmt (Kraußlach et al., 2015: 63-69). Durch die Abwanderung von gut ausgebildeten jungen Menschen wächst in Spanien die Sorge über einen *Braindrain*, der sich anfangs hauptsächlich auf Wissenschaftler bezog, die aufgrund der Kürzungen von Forschungsgeldern auswanderten. Im Laufe der Zeit wurde das Thema aber auf Fachkräfte in allen Bereichen übertragen und es entstanden Diskussionsplattformen, um Wege zu finden, wie Spanien die Abwanderung Hochqualifizierter zu seinem Vorteil nutzen kann (Barbuzano, 2016). Aber auch das Thema Überqualifizierung bereitet Grund zur Sorge. Mehr als 40 % der jüngst in Deutschland eingewanderten Spanier sind der Meinung, nicht ihrer Qualifikation entsprechend beschäftigt zu sein, was unter anderem an mangelnden Sprachkenntnissen liegt (Kraußlach et al., 2015: 82–89).

Welcome to Regensburg: Erfolgsgeschichte oder gescheitertes Pilotprojekt?

Mit dem Sonderprogramm MobiPro-EU des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales versuchte die Bundesregierung einen Beitrag zur Bekämpfung der Jugendarbeitslosigkeit in Europa zu leisten. Dabei sollten ausbildungsinteressierte Jugendliche und arbeitslose Fachkräfte bei der Vermittlung in eine betriebliche Berufsausbildung oder qualifizierte Beschäftigung unterstützt werden. Das Programm war für den Zeitraum von 2013 bis 2016 angelegt und umfasste Mittel in Höhe von insgesamt 139 Mio. Euro. Aufgrund der hohen Nachfrage wurden diese um zusätzliche 140 Mio. Euro bis 2018 aufgestockt (Deutscher Bundestag, 2013). Die Teilnehmer waren zu zwei Drittel männlich und zu einem Drittel weiblich. Der größte Anteil kam mit 65 % aus Spanien, insbesondere das Hotel- und Gaststättengewerbe war mit 32 % stark vertreten (Bundesministerium für Bildung und Forschung, 2016: 137).

Das untersuchte Projekt *Welcome to Regensburg* wurde im Rahmen der MobiPro-EU-Förderung von der Bundesagentur für Arbeit und dem Amt für Wirtschaft und Wissenschaft der Stadt Regensburg durchgeführt und startete 2014. Es beteiligten sich Hotel- und Gaststät-

tenbetriebe im Raum Regensburg, um dem Fachkräftemangel entgegenzuwirken und geeignete Kandidaten für zu besetzende Ausbildungsstellen im Bereich Hotelkaufmann/-frau und Koch/Köchin zu finden. Die Wahl zur Rekrutierung der Bewerber fiel dabei auf Spanien. Einerseits wollte man jungen Menschen, die von Arbeitslosigkeit betroffen waren, eine berufliche Perspektive bieten. Andererseits sollten dadurch die Sozialsysteme in Spanien entlastet werden, ohne dem Land benötigtes Fachpersonal abzuziehen. Außerdem hatte man bereits gute Erfahrungen mit spanischen Fachkräften gesammelt.¹ Die Zentrale Auslands- und Fachvermittlung nahm eine tragende Rolle beim Kontaktaufbau in Spanien ein und führte vor Ort Interviews durch, um geeignete Kandidaten herauszusuchen. Diese bekamen dann im Rahmen der MobiPro-EU-Förderung bereits einen Deutschkurs in Spanien finanziert. Das Amt für Wirtschaft und Wissenschaft stellte den Kontakt zu den Ausbildungsbetrieben in Regensburg und Umgebung her. Insgesamt beteiligten sich elf Betriebe mit 22 offenen Ausbildungsstellen. Schlussendlich wurden sogar 29 Teilnehmer untergebracht.

Das Auswahlverfahren verlief so, dass die ausgewählten Spanier im März 2014 eine Woche nach Regensburg eingeladen wurden und in einem *Speed-Dating-Verfahren* mit den ausbildenden Hotels in Kontakt traten. Das bedeutet, jeder Bewerber führte mit jedem Hotel ein Gespräch durch, und am Ende wurden die Kandidaten aufgeteilt. Begleitet wurde das Projekt vom deutsch-spanischen Verein *El Puente* in Regensburg, der unter anderem Dolmetscher für die Interviews zur Verfügung stellte. Danach hatten die Interessenten Zeit, nach Spanien zurückzukehren und alles für ihre Abreise nach Deutschland vorzubereiten. Als sie dann nach Deutschland kamen, waren zunächst vier Monate Praktikum als Probezeit vorgesehen. Nach dem Praktikum wurden alle 29 Teilnehmer übernommen, allerdings brachen zwei Kandidaten das Programm von sich aus ab, so dass Anfang September 2014 schließlich 27 Personen die Ausbildung begannen.

Am Anfang erhielten die Teilnehmer einen Intensiv-Sprachkurs, der von der IHK unterstützt und durch das Berufliche Fortbildungszentrum der bayrischen Wirtschaft durchgeführt wurde. Mit der Zeit stellte sich heraus, dass das in dem Deutschkurs erworbene Sprachniveau nicht ausreichte, um die Aufgaben in der Berufsschule zu verstehen, und es wurde zusätzliche Nachhilfe angeboten. Des Weiteren betrug die Unterstützungsleistung zur Sicherung des Lebensunterhalts während des ausbildungsvorbereitenden Praktikums sowie während der

¹ Zum Vorläuferprogramm siehe Junkerjürgen (2016).

betrieblichen Berufsausbildung wie in den Förderrichtlinien vorgesehen 818 Euro unter Anrechnung der regulären Praktikums- bzw. Ausbildungsvergütung (Bundesministerium für Arbeit und Soziales, 2012). Zwischenzeitlich wurde das MobiPro-EU-Projekt bundesweit gestoppt, da aufgrund des hohen Zulaufes das Budget ausgeschöpft war. Durch besonderen Einsatz des Leiters der Agentur für Arbeit in Regensburg konnte jedoch eine Fortführung der Förderung der Auszubildenden sichergestellt werden.

In Kooperation mit dem Amt für Wirtschaft und Wissenschaft der Stadt Regensburg wurden die Teilnehmer im September 2016 kontaktiert und gebeten, sich Zeit zu nehmen, anhand eines Interviews oder gegebenenfalls eines Fragebogens einige Fragen zu beantworten. Insgesamt wurden drei persönliche Interviews, ein Interview per *Skype* und ein Interview per *Whatsapp* durchgeführt sowie fünf Fragebögen ausgefüllt. Sowohl die Gespräche als auch die Fragen auf dem Fragebogen waren auf Spanisch.

Um die Erfahrungen der Spanier in Deutschland möglichst authentisch zu erfassen, wurde als Methode die qualitative Sozialforschung gewählt, die sich dadurch auszeichnet, dass es sich bei der Stichprobengröße um eine sehr kleine Zahl von Untersuchungspersonen handelt und bei der Auswertung keine statistischen Analysen verwendet werden, sondern interpretativ gearbeitet wird. Ein nicht-standardisiertes Interview dauert meist länger als ein standardisiertes. Dies hat zwar den Nachteil, dass es zeitlich unbegrenzt ist und somit Aufwand bzw. Kosten in die Höhe treiben kann, es kann aber auch ein ganzheitlicheres Bild entstehen, da der Befragte mehr Details preisgibt (Lamnek, 2010: 3, 305-312).

Mit den Befragungen sollte hauptsächlich die Erfolgsbilanz des Projekts analysiert und die Qualität der Organisation aus Sicht der Teilnehmer bewertet werden, um den Wirkungsgrad solcher Mobilitätsinitiativen abschätzen zu können. Dazu wurden die Fragebögen in Blöcke gegliedert, bei den Interviews wurde die entsprechende Information im Laufe des Gesprächs erfragt. Zunächst wurden demographische Daten erhoben und die aktuelle Situation beleuchtet. Darauf folgten Fragen zu den Erwartungen und zur erfahrenen Willkommenskultur. Ein weiterer Punkt war die Integration in Deutschland in Bezug auf Sprache und Kultur und abschließend sollten die Befragten das Programm an sich beurteilen.

Aus den Daten des Amtes für Wirtschaft und Wissenschaft ging hervor, dass das Durchschnittsalter der Teilnehmer zu Beginn bei 25,75

Jahren lag und das gesamte Spektrum zwischen 18 und 35 Jahren ausschöpften, das die Förderrichtlinien vorsahen.² Damit waren die Teilnehmer, die durch das Programm gefördert wurden, teilweise mehr als doppelt so alt wie die deutschen Auszubildenden.

Die Situation der Teilnehmer, bevor sie nach Deutschland kamen, war sehr unterschiedlich. Schon durch die heterogene Altersstruktur wiesen sie eine ganze Bandbreite an Bildungsabschlüssen und Berufserfahrungen auf. Die Mindestvoraussetzung für die Teilnahme war ein Abschluss der Sekundarstufe I. Dies erfüllten vier der befragten Personen. Eine Person hatte einen Abschluss der Sekundarstufe II, vier Personen eine Ausbildung und eine Person hatte bereits zwei Masterabschlüsse.

Erfolgsbilanz des Projekts

Nach der Kontaktaufnahme stellte sich heraus, dass nach zwei Jahren kaum noch Teilnehmer im Programm verblieben waren und die Ausbildung fortgeführt hatten. Lediglich drei Personen traten das dritte Lehrjahr an. Fünf gaben an, dass sie die Ausbildung zwar abgebrochen hatten, sich aber noch in Deutschland befanden. Zehn Personen waren aus Deutschland fortgegangen, davon zwei ins Vereinigte Königreich und der Rest zurück nach Spanien. Von elf Personen lagen keine genauen Informationen vor, aus den Interviews ging jedoch hervor, dass der Großteil dieser Personen vermutlich ebenfalls in die Heimat zurückgekehrt war.

Von den befragten Personen befanden sich noch eine Teilnehmerin im Programm, zwei Personen zwar nicht mehr im Programm, aber noch in Deutschland, eine Person im Vereinigten Königreich und die anderen sechs waren nach Spanien zurückgekehrt. Die beiden Personen, die in Regensburg geblieben waren, hatten einen Arbeitsplatz in einem anderen Bereich gefunden, einer als Elektriker und ein anderer in einem Krankenhaus. Von den Personen, die nach Spanien zurückgekehrt waren, berichtete einer, dass er eine Ausbildung zum Polizisten mache, zwei Personen hatten noch keine Arbeit in Spanien gefunden, einer hatte einen Arbeitsplatz gefunden, und ein anderer fuhr mit seiner Ausbildung in Spanien fort. Ein Befragter gab an, dass er sich der Malerei widme, unterrichte und Ausstellungen organisiere.

² Bundesministerium für Arbeit und Soziales, „MobiPro-EU Förderrichtlinien“, Absatz 1.1.

Erwartungen und Willkommenskultur

Die Entscheidung, sich für die Ausbildung in Deutschland im Rahmen der MobiPro-EU-Förderung zu bewerben, ergab sich bei den meisten aus ihrer wirtschaftlichen Situation. Durch die Krise befanden sich einige in prekären Arbeitsverhältnissen und hangelten sich von einer schlecht bezahlten Arbeit zur nächsten. Das Programm, das sowohl durch die spanische Agentur für Arbeit als auch durch Zeitungsanzeigen das Interesse weckte, klang verlockend und schien eine vielversprechende Möglichkeit zu sein, Auslandserfahrungen zu sammeln und eine neue Sprache zu lernen, um somit die zukünftigen Berufsperspektiven zu verbessern, wie einer der Befragten kommentiert: „Pensé que era una gran oportunidad para conocer mucho y aprender un idioma. Y que además este proyecto una vez lo acabara en el futuro, me abriría muchas puertas.“³ Auch wenn das Programm für manche eine Chance auf eine Ausbildung im Hotel- und Gaststättengewerbe darstellt, wurde es zugleich als Sprungbrett gesehen, die bezahlten Sprachkurse in Anspruch nahmen, um sich dann mit einem höheren Sprachniveau eine Arbeit in einem anderen Bereich zu suchen. Einer der Befragten erklärte:

La mayoría eran universitarios, o sea, ¿a quién le interesaría con un nivel universitario la hostelería? Vinieron aquí para tener una experiencia, vivir aquí unos meses pagados y aprender el idioma porque pensaban que entre los cuatro, cinco meses lo van a aprender, y se marchan par allá hablándolo perfectamente.⁴

Die meisten berichteten, dass sie mit der Willkommenskultur zufrieden waren, dass die Organisation und Anreise problemlos vonstattenging, dass sie am Anfang gut empfangen wurden und dass sie Unterstützungsleistungen, wie zwei bezuschusste Heimreisen nach Spanien und die bezahlten Sprachkurse, sehr zu schätzen wussten. Auch während des Praktikums zu Beginn, vor Unterzeichnung des Ausbildungsvertrags, bemühten sich die Betriebe um die Teilnehmer.

³ „Ich dachte, es wäre eine gute Möglichkeit, Neues kennenzulernen und eine Sprache zu lernen. Außerdem würde mir dieses Projekt, einmal abgeschlossen, in der Zukunft viele Türen öffnen.“ Fragebogen 3, 5. September, Zeile 143 f.

⁴ „Die Meisten waren Akademiker, also wen interessiert mit einem Universitätsabschluss das Hotelgewerbe? Sie kamen hier her, um Erfahrungen zu sammeln, hier ein paar Monate gratis zu wohnen und die Sprache zu lernen, denn sie gingen davon aus, dass sie diese in fünf Monaten lernen und mit perfekten Sprachkenntnissen nach Hause gehen würden.“ Interview 2, 6. September 2016, Zeile 185–189.

Bei der Wohnsituation gab es große Unterschiede, da sich die Hotels um die Unterbringung kümmern sollten, und dementsprechend der Zufriedenheitsgrad stark variierte. Eine der Befragten kam mit ihrem Partner und zwei Hunden und konnte somit nicht im Hotel bleiben. Ihre Wohnungssuche gestaltete sich als sehr problematisch, da kein Vermieter die Hunde akzeptierte. Durch einen freiwilligen Helfer fand sie als letzte Möglichkeit eine Unterkunft auf einem Campingplatz, wo sie sechs Monate wohnen musste, bis sie schließlich durch einen Arbeitskollegen eine richtige Wohnung fand. Ein Anderer berichtete, dass er mit vier weiteren Auszubildenden in einer überbelegten Einzimmerwohnung untergebracht wurde, die sich in einem sehr schlechten Zustand befand.

Integration in Deutschland: Neue Sprache und andere Kultur

Die Sprache stellt einen der Punkte dar, der mit den meisten Schwierigkeiten verbunden war. Sowohl der vorbereitende Sprachkurs in Spanien von zwei Monaten als auch der ausbildungsbegleitende Kurs wurde von den Befragten als ungenügend erachtet, um sich verständigen zu können, weshalb sie sich des Öfteren hilflos fühlten. Von dem Integrationskurs am Anfang wurde berichtet, dass den Teilnehmern Dinge beigebracht wurden, die als nicht besonders wichtig empfunden wurden, beispielsweise Haushaltsaktivitäten wie Bügeln und Nähen, anstatt sie sprachlich auf Alltagssituationen wie einen Arztbesuch vorzubereiten. Gemäß der Selbsteinschätzung der Befragten hatten zwei Jahre nach der Ankunft nicht einmal diejenigen, die sich noch in Deutschland befanden, ein Deutschniveau der Stufe B2 erreicht.

Gerade bei Behörden und offiziellen Briefen mit einem spezifischen Vokabular kamen die Spanier oft nicht alleine zurecht. Aber auch in der Berufsschule war ein weitaus höheres Sprachniveau gefordert, um den Unterrichtsstoff zu verstehen. Als besondere Schwierigkeit kam außerdem noch der bayrische Dialekt hinzu, worauf manche Lehrkräfte keine Rücksicht nahmen. Es wurde aber auch von sehr hilfsbereiten Lehrern berichtet, die den Spaniern nach der Stunde für Fragen zur Verfügung standen und sich sogar bereit erklärten, Unterrichtsmaterial auf Spanisch für sie zu besorgen. Beim praktischen Teil der Ausbildung im Betrieb stellte die Sprache bei einigen ebenfalls ein Problem dar, da ihnen dadurch, dass sie nicht alles verstanden und den Vorgesetzten die Geduld fehlte, manches langsamer zu erklären, hauptsächlich wenig anspruchsvolle Aufgaben übertragen wurden. Die einfache Kommunikation mit den Kollegen funktionierte allerdings relativ gut.

Mit Deutschland im Allgemeinen waren die meisten zufrieden und von einigen Dingen wie beispielsweise dem Pfandsystem und der Mülltrennung sowie der Infrastruktur und dem Entwicklungsstand positiv überrascht. Außerdem wurde angemerkt, dass in Deutschland die Busse pünktlicher seien und Fahrräder ein wichtiges Verkehrsmittel darstellten. Auch die hauptsächlich bayrischen Bräuche und Traditionen wie Trachten und Bierfeste fanden Anklang bei den Spaniern. Fast alle vermissten jedoch das spanische Essen, vor allem das reichhaltige Fischangebot und Tapas zu Getränken. Es wurde jedoch auch berichtet, dass man sich mit der Zeit an das deutsche Essen gewöhnen könne. Des Weiteren war das Wetter ein wichtiger Aspekt, da viele den deutschen Winter als zu kalt empfanden und sich nach der Sonne und spanischen Stränden sehnten. Eine Überraschung war auch, dass man bei Mietwohnungen die Möbel selber mitbringen musste und die Zimmer nicht wie in Spanien bereits mit einer Grundausstattung möbliert sind. „Esto me chocó también. Nada, nada, ni la cocina. Vale, la cama no. ¿Pero la cocina? La tienes que pagar y después te la llevas. ¿Qué hago yo con la cocina si me voy para España?“⁵

Über die Integration in Deutschland gab es verschiedene Meinungen und diese hingen sehr mit der persönlichen Situation der Befragten zusammen. Die meisten hatten sowohl mit Deutschen als auch mit Spaniern Kontakt. Dabei wurde zum einen berichtet, dass es schwierig sei, Beziehungen zu Deutschen aufzubauen, da diese meist kühler und reservierter in ihrer Art seien und darum der Umgang mit Spaniern einfacher sei. „Son de carácter más frío, pero entiendo que puede ser por la barrera del idioma, son muy organizados.“⁶ Zum anderen wurden auch positive Erfahrungen gesammelt und die Deutschen als hilfsbereit und aufrichtig empfunden. „Son más sincero, esto me gusta. En España te dan más, sí, sí, mañana quedamos, mañana quedamos, y diez minutos antes, que no puedo ir.“⁷ Einer derjenigen, die sich noch in Regensburg befanden, wohnte mit seiner deutschen Freundin zusammen und meinte, dass er den kulturellen Unterschied gar nicht allzu groß und die Lebensqualität in Deutschland besser finde als in Spanien.

⁵ „Das überraschte mich auch. Nichts, gar nichts, nicht einmal die Küche. Kein Bett, einverstanden. Aber die Küche? Die musst du zahlen und später nimmst du sie wieder mit. Was soll ich mit einer Küche, wenn ich nach Spanien zurückgehe?“ Interview 4, 10. September 2016, Zeile 536 ff.

⁶ „Sie sind kühler, aber ich glaube, das liegt auch an der Sprachbarriere, und sie sind organisierter.“ Fragebogen 1, 19. September 2016, Zeile 77 f.

⁷ „Sie sind ehrlicher, das gefällt mir. In Spanien ist es eher so, ja, ja, morgen treffen wir uns, morgen treffen wir uns und zehn Minuten vorher, ich kann doch nicht kommen.“ Interview 4, 10. September 2016, Zeile 101 f.

Erfahrungen mit MobiPro-EU und der Berufsausbildung in Deutschland

Die Arbeitsbedingungen im Betrieb variierten, je nachdem in welchem Hotel die Teilnehmer untergebracht waren. Einige zeigten sich im Allgemeinen zufrieden, fanden jedoch die Bezahlung zu gering. Andere fühlten sich von ihren Ausbildern nicht unterstützt, da sie nicht genug Zeit für einen Sprachkurs hatten: „Los jefes del proyecto sinceramente, no les interesa nada que aprendamos el idioma. Porque cuando aprendes el idioma, tú puedes preguntar por tus derechos.“⁸ Außerdem blieben unangenehme Aufgaben oft an den Spaniern hängen.

Die Hälfte der Befragten berichtete von extrem schlechten Arbeitsbedingungen und Diskriminierung, da die Spanier teilweise doppelt so lange wie die deutschen Auszubildenden arbeiten mussten. Durch regelmäßige Überstunden blieb weder Zeit für einen Deutschkurs noch für ein Sozialleben. Auch der zwischenmenschliche Umgang wurde teilweise als ausländerfeindlich und respektlos wahrgenommen. Abgesehen von einer Küche, die sich in sehr schlechtem Zustand befand, gab es Ausbildungsbetriebe, in denen die Spanier nur Vorarbeiten leisten mussten und somit nicht das lernten, was sie für die Prüfung hätten können müssen. Ein weiteres Beispiel für die schlechten Arbeitsbedingungen war, dass ein Befragter trotz Krankschreibung gezwungen wurde, zur Arbeit zu kommen, mit der Drohung, andernfalls entlassen zu werden. Er meint aber, dass die Situation in seinem Hotel besonders schlecht war und in einem Jahr 15 bis 20 Angestellte, auch Deutsche, das Hotel verlassen hätten. Die defizitären Arbeitsbedingungen und der Umgangston in einigen Hotels wurden von manchen der Befragten als Ausbeutung empfunden, und es wurde von Chefs berichtet, die den Spaniern mit Misstrauen begegneten.

In der Berufsschule wurden ebenfalls sehr unterschiedliche Erfahrungen gemacht. Zum einen wurde von einem rassistischen Lehrer berichtet, der sich zu abfälligen Kommentaren über die Spanier herabließ. Zum anderen wurde das Interesse der Lehrer gegenüber den Schülern als positiv erachtet: „Y aquí veo mucho interés por los profesores hacía los alumnos, mucho respeto. Lo veo muy bien. Me sorprendió.“⁹

⁸ „Ehrlich gesagt interessierte es die Verantwortlichen des Projekts überhaupt nicht, dass wir die Sprache lernten. Denn wenn du die Sprache lernst, kannst du nach deinen Rechten fragen.“ Interview 4, 10. September 2016, Zeile 137 ff.

⁹ „Und hier sehe ich großes Interesse und Respekt der Lehrer gegenüber den Schülern. Das finde ich gut. Es hat mich überrascht.“ Interview 2, 6. September 2016, Zeile 36 f.

Die Organisation von MobiPro-EU im Allgemeinen wurde als chaotisch und undurchsichtig empfunden. Dies lag vor allem daran, dass die Konditionen, die anfangs kommuniziert wurden, hohe Erwartungen weckten. Diese besagten, dass sie einen Tag in der Woche in der Berufsschule seien, zwei Tage in der Woche acht Stunden arbeiten würden und eine halbe Stunde Pause haben. Somit bliebe noch genug Zeit Deutsch zu lernen. Die Befragten berichteten jedoch, dass sie oftmals fünf bis sechs Tage im Betrieb arbeiten mussten, teilweise bis zu 14 Stunden ohne Pause. Der harte Arbeitsalltag im Hotel- und Gaststättengewerbe mit einem rauen Umgangston desillusionierte die Befragten, die sich von Deutschland bessere Lebensbedingungen und eine bessere finanzielle Situation versprochen hatten. Dazu kam noch, dass nicht klar war, dass die Unterbringung vom Lohn abgezogen würde, anstatt zusätzlich zur Verfügung gestellt zu werden, weshalb mit einem höheren verfügbaren Betrag gerechnet wurde. Ein Befragter resümierte: „Digamos que decidí volver a España, porque todo lo que nos prometieron antes de ir a Regensburg, no se cumplía.“¹⁰

Eine Situation weckte bei allen Teilnehmern großes Misstrauen. Bei einem Treffen mit den Organisatoren am Anfang, bei dem außerdem noch ein Übersetzer von Seiten der Organisatoren sowie ein freiwilliger Helfer von *El Puente* anwesend waren, berichtete letzterer, dass den Spaniern andere Informationen weitergegeben wurde, als die Organisatoren unter sich besprachen. Außerdem sollten die Teilnehmer eine Verzichtserklärung unterschreiben, mit der sie einen Wohngeldzuschuss ablehnten, ohne das Dokument und somit die Konsequenzen richtig verstanden zu haben, da das Deutschniveau dafür nicht ausreichte. Dieses Erlebnis verstärkte die Hilflosigkeit, sich auf einer fremden Sprache gegenüber Institutionen behaupten zu müssen und nicht zu wissen, wem man vertrauen könne.

Schlussfolgerungen und Verbesserungsvorschläge

Wie man anhand der extrem hohen Abbruchquote sehen kann, war das Projekt *Welcome to Regensburg* mit den spanischen Auszubildenden in Hotel- und Gaststättenbetrieben der Region Regensburg nicht von Erfolg gekrönt. Nur drei von 29 Personen befanden sich noch in der Ausbildung. Die Gründe für den Ausbildungsabbruch waren zwar un-

¹⁰ „Ich würde sagen, ich beschloss nach Spanien zurückzukehren, weil alles, was sie uns versprochen hatten, bevor wir nach Regensburg kamen, nicht eingetroffen war.“ Interview 5, 4. September 2016, Zeile 13 f.

terschiedlicher Art, man kann jedoch einige generelle Schlussfolgerungen ziehen.

Zunächst war bei der Auswahl der Kandidaten aufgefallen, dass eine entscheidende Bedingung der Förderrichtlinien nicht eingehalten wurde. Diese besagt, dass Personen, die durch MobiPro-EU unterstützt werden, zwar über einen anerkannten Schulabschluss, aber keine abgeschlossene betriebliche Berufsausbildung in ihrem Herkunftsland verfügen dürfen.¹¹ Diese Richtlinie soll erstens bewirken, dass Personen gefördert werden, die es besonders schwer haben, und zweitens einer Einstellung Überqualifizierter vorbeugen, um die Abbruchwahrscheinlichkeit zu reduzieren. In diesem Fall hat sich eindeutig bestätigt, dass diese Regelung ihre Berechtigung hat, da einige Teilnehmer bereits eine abgeschlossene Ausbildung bzw. einer sogar zwei Masterabschlüsse hatte. Dadurch wurden die Rahmenbedingungen des Förderprogramms wie kostenlose Sprachkurse, Reisekostenzuschuss etc. genutzt, um durch den Aufenthalt das Sprachniveau zu verbessern und dann eine Arbeit in einem anderen Bereich zu suchen. Diejenigen, die sich noch im Programm befanden, waren Personen, die vorher noch keine Ausbildung hatten und somit ein Ausbildungsabschluss für sie eindeutig die Chancen auf bessere Berufsaussichten erhöhte. Es ist somit festzuhalten, dass es sinnvoller ist, Personen auszuwählen, die noch keine Berufsausbildung haben.

Weiterhin wurden die Erwartungen der Teilnehmer nicht erfüllt. Von den Organisatoren sollten die Konditionen darum klar kommuniziert und keine falschen Versprechungen gemacht werden. Die Betriebe sollten durch Qualitätskontrollen überprüft und bei Vertragsverletzung zur Rechenschaft gezogen werden, damit sichergestellt wird, dass diese sich nicht aufgrund der Prämien an dem Programm beteiligen, sondern auch ihrer Verantwortung nachgehen, den Auszubildenden Wissen zu vermitteln. Dass die Teilnehmer gut Deutsch lernten, war teilweise ebenfalls nicht im Interesse der Chefs, da sie befürchteten, dass Ansprüche und Rechte sonst besser hätten kommuniziert und eingefordert werden können.

Ein weiterer Punkt ist, dass einige evtl. rassistisch motivierte Diskriminierungen geschildert wurden. Zwar handelte es sich dabei um Einzelfälle, dennoch sollten vor allem die teilnehmenden Betriebe und die Lehrer in der Berufsschule eventuell durch interkulturelle Trainings auf ausländische Auszubildende vorbereitet werden.

¹¹ Vgl. Bundesministerium für Arbeit und Soziales (2012), Absatz 3.1.

Was die Integration betrifft, so war es durch die Arbeitszeiten in der Gastronomie, die vorwiegend abends und am Wochenende stattfinden, sehr schwer für die Teilnehmer, am gesellschaftlichen Leben außerhalb der Arbeit zu partizipieren und sich somit ein Sozialleben aufzubauen. Auch die Teilnehmer untereinander hatten aufgrund der unterschiedlichen freien Tage kaum Chancen, etwas gemeinsam zu unternehmen. Gerade am Anfang wären kollektive Aktivitäten, Ausflüge oder Ähnliches sinnvoll, um die Integration zu erleichtern.

Ein entscheidender Faktor der Integration in einem fremden Land ist die Sprache. Vor dem Intensivkurs im Rahmen des MobiPro-Programmes besaß fast keiner der Teilnehmer Deutschkenntnisse. Dementsprechend war die Herausforderung groß, die Teilnehmer innerhalb weniger Wochen auf ein Niveau zu bringen, mit dem man eine Ausbildung in Deutschland absolvieren kann. Die Meisten waren motiviert, Zeit zu investieren, um ihr Sprachniveau zu verbessern. Durch die extrem langen Arbeitszeiten fehlte ihnen jedoch die Kapazität, sich ausreichend mit der Sprache zu beschäftigen. Das führte wiederum dazu, dass sie Verständnisprobleme in der Schule und im Betrieb hatten, was wiederum die Unzufriedenheit verstärkte. So waren viele nach einigen Monaten noch nicht einmal in der Lage, alleine zum Arzt zu gehen. Außerdem bereitete der bayrische Dialekt zusätzliche Verständigungsschwierigkeiten. Die Sprach- und Integrationskurse sollten sich auf die Vermittlung eines Wortschatzes konzentrieren, der den alltäglichen Herausforderungen der Teilnehmer entspricht.

Die Interviews zeigen, dass sich fast alle Teilnehmer, gerade am Anfang, eine Vertrauensperson gewünscht hätten, die sowohl Deutsch als auch Spanisch spricht. Dieser Kontakt hätte in den ersten Monaten bei Problemen wie offiziellen Briefen, Arztbesuchen oder in sonstigen Situationen unterstützend zur Seite stehen und auch als Vermittler zwischen den Teilnehmern einerseits und den Betrieben, der Berufsschule sowie den Organisatoren des Programms andererseits fungieren können. Der freiwillige Helfer versuchte zwar, die Spanier so gut wie möglich zu unterstützen, wurde aber weder bezahlt, noch war er offiziell in das Projekt einbezogen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Spanier die Situation in ihrem Land trotz der Krise als nicht zu schlimm empfanden, um nach Deutschland zu kommen und dort unter schlechteren Bedingungen zu leben als zu Hause. Durch den hohen Familienzusammenhalt in Spanien hatten viele das Gefühl, dass sie trotz wirtschaftlicher Probleme immer ein Dach über dem Kopf und etwas zu essen haben werden. Darum brach der Großteil das Projekt ab und kehrte nach Spanien

zurück, auch wenn dort nicht direkt ein neuer Arbeitsplatz gefunden wurde.

Nicht nur das Projekt in Regensburg hatte eine schlechte Erfolgsbilanz. Presseberichten ist zu entnehmen, dass auch andere Projekte im Rahmen der MobiPro-EU-Förderung gescheitert sind. Dies lag unter anderem an einer Fehlkalkulation des Budgets und einem darauf folgenden Förderstopp im Jahr 2014 (Creutzburg, 2014). Aber auch ein Skandal in Erfurt, bei dem spanische Jugendliche über eine private Arbeitsvermittlungagentur nach Deutschland geholt und betrogen wurden, sorgte für negative Schlagzeilen (Fromm, 2013). Es wurde außerdem kritisiert, dass durch das Projekt weder die Senkung der Jugendarbeitslosigkeit in Südeuropa noch die Bekämpfung des Fachkräftemangels in Deutschland erreicht werden konnte, da die Absprungraten der Auszubildenden von Anfang an hoch waren, aber trotzdem ein hoher finanzieller Aufwand dahintersteckte. Dabei würden vor allem die Unternehmen von den Subventionen und somit günstigen Arbeitskräften profitieren (Medienhaus-Nord, 2016). Solange nicht die richtigen Rahmenbedingungen geschaffen werden, ist diese Art der Mobilitätsförderung folglich kein nachhaltiges Verfahren, um die hohe Arbeitslosigkeit zu bekämpfen, sondern nur eine durch Steuergelder finanzierte Subvention für die deutsche Wirtschaft, um Engpassausbildungsstellen zu besetzen, die sich meist durch unattraktive Beschäftigungsbedingungen oder mangelnde Qualität der Ausbildung auszeichneten (DGB-Bundesvorstand Abteilung Bildungspolitik und Bildungsarbeit, 2013). Mit einer verbesserten Organisation können solche Programme zunächst genutzt werden, um die Integration des europäischen Arbeitsmarktes voranzutreiben. Auf lange Sicht sollten jedoch die Unternehmen ermutigt werden, selbst die Initiative zu ergreifen und beispielsweise über EURES im Ausland Personal zu rekrutieren.

Literaturverzeichnis

- Alichniewicz, Justina et al. (2014): *Willkommenskultur: Wie Deutschland für ausländische Fachkräfte attraktiver werden kann*, Köln: IW Medien.
- Barbuzano, Javier (2016): „Harvard debate la fuga de talento español“, in: *El País*, http://elpais.com/elpais/2016/04/25/ciencia/1461573337_475640.html.
- Brücker, Herbert (2014): „Auswirkungen der Einwanderung auf Arbeitsmarkt und Sozialstaat: Neue Erkenntnisse und Schlussfolgerungen für die Politik“, in: *Vielfältiges Deutschland. Bausteine für eine zukunftsfähige Gesellschaft*, Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung, 73-118.
- Bundesministerium für Arbeit und Soziales (2012): „Richtlinie für das Sonderprogramm des Bundes zur ‚Förderung der beruflichen Mobilität von ausbildungsinteressierten Jugendlichen und arbeitslosen jungen Fachkräften aus Europa (MobiPro-

- EU“, in: http://projektraegerunternehmen.thejobofmylife.de/fileadmin/user_upload/Downloads/PDFs/Deutsch_mobiPro-eu-foerderrichtlinie.pdf.
- Bundesagentur für Arbeit und Soziales (2016): „Fachkräfte für Deutschland – Zwischenbilanz und Fortschreibung“, in: *Schwerpunktheft*, 2-43.
- Bundesministerium für Arbeit und Soziales (2013): „Arbeitsmarktprognose 2030 - Eine strategische Vorausschau auf die Entwicklung von Angebot und Nachfrage in Deutschland“, in: http://www.bmas.de/SharedDocs/Downloads/DE/PDF-Publikationen/a756-arbeitsmarktprognose-2030.pdf?__blob=publicationFile.
- Bundesministerium für Bildung und Forschung (2016): „Berufsbildungsbericht 2016, in: https://www.bmbf.de/pub/Berufsbildungsbericht_2016.pdf.
- Creutzburg, Dietrich (2014) „The Job of My Life‘ - Wie Deutschland jungen Spaniern die Hoffnung nimmt“, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 14. April 2014, <http://www.faz.net/-gqu-7od7x>.
- Deutscher Bundestag 17 (2013): „Förderung der beruflichen Mobilität von ausbildungsinteressierten Jugendlichen und arbeitslosen jungen Fachkräften aus der Europäischen Union“, in: <http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/17/130/1713039.pdf>.
- DGB-Bundesvorstand Abteilung Bildungspolitik und Bildungsarbeit (2013): „Berufliche Ausbildung in Deutschland – ein Beitrag zur Bekämpfung der Jugendarbeitslosigkeit in Europa? DGB-Position zum Programm MobiPro-EU“, in: <http://www.dgb.de/themen/+ +co + +848f59b8-dfed-11e2-ae3-525400808b5c>.
- Europäische Kommission (2011): „Youth on the Move“, in: http://ec.europa.eu/public_opinion/flash/fl_319b_en.pdf.
- Europäische Kommission (2015): *Labour Markets and Wage Developments in Europe 2015*, Brüssel: Publications Office of the European Union.
- Fromm, Anne (2013): „Gestrandet in Erfurt“, in: *Zeit Online*. <http://www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2013-10/auszubildende-spanien-arbeitsvermittler>.
- Junkerjürgen, Ralf (2016): „Ein Jahr Deutschland. Ergebnisse einer qualitativen Studie zur Willkommenskultur am Beispiel von hochqualifizierten Spaniern in mittelständischen IT-Unternehmen der Region Regensburg“, in: *Romanische Studien* 3, 335-355. <http://www.romanischestudien.de/index.php/rst/article/view/38>
- Kraußlach, Marianne et al. (2015): „Ergebnisse der Studie zur Neuen Arbeitsmigration aus Spanien und Italien“, in Pfeffer-Hoffmann, Christian (Hrsg.): *Profile der Neueinwanderung - Differenzierung in einer emergenten Realität der Flüchtlings- und Arbeitsmigration*, Berlin: Mensch & Buch Verlag, 59–123.
- Kraußlach, Marianne /Stapf, Tobias (2014): „Das Forschungsprojekt Bestandserhebung. Neue Arbeitsmigration“, in: http://www.fachkraeftebuero.de/fileadmin/user_upload/Daten_und_Fakten/2014-1_Artikel_Bestandserhebung_Neue_Arbeitsmigration_minor-kontor_e..V..pdf.
- Lamnek, Siegfried (2010): *Qualitative Sozialforschung*, 5. überarbeitete Auflage, Weinheim [u. a.]: Beltz Verlag.
- Medienhaus Nord (2016): „Azubi-Förderung ins Leere - Ausbildungsprogramm für EU-Jugendliche entpuppt sich als Schaufensterprojekt“, in: <http://www.svz.de/incoming/azubi-foerderung-ins-leere-id14754671.html?print=1>.
- Wagener, Hans-Jürgen / Eger, Thomas (2014): *Europäische Integration. Wirtschaft und Recht, Geschichte und Politik*, 3., vollständig überarbeitete Auflage, München: Franz Vahlen.

Commemorating Abraham Lincoln the Transnational Way: Lincoln Monuments in Great Britain

Liv Birte Buchmann

Abstract: The study investigates the genesis, aesthetics, and ceremonial unveilings of three statues of Abraham Lincoln, the 16th American President, in Edinburgh (1893), Manchester (1919), and London (1920). Using methodology from the fields of Visual Culture Studies, Memory Studies, and Transnational American Studies, the analyses demonstrate how the British and American memory actors (initiators of the statue projects) used the installations of the Lincoln statues and the ceremonial unveiling performances to construct an imagined transnational collective identity by turning Abraham Lincoln into a transnational symbol unifying the people of Britain and America. Therefore, the statues not only function as manifestations of this Anglo-American friendship, but also as factors in the cultural construction and emergence of the “Great Rapprochement” on a racially induced basis which would later turn into the “Special Relationship.” The study further reveals how Americans deliberately took the image of Abraham Lincoln abroad and constructed different narratives in order to use Lincoln in Anglo-American contexts as a unifying symbol for shared values and the common fight for democracy.

About the author: Liv Birte Buchmann studied the subjects English and German for Lehramt Gymnasium at the University of Regensburg (First State Exam); her Master’s thesis (Zulassungsarbeit) was awarded by the Dr. Katharina-Sailer-Stiftung; in March 2018, she successfully defended her doctoral dissertation “Commemorating Abraham Lincoln the Transnational Way: Lincoln Monuments in Great Britain”, which was supervised by Prof. Dr. Volker Depkat.

Keywords: Great Rapprochement; Anglo-Saxonism; World War I; Global Lincoln

While it is regarded as a given that nations have always put up statues of their monarchs, political leaders, or other notable figures in public

places, it is however curiously striking to find monuments to foreign statesmen on a country's soil. Thus, the starting point for research and analysis in this article are three statues of Abraham Lincoln that were installed in Great Britain between 1893 and 1920. The first one, "The Lincoln Memorial in Memory of Scottish-American Soldiers," executed by sculptor George E. Bissell, was installed on Old Calton Burying Ground in Edinburgh, Scotland, in 1893 (fig. 1). It is the only one of the three statues that had been explicitly commissioned for this purpose. The second one to be put up in England was the replica of George Grey Barnard's rather controversial "Lincoln" statue in Manchester's Platt Fields Park in 1919 (fig 2).¹ Finally, in 1920, a replica of Augustus Saint-Gaudens's famous "Lincoln The Man" statue was erected right in the heart of Westminster in London's Parliament Square (fig. 3).



Fig. 1: Lincoln Monument in Edinburgh.

1 In the 1980s the statue was however moved to Lincoln Square in Manchester's city center due to the City's reconstruction measures.



Fig. 2: Lincoln Monument in Manchester. Fig. 3: Detail of Lincoln Monument in London.

This study demonstrates how British and American memory actors used the installations of the Lincoln statues and the ceremonial unveiling performances to construct an imagined transnational collective identity by turning Abraham Lincoln into a transnational symbol unifying the people of Britain and America. Therefore, this study explores the genesis of the commemorative projects and the memory actors' motifs, interests, and reasons for specifically choosing the memory of Abraham Lincoln for their purposes. Further, the statues' iconographic features and, after being integrated into new contexts, their interactive and communicative symbolic functions in the (pre-) existing memory spaces are examined. Last but not least, the study investigates the historical significance and cultural impact of the unveiling ceremonies on the statues' functions and on Anglo-American relations with regard to their transnational contexts. In order to approach the functions of the statues in their British contexts, this study has drawn from the fields of Visual Culture Studies, Memory Studies, and constructivist concepts of space.²

2 This study's theoretical approach is informed by the cultural turn and the theoretical implications that followed in its wake from the pictorial and performative turns. Accordingly, the statues are regarded as communicative acts that generate and de-

In order to trace the origins of the statue projects, the present study relies on a broad range of archival sources accessed in the United States and in the United Kingdom. The Manuscript Division of the Library of Congress in Washington, D.C. provided the papers of notable American businessmen and politicians involved in the endeavors, such as Andrew Carnegie, Elihu Root, Alton B. Parker, or William Howard Taft. Other papers were consulted at the Smithsonian Archives of American Art (Howard Russell Butler Papers), at the New York Public Library (John A. Stewart and Andrew B. Humphrey Papers), and at Columbia University's Rare Book and Manuscript Division (Nicholas Murray Butler Papers and records of the Carnegie Endowment for International Peace). Regarding the British involvement in the projects, the National Archives at Kew in London provided the records of the Office of Works. The Central Library in Manchester and the Edinburgh City Archives offered the records of the city councils concerning the official acceptance and locations of the statues.

This study contributes to three main areas of research within the field of American Studies, namely Lincoln Memory in the global sphere, Transnational American Studies, and the Anglo-American "Great Rapprochement." The latter term describes the transformation of Anglo-American relations through diplomatic, cultural, and political rapprochement around the turn of the 20th century, which eventually led to the emergence of the "Special Relationship." The study argues that Lincoln's global appeal in the late 19th and early 20th century was not the result of official acts of diplomacy by the U.S. government.³ Instead, his global popularity, impact, and appropriation in this period developed mainly through individual endeavors by a multitude of mostly private actors and sources, never following a general design or a distinct political agenda.

The Memory Actors and Transnational Networks

Exploring the genesis of the installations of all three statues in Britain reveals that transnational networks played a crucial part in the promotion of Lincoln's image abroad. While the idea for the "Lincoln Memorial" in Edinburgh came from and was initiated by the American Consul Wallace Bruce, the funding of the monument was provided by a group of notable American citizens. The projects of sending Lincoln

termine cultural meaning, contribute to the formation of identities, and help individuals and communities to reach an understanding of their place in the world.

3 For further reference see Carwardine and Sexton (2011).

statues to London and Manchester were part of the late 19th- and early 20th-century peace movement. More specifically, they grew from the Anglo-American endeavor to celebrate the 100 years of unbroken peace between Great Britain and the United States since the War of 1812 that ended in 1815. This anniversary was originally scheduled to be celebrated in 1915. What was initially planned as a statue exchange between Britain and America before the outbreak of World War I ended up as two unilateral projects in which notable American citizens presented statues of Abraham Lincoln to the people of Great Britain. The London statue was presented through the Anglo-American Society and the Sulgrave Institution, two transnational institutions dedicated to fostering the Anglo-American friendship. Another major institution that was financially involved was the Carnegie Endowment for International Peace through its President Elihu Root and Nicholas Murray Butler. In sum, all three projects to present Abraham Lincoln statues to the British people had their origins in private initiatives, led by members of the American political and business elites, who shared an interest in friendly and cooperative Anglo-American relations. None of these acts were part of any official government agenda.

Three different Lincolns creating Transnational Spaces in Britain

The comparative analysis of the three statues' iconographic grammars reveal that even though they each represent the figure of Abraham Lincoln, their inherent symbolic messages are strikingly different. For example, the statue in Edinburgh combines different layers of contested meaning: it was intended as burial place for Scottish-American Civil War soldiers but the iconographic features, namely the integration of the statue of a freed slave in the monument, put the emancipation theme in the foreground of its symbolic message. While the statue in Edinburgh represents Lincoln as the Great Emancipator, in London he is portrayed as a great statesman and political leader. However, both monuments display elitist versions of the 16th American President, reinforcing the alleged moral and intellectual superiority of the so-called "Anglo-Saxon race." Barnard's Lincoln statue in Manchester, on the other hand, depicts Lincoln as a Man of the People, a non-heroic, egalitarian Lincoln, who is approachable and close to the people (Moffatt, 1998: 8f).

The special significance of the three statues lies in their striking iconographic and symbolic differences and in the ways in which they

were each integrated into their specifically fitting symbolic contexts. By integrating the statues into local British contexts, not only the statues' symbolisms and meanings were expanded and (re-) constructed, but also those of the already existing British landscapes. In Edinburgh, for example, Lincoln as the Great Emancipator was put up in what can be described as a space of contestation. The statue was installed in the close proximity to the David Hume mausoleum and the Scottish Political Martyrs' Monument on Old Calton Burying Ground. The latter monument is dedicated to five men, two Scots and three Englishmen, who were put on trial and found guilty of charges of sedition in the years 1793 and 1794. They were all sentenced to transportation to Botany Bay, Australia, for fourteen years. The men were part of a reformist, non-aristocratic group called "Friends of the People," one of several democratic associations in Scotland at the time. They postulated democratic reforms like annual parliaments and universal suffrage, which caused the conservative government to lead a series of state trials to intimidate the critics of constitution and monarchy (Tyrrell / Davis, 2004: 25; Ferguson, 1975: 250 ff). The graveyard and its monuments represent a counter-narrative to the official, elitist, and English-centered national narrative suggested by the National Monument and the Nelson Monument on top of Calton Hill. In contrast to the honoring of national war heroes, the graveyard's monuments commemorate bottom-up efforts towards political reforms and democratic structures, symbolizing the fight against aristocratic and Westminster-centered political rule. When Lincoln's statue was placed on Old Calton, this British or Scottish space of contestation was turned into a transnational space by adding the American historical experience and narrative of emancipation, freedom, and democracy. Thereby, these goals and ideals were detached from their national contexts and their transnational as well as universal significance became the central and unifying element of this symbolic space. Considering the Lincoln monument and its message of emancipation in the specific Scottish context on Old Calton graveyard, it might also have had an appealing effect on Scots who wished for partial devolution and the right for self-determination in Scotland around the turn of the 20th century.

In contrast, the statue in Manchester was erected in Platt Fields Park, a public park outside of the city center, with no other statuary in the vicinity. From the beginning, the installation in the park was meant to be a temporary solution, so it can be assumed that there was no symbolic intention behind this decision. Nevertheless, two levels of meaning can be detected that draw a symbolic line between the public park in Manchester and Abraham Lincoln. For one, there was a specific

historical connection between President Lincoln and the Lancashire cotton workers that went back to a short episode of correspondence in the year 1863, in which both parties mutually declared their solidarity and support. During the American Civil War, the Lancashire cotton workers suffered from a cotton embargo led by the Northern States. The embargo caused the so-called “cotton famine” and resulted in the shutting-down of mills in Lancashire, leaving tens of thousands of operatives in unemployment. At a meeting of the Manchester Union and Emancipation Society on December 31, 1862, the members composed a letter to President Lincoln in which they ensured their solidarity with and support of the Union cause, urging Lincoln not to stop his efforts to abandon slavery. Lincoln replied to this statement with a letter addressed “To the Working Men of Manchester,” in which he acknowledged the suffering of the workers in Manchester caused by the American war (Beckert, 2004: 1408 ff). The following day, January 1, 1863, President Lincoln issued the Emancipation Proclamation, setting free all slaves in the Confederate States and thus paving the way for the abolition of slavery in the United States. On another level, Abraham Lincoln’s alleged support of the working classes in England corresponds with the symbolic message that is brought up through the history of Platt Fields Park. The park’s genesis traces back to a bottom-up initiative supported and led by the working classes of Manchester. In fact, Platt Fields Park was the first park in Manchester that was bought with public money and it was situated in the middle of a residential working-class area. Therefore, it can be argued that Barnard’s Lincoln monument in Platt Fields Park created its own transnational space dedicated to the people, and especially the working classes, as the basis of democracy in Britain and America.

Similarly, by installing the statue of Abraham Lincoln on Parliament Square in line with the statues of British Prime Ministers, the symbolism of the square as a national British space of democracy and liberalism expanded and it became a transnational space that stood for the Anglo-American ideological fight for freedom and democracy in the aftermath of World War I. It can be argued that in all three cases, the statues created transnational spaces through the symbolic interaction with the historical and architectural environment they were put up in and thus provided transnational narratives promoting the universal and unifying ideals of freedom and democracy.

Three Lincoln Statues as Factors in the emerging “Great Rapprochement”

Embedding the statues and their installations in Scotland and England into a wider historical context, it is striking that they mark the period of the Anglo-American “Great Rapprochement,” which provided the base for what would later turn into the “Special Relationship.” Accordingly, the statues’ installations can, for one, be regarded as acts of informal or cultural diplomacy and as such they can also be considered as acts of cultural meaning-making in this process of Anglo-American rapprochement. In the context of the statues’ unveiling ceremonies the memory actors deliberately constructed the image of Abraham Lincoln as a symbol and manifestation of an imagined transnational collective identity that was supposed to unite the people of Britain and the United States. However, these notions were heavily based on Anglo-Saxonist racist ideology, which claimed the alleged superiority and special mission of the Anglo-Saxon people of both nations to spread civilization and their vision of democratic structures to the world (Anderson, 1981: 11f). In turn, this ideology obviously excluded other races and minority groups from this idea of a transnational collective identity.

The ceremonial and performative act of unveiling turns a monument into a site of memory and can be regarded as stage for the creation of national and transnational narratives and cultural meaning: “The monuments take up a space, they recreate it as a site of memory that wants to draw attention to significant events and tell a story.”⁴ Further, throughout the late 19th- and early 20th-centuries, unveiling ceremonies were often used by the political and cultural elites as a means to cultivate popular support and to manifest their power in the landscape (Whelan, 2002: 509). As mentioned before, the presentations of the statues can be understood as acts of cultural diplomacy and the staging and performances of the unveiling ceremonies shed light on how an imagined collective identity was constructed by British and American representatives alike in order to foster and promote Anglo-American friendship and cooperation. In the following, the example of the unveiling ceremony in London will be used to demonstrate how the ceremonial proceedings and the speeches that were held contributed to the construction of this imagined transnational collective identity.

⁴ Peter Aronsson and Lennart Johansson as quoted in Rodell (2005: 110).

Constructing Lincoln as a Symbol for an Imagined Transnational Collective Identity

The replica of Saint-Gaudens's Lincoln statue was installed right in the heart of the British Empire on Parliament Square in Westminster, which carries in and of itself an immense symbolic weight. Up to this point, the square had exclusively been decorated with statues of eminent 19th-century British statesmen. It can be stated that by installing his statue there, Lincoln was figuratively accepted as an equal among the ranks of British statesmen and, at the same time, the statue extended the site's national British symbolism and turned it into a transnational Anglo-American space of freedom and democracy. The staging of the ceremony was of decidedly ritual, official, and transnational character. The statue was formally presented at a public meeting held in Central Hall in Westminster on July 28, 1920, with about 3,000 people attending. The most important American representatives were Elihu Root (representing the Carnegie Endowment for International Peace as donor) and the American Ambassador John W. Davis. The British representatives included Viscount James Bryce (a former ambassador to the U.S.) as chairman of the day, Prime Minister David Lloyd George, and the Duke of Connaught as representative of the Royal Family and the Anglo-American Society. Elihu Root gave the official presentation address in Central Hall, then the audience formed a procession and walked to the site on Parliament Square:

Large reserved enclosures had been prepared by the Office of Works, and these were speedily filled by the audience from Central Hall and other invited guests. The enclosures were lined by 200 American Boy Scouts, and the approach to the statue was guarded, on the one side by 15 veterans of the American Civil War, in their historic uniforms, and on the other by 10 British and 10 American soldiers who fought in the recent European War [World War I], and who were allowed to take part in the proceedings by the courtesy of the War Office and the American Embassy.⁵

At the site, the monument was draped in American and British flags and the Duke of Connaught first gave a short address of thanks and then unveiled the statue. When the flags fell, the band of the Boy Scouts played "God Save the King" and then the "Star-Spangled Ban-

⁵ The Anglo-American Society and The Sulgrave Institution, *The Anglo-American Newsletter and Sulgrave Bulletin*, August 1920, 11. The *Times* article of that day reported that the present Civil War veterans were apparently living in England at the time of the unveiling and that only some of them were wearing their Federal uniforms and their original cartridge boxes: "Lincoln Statue Unveiled. A Moving Ceremony," *Times*, July 29, 1920.

ner.” Afterwards the Abbey choir sang “The Battle Hymn of the Republic.” The proceedings were closed with the placing of wreaths at the foot of the statue and the choir sang “God Save the King” again.⁶ In sum, the staging of the ceremony clearly shows that the focus was laid on balanced public representations of both nations and thus on the transnational dimensions of this occasion.

Eric Sangar has argued that two aspects are central to the idea of transnational collective identities: first, the sense of being mutually entangled in a common “we-story,” and second, the awareness of common normative statements or lessons that result from this acknowledgment for present and future interactions (Sangar, 2015: 77). Looking in detail at the speeches held at the ceremony reveals that the speakers attempted to construct the image of Abraham Lincoln as a symbol for an Anglo-American collective identity. This collective identity was claimed to be based on the common racial and cultural heritage of both nations. Accordingly, the British representatives, James Bryce and the Duke of Connaught, portrayed Lincoln as being essentially of English stock and thus claimed that he symbolized all the things that both nations had in common and which built the basis for a transnational collective identity. Bryce said:

We are commemorating this year the settlement of that Pilgrim band on Massachusetts Bay. Ever since then the ancient English people has been divided into two branches, but, despite distance and climate and political separation, these two branches have remained one in habits and ideas and beliefs, and the bed-rock of character is still the same in both... in 1809, his birth year – the birth year also of Tennyson and Gladstone – the American people were still almost wholly of British race, and Lincoln grew up under the influence of the traditions which the whole race possessed in common... He is ours almost as much as he is America’s – (cheers) – and to both nations he is a pledge of brotherhood and friendship.⁷

Yet, Bryce also emphasized Lincoln’s global appeal, when he stated: “We commemorate him also as a hero who belonged to the whole world, because he showed what fame may be won and what services be rendered by a plain son of the people unaided by any gifts of fortune.”⁸

The American Elihu Root also identified and presented Lincoln as a symbol for Anglo-American values and traditions based on Anglo-

⁶ Ibid.

⁷ James Bryce as quoted in “The Anglo-American Society and The Sulgrave Institution”, in: *The Anglo-American Newsletter and Sulgrave Bulletin*, August 1920, 5.

⁸ James Bryce as quoted in *ibid.*, 6.

Saxonist racial ideology and as a symbol for a transnational collective identity that united the British and American nations. Root said:

Lincoln appears [...] a representative of the deep and the underlying qualities of his race – [...] the qualities that have made both Britain and America great. [...] He was of English blood; and he has brought enduring honour to the name. Every child of English sires should learn the story and think with pride, “Of such stuff as this are we English made. [...] He was of English speech. The English Bible and English Shakespeare, studied in the intervals of toil and by the flare of the log fire in the frontier cabin, were the bases of his education; [...] He was imbued with the conceptions of justice and liberty that the people of Britain had been working out in struggle and sacrifice since before the Magna Carta. [...] These conceptions of justice and liberty have been the formative power that has brought all America [...] to order its life according to the course of the common law, to assert its popular sovereignty through representative government.”⁹

Root claimed that the United States had inherited all its cultural and democratic values and traditions from Britain, which served as a basis for the imagined transnational collective identity. On the side of the British representatives, Prime Minister Lloyd George went even one step further and described Lincoln as transnational or even transcendent character: “In his life he was a great American. He is no longer so. He is one of those giant figures, of whom there are very few in history, who lose their nationality in death. They are no longer Greek or Hebrew, English or American; they belong to mankind.”¹⁰

Another aspect that was invoked by the British speakers was the function of the monument and its integration into the symbolic context on Parliament Square. The Duke of Connaught emphasized that Lincoln and his statue in Parliament Square stood for values and principles that both the British and the American nations had in common and that were supposed to build the basis for Anglo-American union and friendship now and in the future:

This great monument of Abraham Lincoln will stand for ever at Westminster on the site given by His Majesty’s Government, amongst the effigies of many great men of our own British race. [...] May the presence of this statue in our midst in London be an inspiration to us all of the great principles for which Lincoln lived and died, and may it also constitute another bond that may

⁹ Elihu Root as quoted in *ibid.*, 6-9.

¹⁰ David Lloyd George as quoted in The Anglo-American Society and The Sulgrave Institution, *The Anglo-American Newsletter and Sulgrave Bulletin*, August 1920, 10.

help to forge a lasting friendship between the British and American peoples.¹¹

In other words, for the Duke of Connaught the statue's first and foremost purpose was not to keep the memory of Abraham Lincoln alive, but instead to symbolize the transnational ideals of freedom and democracy that united Britons and Americans. Secondly, the monument functioned as a kind of beacon for the future, one that would remind both nations of the importance of their cooperation and good will.

One last aspect that was emphasized at the unveiling ceremony was the idea that Lincoln's statue served as a symbol for and was part of a larger consolation discourse in the aftermath of World War I. Lloyd George's concluding words emphasized this aspect very clearly: "May I respectfully but earnestly say one word from this platform to the great people of America? This torn and bleeding earth is calling to-day for the help of the America of Abraham Lincoln. (Loud and prolonged cheers.)"¹²

Lloyd George's appeal for help revealed as much about the values and ideals that Abraham Lincoln stood for in this post-war context as it did about the way the British nation imagined the United States. The kind of Lincoln that Lloyd George asked for was the virtuous statesman, the strong yet kind leader, who could extol comfort to the people and lead the European nations out of their crisis. At the same time, Lloyd George presented an imagined and romanticized version of the United States of Abraham Lincoln, a nation without conflicts and inner fissures that was standing united behind its president. However, as these remarks show, the American Civil War and its resolution, as imagined by the British, also served as beacons of hope and motivation for the nation in the post-Great War context. It revealed an awareness that Britain relied in many aspects on the help and sympathy of the American nation and government. Yet, in these words also resonates the idea that Britain and America were united in a mission, namely to bring freedom and democracy in order to "heal" the world. Elihu Root emphasized this notion too when he said:

Because under the direst tests of national character, in the stress of supreme effort and sacrifice, in the Valley of the Shadow of Death, the souls of both Britain and America prove themselves of kin to the soul of Abraham Lincoln, friendship between us is

¹¹ Duke of Connaught as quoted in *ibid.*, 12.

¹² David Lloyd George as quoted in *ibid.*, 10.

safe; and the statue of Lincoln the American stands as of right before the old Abbey where sleep the great of Britain's history.¹³

In sum, the staging of the ceremony and the remarks of the speakers show what kind of symbolism they attached to the figure of Abraham Lincoln and the unifying function they expected the statue to fulfill. By portraying Lincoln not as a distinctly American but rather as an English or even transnational figure, he was constructed as a symbol for an imagined transnational collective identity. For one, this sense of transnational collectivity was of special importance in the context of World War I, when people of both nations were seeking consolation and orientation. Further, this sense of a transnational collective identity as symbolized by Lincoln served as justification for the collective sense of mission to spread freedom and democracy to the world. A very similar line of argumentation was used by the memory actors in Edinburgh, too. Even though the analyses in this study have shown that in 1893 Abraham Lincoln had not yet been established as a symbol in Britain, the memory actors nevertheless constructed a transnational narrative in which they discursively detached him from a national American context by elevating him to a transnational or even transcendent symbol for freedom and democracy. These aspects provided the basis for the extended potential of the monuments in Edinburgh and London to function as transnational sites of memory and as manifestations of the imagined transnational collective identity.

In Manchester, on the other hand, Lincoln was presented as an exclusively American icon and the memory actors there refrained from invoking the working-class context suggested not only by the iconographic grammar of the statue itself but also by the historical connection between Lincoln and the Lancashire cotton workers. Further, unlike in Edinburgh and London, the installation of Lincoln in Manchester was not used by the memory actors for the propagation of their transnational political agenda to foster friendly Anglo-American relations and cooperation; nevertheless, this occasion too can be regarded as an act of creating transnational memory and cultural meaning via the erection of the Lincoln statue as a symbol for shared values and the sense of a collective identity and thus as contribution to the social and cultural construction of the "Great Rapprochement." Likewise, the unveiling ceremonies in Edinburgh and London functioned as transnationally shared experiences or moments that invested meaning and a distinct kind of memory into the monuments. In summary, the two

¹³ Elihu Root as quoted in *The Anglo-American Society and The Sulgrave Institution, The Anglo-American Newsletter and Sulgrave Bulletin*, August 1920, 9.

monuments in London and Edinburgh can be understood both as sites of memory for the American Civil War and, maybe even more, for transnational moments in which Britons and Americans agreed on their shared values, their common mission and their imagined collective identity. All three occasions can certainly be regarded as transnational moments of cultural meaning-making and identity formation. In this regard, the installations of the statues and the unveiling ceremonies certainly functioned as factors in the cultural construction of the “Great Rapprochement;” however, in contrast to the erection of Lincoln’s statue in Edinburgh in 1893, the unveiling in London in 1920 happened at a point of already looming disentanglement of both nations. The United States had refused to ratify the Versailles Peace Treaty and thus had not become a member of the League of Nations. Against this backdrop, the unveiling of the Lincoln statue at the heart of Great Britain’s political order was used as a means of ambiguous reassurance and reinforcement of Anglo-American loyalty and friendship.

Conclusion

This study illustrates that even though all three of the statues display visual representations of Abraham Lincoln, their iconographic and symbolic differences are more striking than their similarities. It also became clear that time and context had a huge impact on the function of the statues in their British environments and on the meaning that they each generated. While the presentation of the three statues may have initially appeared as demonstrations of American power and superiority on British soil, they should rather be regarded as parts of bilateral dynamics and factors in transnational processes of meaning-making in the context of the “Great Rapprochement.” The prerequisites of these endeavors were not only British acceptance of the statues but also the disposition in the British public mind to embrace Abraham Lincoln as a symbol for identification and as a useful tool for the nation’s own needs. It was further revealed that Abraham Lincoln’s image was deliberately taken by Americans to “travel” abroad and was used in transnational Anglo-American contexts as a unifying symbol and as a visualization and manifestation of shared values in the common fight for democracy.

References

- Anderson, Stuart (1981): *Race and Rapprochement: Anglo-Saxonism and Anglo-American Relations, 1895-1904*, London: Associated University Presses.
- Blackett, Richard J. M. (2001): *Divided Hearts: Britain and the American Civil War*, Baton Rouge: Louisiana State University Press.
- Beckert, Sven (2004): "Emancipation and Empire: Reconstructing the Worldwide Web of Cotton Production in the Age of the American Civil War", in: *American Historical Review*, 109, 5, 1405-38.
- Carwardine, Richard / Sexton, Jax (2011): *The Global Lincoln*, New York: Oxford University Press.
- Ferguson, William (1975): *Scotland: 1689 to the Present*, Edinburgh: Oliver and Boyd.
- Moffatt, Frederick C. (1998): *Errant Bronzes: George Grey Barnard's Statues of Abraham Lincoln*, London: University of Delaware Press.
- Rodell, Magnus (2005): "Monuments and Places of Memory", in: Kitzmann, Andreas et al. (Ed.): *Memory Work: The Theory and Practice of Memory*, Frankfurt a. M.: Lang, 105-30.
- Sangar, Eric (2015): "From 'Memory Wars' to Shared Identities: Conceptualizing the Transnationalisation of Collective Memory", in: *The Tocqueville Review*, 36, 2, 65-93.
- Tyrrell, Alex / Michael T., Davis (2004): "Bearding the Tories: The Commemoration of the Scottish Political Martyrs of 1793-94", in: Tyrrell, Alex et al. (Ed.): *Contested Sites: Commemoration, Memorial and Popular Politics in Nineteenth Century Britain*, Aldershot: Ashgate, 25-56.
- Whelan, Yvonne (2002): "The Construction and Destruction of a Colonial Landscape: Monuments to British Monarchs in Dublin before and after Independence," in: *Journal of Historical Geography*, 28, 4, 508-33.

Figures

Fig. 1: Lincoln Monument in Edinburgh. Private Archive Buchmann.

Fig. 2: Lincoln Monument in Manchester. Private Archive Buchmann.

Fig. 3: Detail of Lincoln Monument in London. Private Archive Buchmann.

Die biografische Relevanz des deutsch-amerikanischen Kontakts in Grafenwöhr

Tamara Heger

Abstract: Auf Basis von sechs eigens zu diesem Zweck durchgeführten Oral History-Interviews mit Zeitzeugen untersucht der folgende Beitrag in biografiegeschichtlicher Perspektive Dimensionen deutsch-amerikanischer Begegnungen in der Oberpfalz nach 1945. Die Natur dieser Kontakte richtete sich wesentlich nach den Rollen, in denen sich Deutsche und US-Amerikaner gegenüber traten. So ist festzustellen, dass Frauen und Kinder eher private Verbindungen aufbauen konnten, als erwachsene Männer. Aspekte des Alltagslebens, wie die Versorgung mit Lebensmitteln, Arbeit oder Sprache, stimulieren und prägen die Kontakte.

Zur Person: Tamara Heger studierte Gymnasiallehramt für die Fächer Englisch, Geschichte und Sozialkunde an der Universität Regensburg. Der vorliegende Beitrag basiert auf ihrer Zulassungsarbeit, die mit dem Preis der Dr.-Katharina-Sailer-Stiftung ausgezeichnet wurde. Betreuer: Prof. Dr. Volker Depkat.

Schlagwörter: Contact Zone; transnationale Beziehungen; Nachkriegsgesellschaft

Aufgrund des 1908 eröffneten angrenzenden Truppenübungsplatzes war die oberpfälzische Kleinstadt Grafenwöhr ein prominentes Ziel der alliierten Bombardements im Frühjahr 1945. Zweimal wurde sie angegriffen, nämlich am 5. und 8. April, wobei ein Großteil der Häuser im Stadtgebiet zerstört und viele Familien obdachlos wurden. Als knapp zwei Wochen später US-amerikanische Soldaten den Ort einnahmen, hielten die Bürger weiße Fahnen bereit, die Stadt wurde nahezu kampfflos übergeben. In der folgenden Besatzungszeit entstanden nach anfänglichem Verbrüderungsverbot verschiedene Gelegenheiten, bei denen Deutsche und US-Amerikaner Kontakt miteinander aufnahmen. Aus diesem Grunde geht der vorliegende Beitrag der Frage nach, wie sich Grafenwöhrer an diesen Kontakt erinnern und welche biografische

Relevanz sie ihm im autobiografischen Rückblick zugestehen. Biografische Relevanz soll hier die Art und Weise bezeichnen, in der das Leben der Zeitzeugen durch die US-amerikanische Präsenz verändert wurde und inwiefern es dadurch einen anderen Verlauf nahm, als es ohne sie getan hätte.

Grafenwöhr ist für eine solche Untersuchung in besonderem Maße geeignet, denn es kann aufgrund der starken amerikanischen Präsenz in Verbindung mit einem asymmetrischen Machtverhältnis zwischen Besatzern und Besetzten als „contact zone“ bezeichnet werden, die nach Mary Louise Pratt als „social spaces where cultures meet, clash and grapple with each other, often in contexts of highly asymmetrical relations of power, such as colonialism, slavery, or their aftermaths“ (Pratt, 1991: 34) definiert werden.

Um diese Fragestellung quellengestützt beantworten zu können, wurden im Frühjahr 2017 sechs Zeitzeugen des Kriegsendes und der Besatzungszeit in Grafenwöhr befragt. Dabei wurde deutlich, dass die Rolle der US-Amerikaner und der Vereinigten Staaten, das in einen bis dahin hauptsächlich ländlichen Raum einbrach, im Leben der Befragten in besonderem Maße davon abhing, wie viel und welche Art Kontakt sie nach dem Kriegsende zu den Besatzern hatten. Diese nimmt ganz unterschiedliche Formen an, für manche sind die Vereinigten Staaten ein zweites Zuhause, für andere wurden die amerikanischen Kontakte zum Schlüssel zu einem weltbürgerlichen Leben oder der Grund für eine lebenslange Skepsis gegenüber allem Militärischen. Dabei werden die Vereinigten Staaten als Arbeitgeber, Friedensbringer oder aber auch Scharfrichter der ganzen Welt eingeschätzt.

Im Folgenden werden zunächst die Erinnerung zweier Frauen behandelt, die enge persönliche Beziehungen zu US-Amerikanern aufbauen konnten. Den zweiten Abschnitt bilden die Erinnerungen zweier Männer, die 1945 noch Kinder waren und erst tiefsitzende Vorbehalte gegenüber den Besatzern überwinden mussten. Der letzte Abschnitt befasst sich schließlich mit den Erinnerungen zweier 1945 bereits erwachsener Männer, die zeitlebens zu den US-Amerikanern auf Abstand blieben.

Persönliche Beziehungen: Junge Frauen

Liebe, Heirat und ein Leben zwischen zwei Welten

Die erste Zeitzeugin, Frau Else Dowes¹, wurde 1925 in Pressath in der Oberpfalz geboren und lebte bis Kriegsende mit ihren Eltern in Grafenwöhr. Zu Beginn war sie zögerlich, ein Interview zu geben, denn ihr erschien ihre Lebensgeschichte nicht als relevant genug, um in einem Zeitzeugenprojekt behandelt zu werden. Sie schlug mir vor, lieber die Männer in ihrem Alter zu befragen, willigte letztlich jedoch ein als ich erklärte, dass ich eben genau nach jenen Erinnerungen suchte, die bisher noch nicht erfasst wurden. Dass Frau Dowes in ihrem Leben regen Kontakt zu US-Amerikanern hatte, ist nicht nur an ihrem Nachnamen erkenntlich, sondern wird auch sofort offensichtlich wenn man ihr Haus betritt, denn sie begrüßt einen mit einem freundlichen „Hello“. Sowohl an der Tür als auch am Telefon und in ihrem Hausgang hängen verschiedene Fotos, die an diverse Aufenthalte in den Vereinigten Staaten erinnern. Desweiteren befindet sich in ihrem Wohnzimmer neben privaten Aufnahmen auch eine Ehrenurkunde der Kirche Grafenwöhrs, bezeichnenderweise nicht der deutschen, sondern der amerikanischen, die sie regelmäßig besucht. Es sei ja derselbe Gott, wie ihr auch der Pfarrer bereits versichert habe.

Das Leben von Frau Dowes muss in Hinblick auf ihren Kontakt zu den Vereinigten Staaten von Amerika in zwei Teile gegliedert werden, nämlich zum einen in die Zeit ihrer Ehe mit einem US-amerikanischen Soldaten und zum anderen in die Zeit nach ihrer Ehe, in der sie sich zurück in ihrer Heimat Grafenwöhr sehr für die deutsch-amerikanische Freundschaft einsetzte. Nachdem das Haus ihrer Familie von Bomben beschädigt wurde, zog die Familie zu Verwandten nach Pressath, die ein vergleichsweise großes Haus bewohnten. Nach Kriegsende wurde dieses jedoch von Soldaten besetzt, so dass die gesamte Familie, es waren noch weitere Verwandte aus Nürnberg auf der Suche nach Unterschlupf gekommen, in einem einzigen Zimmer auf dem Nachbarhof leben musste. Frau Dowes erinnert sich, dass sie dadurch ursprünglich enttäuscht von den Amerikanern war, betont jedoch vehement, dass sie selbst nie Probleme mit ihnen hatte und stets gut mit ihnen auskam. Diese Nachdrücklichkeit legt nahe, dass ihr durchaus bewusst war, dass einige ihrer Zeitgenossen eine andere Sichtweise hatten. Bedacht werden muss auch, dass ihr Vater bei den Wasserwerken beschäftigt war, die für die Amerikaner beim Wiederaufbau einer funktionsfähigen Inf-

¹ Die Namen der Zeitzeugen wurden geändert.

rastruktur eine wichtige Rolle spielte und dadurch einige Sonderrechte hatte, als die Familie wieder nach Grafenwöhr zurück gekehrt war, die anderen so nicht zu Teil wurden.

In näheren Kontakt mit den Besatzern kam Frau Dowes jedoch wie die meisten anderen durch die Arbeit. Wie andere Familien versuchten auch die Eltern von Frau Dowes zunächst, sie aus Angst vor unsittlichen Beziehungen und dem daraus folgenden Gerede von den Soldaten fern zu halten. Bis zum Ende der 1940er Jahre hatte sie allerdings gut Englisch gelernt, so dass sie im Kino des Truppenübungsplatzes Eintrittskarten verkaufen konnte, wo sie auch ihren späteren Ehemann kennenlernte. Dies legte den Grundstein für ein Leben, das sie fortan in und zwischen zwei Welten führte, die für sie nie wirklich getrennt sein mussten.

Nach drei Jahren Beziehung heirateten die Dowes 1953 und zogen in die Vereinigten Staaten, wo die Familie des Mannes in Buffalo im Bundesstaat New York bereits ein Haus vom vorausgeschickten Geld gebaut hatte. Für die Generation ihrer Eltern waren solche Lebensverläufe schwer zu begreifen, und während ihr Vater in erster Linie besorgt darüber war, dass seine Tochter ans andere Ende der Welt zog, hatten andere Altersgenossen grundsätzliche Probleme damit, dass deutsche Frauen Amerikaner heirateten. In ihrem neuen Zuhause fühlte Frau Dowes sich sofort wohl, sie beschreibt ihre neue Familie wie lange vermisste Freunde. Besonders hilfreich war für sie ihr fließendes Englisch, dadurch konnte sie schnell eigene Freunde und eine gutbezahlte Stelle in einer Bank finden, was ihr einen gewissen Grad an Unabhängigkeit einbrachte.

Aufgrund der militärischen Verpflichtungen ihres Mannes konnten sie dort jedoch nur bis 1955 bleiben und ihr Lebensmittelpunkt wechselte fortan mehrmals zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland. Wo immer sie lebten, schaffte Frau Dowes es, sich an ihre neue Lebensumgebung anzupassen. Sie suchte vor allem schnell Anschluss an ihre Mitmenschen und es machte für sie keinen Unterschied, ob diese schwarz oder weiß waren, wie sie sagt. Darauf führt sie die Tatsache zurück, nie rassistische oder ähnliche Vorurteile erfahren zu haben. Sie blickt bis heute positiv auf ihre Zeit in den Vereinigten Staaten Amerika und auf ihre Ehe zurück, obwohl diese scheiterte, als ihr Mann im Vietnamkrieg kämpfte und erkrankte und sie zu dieser Zeit bei ihren kranken Eltern in Grafenwöhr blieb. Wie sehr dieses aus der Perspektive von 1945 unwahrscheinliche Leben zwischen zwei so unterschiedlichen Welten für sie zur Normalität wurde, wird offenbar in der Art und Weise, wie sie sich heute an das Ende ihrer Ehe erinnert. Dieses führt sie nicht darauf zurück, dass ihre Welten nicht vereinbar gewesen

wären, sondern dass die Partner nach dem Vietnamkrieg und der Erkrankung nicht mehr zueinander gefunden hätten, wie viele andere Paare ohne transnationale Geschichte auch. Ohne ihren Mann wollte sie nicht in Amerika leben, hielt jedoch noch Jahrzehnte lang Briefkontakt mit ihrer dortigen Familie.

Das Thema „Amerika“ begleitete sie jedoch weiter, denn in Grafenwöhr übersetzte sich ihre Freundschaft für Land und Leute in ein ausgeprägtes Engagement für die deutsch-amerikanischen Beziehungen. Neben ihrer Arbeit im Truppenübungsplatz und dem Besuch der amerikanischen Kirche, zeigte sie dieses vor allem im Deutsch-Amerikanischen Frauenclub, dem sie von 1987-2007 vorsah. Dort traf sie auf viele Generäle und vor allem auch deren Frauen und versuchte, die beiden Kulturen einander näher zu bringen und Vorurteile durch gegenseitiges intensives Kennenlernen abzubauen. Vor allem war es ihr wichtig, Freundschaften entstehen zu lassen und dadurch ein ungleiches Machtverhältnis abzumildern. Zu diesem Zweck organisierte der Club verschiedene Veranstaltungen wie Sommerfeste oder gemeinsame Fahrten zu Weihnachtsmärkten. Oft traf man sich auch bei Frau Dowes im Wohnzimmer zum Kaffeeklatsch, das bisweilen so überfüllt war, dass alle, auch die Generalsfrauen, auf dem Boden sitzen mussten. Frau Dowes Haltung prägte die Arbeit des Clubs ebenso nachhaltig wie dieser im Gegenzug ihr Leben. Noch heute blickt sie auf die Zeit mit Freude und Stolz zurück und ist mit vielen deutschen und amerikanischen Familien in Kontakt. Die biografische Relevanz der US-amerikanischen Präsenz in Bayern ist in ihrem Fall enorm, denn sie bedingte den gesamten Verlauf ihres weiteren Lebens dadurch, dass sie in eine vollkommen neue Welt eintauchte und diese letztendlich in Teilen mit nach Deutschland zurückbrachte und hier weiterlebte.

Wirtschaftliche Unabhängigkeit und ein weltbürgerliches Leben

Neben dem von Frau Dowes wurde auch das Leben von Gerda Zirbenbauer durch die US-amerikanische Präsenz in Grafenwöhr entscheidend beeinflusst und internationalisiert. Mit ihrer Hilfe konnte sie wirtschaftliche Unabhängigkeit erreichen und bereiste zusammen mit ihren amerikanischen Freunden, die sie in Grafenwöhr kennenlernte, die ganze Welt. Im Gegensatz zu den anderen fünf Zeitzeugen stammt Frau Zirbenbauer nicht aus Bayern, sondern aus Niederschlesien, wo sie 1928 geboren wurde und das sie 1945 in einem der großen Trecks verließ. Von Grafenwöhr hatte sie wegen der hier zur Ausbildung stationierten Soldaten gehört und wollte es, nachdem sie nach ihrer Ankunft in Bayern ein Mädchen aus dem Ort kennen gelernt hatte, einmal

besuchen. Aus einem kurzen Besuch wurde ein mehrwöchiger Aufenthalt bei der Familie der Freundin und, nachdem sie in Grafenwöhr Arbeit gefunden hatte, der dauerhafte Lebensmittelpunkt. Frau Zirbenbauer erinnert sich, dass es den Menschen in Grafenwöhr besser ging als andernorts, denn sie konnten mit den US-amerikanischen Soldaten Tauschgeschäfte abschließen, bekamen dadurch zu essen und hatten somit keine unmittelbaren Überlebensängste. Für sie wurde das Eis endgültig gebrochen, als ihr klar wurde, dass die Soldaten äußerst freundlich und großzügig reagierten, sobald sie merkten, dass Deutsche versuchten, ihre Sprache zu sprechen und ihnen gegenüber nicht feindselig waren. Fortan vertraute sie ihnen.

Engen persönlichen Kontakt hatte Frau Zirbenbauer ab 1946, als sie begann als Hausmädchen bei einem amerikanischen Major zu arbeiten, wo sie zwar nicht viel verdiente, jedoch essen durfte, weswegen sie ihre Lebensmittelkarte an ihre Familie weitergeben konnte. In allen Interviews spielen Lebensmittel beziehungsweise ein Mangel daran eine wichtige Rolle in den Erinnerungen an die Nachkriegszeit. Je mehr Kontakt man zu den Amerikanern hatte, desto sicherer war auch die Versorgung mit Nahrungsmitteln, was die Haltung vieler Deutschen ihnen gegenüber enorm verbesserte. Frau Zirbenbauer erinnert sich, dass sie die Amerikaner und besonders ihre Frauen für ihr elegantes Auftreten immer sehr bewunderte und einen ganzen Monatslohn aufwendete, um Kleider ihrer Arbeitgeberin zu kaufen. Durch ihre nun modische Garderobe überwand sie eine sichtbare Kluft zwischen Amerikanern und Deutschen, die andere in den späten 1940er Jahren noch nicht überbrücken konnten. Ihre ersten Arbeitgeber behält sie in sehr positiver Erinnerung, denn sie legten den Grundstein für ihr weiteres Leben, das von zahlreichen multinationalen Begegnungen geprägt wurde. So lernte sie dort nicht nur Englisch, sondern auch traditionell amerikanisch zu kochen. Beides war ihr in ihrem späteren Leben häufig von Nutzen, denn gemeinsam zu kochen und zu essen, stellte bei vielen ihrer Reisen eine zentrale Gelegenheit des Zusammenkommens und der Verständigung dar.

Nach der Geburt ihres Kindes vermittelte ihr ein Offizier 1949 eine Arbeitsstelle als Verkäuferin in der PX², was für sie einen ersten Schritt in Richtung ökonomischer Unabhängigkeit bedeutete, denn sie war fortan nicht mehr von Dienstplänen und Versetzungen amerikanischer Familien abhängig, sondern hatte feste Arbeitszeiten und ein geregeltes Einkommen, mit dessen Hilfe die Zirbenbauers ein eigenes Haus bauen

² Bei einer PX handelt es sich um ein Warenhaus in einer amerikanischen Kaserne, das den stationierten Soldaten vergünstigt Produkte anbietet.

konnten, in dem sie noch heute lebt. In dieser Zeit begann sie auch, sich in ihrem Heimatort verstärkt zu engagieren und trat dem Deutsch-Amerikanischen Frauenclub bei, wo sie einige Jahre den zweiten Vorsitz innehatte. Dort schloss sie besonders enge Freundschaften, und da ihr Ehemann Zweiter Bürgermeister von Grafenwöhr war, wurden sie zu zahlreichen Empfängen der US-Amerikaner eingeladen und hatten sehr häufig engen Kontakt zu ihnen.

1961 eröffnete Frau Zirbenbauer einen Gemischtwarenladen unterhalb ihrer Wohnung in dem Haus, das sie zusammen mit ihrem Mann gebaut hatte. Auch dort war ein Großteil ihrer Kunden Amerikaner, die sie sehr dafür schätzten, dass sie eine Einheimische war, die ihnen ohne Vorbehalte begegnete, wie sie sagt. Außerdem bot sie ihnen mit diesem inhabergeführten Gemischtwarenladen, wie es scheint, etwas typisch Deutsches, in dem man alles von Schreibwaren über Kinderspielzeug kaufen konnte. Heute sind der Laden wie auch eine weitere Wohnung in dem Haus an Amerikaner vermietet. Auch Frau Zirbenbauer versichert wiederholt, sie habe nur positive Erfahrungen mit Amerikanern gemacht, jedoch wird im Gespräch häufig klar, dass dies zum Teil eine Verklärung aus der Retrospektive ist. Obwohl sie ihnen ihre wirtschaftliche Unabhängigkeit verdankt, gab es neben einer allgemein hohen Kriminalitätsrate auch einen Mord an ihrer Mieterin, den ein US-Soldat verübte und der sie sehr verschreckte.

Davon unberührt blieben allerdings private Freundschaften, denen Frau Zirbenbauers Leben eine unerwartete Internationalität verdankt und die es als weltbürgerlich erscheinen lassen. So hatten sie und ihr Mann zum Beispiel eine enge Verbindung zu der Familie eines US-Sportdirektors geschlossen, die sie nach dem Tod ihres Mannes häufig an verschiedenen Orten, an die er versetzt wurde, besuchte. So ergab es sich auch, dass sie 1978 Korea für mehrere Wochen mit ihrer Freundin bereiste, dort viel über die lokale Kultur lernte und auch Kontakte zu Koreanern knüpfte. Ebenso traf sie dort den Papst, was ihr als Katholikin viel bedeutete. Sie besuchte die Familie ebenfalls in Amerika und half ihr dort, ihr neues Haus einzurichten. In den folgenden fünfundzwanzig Jahren reiste sie an diverse Orte überall in der Welt, was ihren Horizont enorm erweiterte und sie unter anderem auch auf Mission nach Afrika führte. Ohne diese Möglichkeiten, die die amerikanische Präsenz in Grafenwöhr ihr bot, wäre ein solches transnationales Leben, in dem Frau Zirbenbauer mit Menschen vieler unterschiedlicher Kulturen in Kontakt kam, wohl nicht möglich gewesen, und weder sie selbst noch Grafenwöhr hätte einen so zügigen wirtschaftlichen Aufstieg erfahren können, wie sie sagt.

Vorbehalte überwinden: Kinder

Lebenslange Skepsis gegenüber allem Militärischen

Lothar Karl, geboren 1938, ist der jüngste aller Befragten und war zum Zeitpunkt der Bombardierungen von Grafenwöhr gerade sechs Jahre alt. Seine Familie besaß eine kleine Landwirtschaft, die sie vor dem Krieg einigermaßen gut versorgte, danach jedoch kaum genug zum Überleben abwarf. Familie Karl war immer gegen den Krieg gewesen, doch der Vater wurde 1944 zwangseingezogen, woraufhin der Großvater seinen Kindern und Enkeln erklärte, wie sie sich im Falle eines Angriffs zu verhalten hatten. Im Bewusstsein, dass Grafenwöhr ein mögliches Ziel für alliierten Beschuss sein könnte, hatte Frau Karl im Frühjahr 1945 bereits die wichtigsten Sachen ihrer Kinder zusammen gepackt und floh kurz vor dem Einmarsch der US-Amerikaner mit ihnen zu ihrer Schwester in den Nachbarort. Herr Karl erklärt, er habe kein Kampfgeschehen persönlich miterlebt, jedoch wusste er aus Erzählungen, dass die vielen Leichen nach den Bombardements nur noch notdürftig beseitigt wurden und die US-amerikanischen Soldaten hart mit Grafenwöhrern ins Gericht gingen, von denen sie glaubten, sie hätten etwas mit den Nazis zu tun gehabt. So entwickelte er schon vor dem ersten direkten Zusammentreffen eine gewisse Zurückhaltung und Skepsis gegenüber den Amerikanern, obwohl seine Familie, nachdem der Vater zurückgekehrt war und versichern konnte, dass er keinerlei Sympathie für die Nationalsozialisten hegte, nicht mehr von ihnen behelligt wurde. In Bezug auf die heutige Interpretation der amerikanischen Besatzung als Befreiung gibt er zu bedenken, dass es damals doch eher einer Beschlagnahmung gleichkam.

Durch die Kindheit und Jugend von Herrn Karl zog sich ein Wechselspiel von Neugierde und Vertrauen im Gegensatz zu Angst und Bedrohung. Wann immer er sich sicher in der Gegenwart US-amerikanischer Soldaten fühlte, passierte etwas, das ihn wieder abschreckte. So kam er beispielsweise als Junge zusammen mit einem Freund zufällig in Konflikt mit einigen Soldaten, denen ältere Kinder Schokolade gestohlen und deren leeren Verpackungen anschließend vor das Lager geworfen hatten. Aus Zorn stellten die US-Soldaten die Jungen an eine Wand und einer von ihnen übte sich im Messerwerfen. Diese Erfahrung hinterließ einen bleibenden Eindruck, Herr Karl räumt jedoch auch ein, dass die Grafenwöhrer bei den US-Amerikanern sicher waren, solange sie sich an gewisse Regeln hielten. Dies galt besonders für Kinder, sie bekamen Süßigkeiten und wurden zu verschiedenen Anlässen auf den Truppenübungsplatz eingeladen, wo zum Beispiel ein Weih-

nachtsfest organisiert wurde, bei dem jedes Kind ein Geschenk bekam, was selbst für den noch immer zurückhaltenden Karl ein großes Erlebnis war. Seinen Eltern erzählte er jedoch nicht davon, dass er häufig mit Bekannten zum Übungsplatz unterwegs war, wo sie zuerst Essensreste als Futter für die Tiere und später auch bessere Lebensmittel für sich selbst erhielten. Familie Karl nutzte dieses Angebot nicht, obwohl das Essen oft knapp war, denn sie wollten mit militärischen Angelegenheiten nichts mehr zu tun haben.

In abgeschwächter Form zog sich die Ablehnung seiner Familie gegenüber den US-Amerikanern durch Herrn Karls weiteren Lebensweg hindurch. Obwohl er die Möglichkeit hatte, einen begehrten und gut-bezahlten Arbeitsplatz auf dem Truppenübungsplatz zu bekommen, lehnte er ab, denn er wollte nicht vom Militär abhängig sein. Jedoch wird bei ihm deutlich, dass die Zurückhaltung sich gegen die Vereinigten Staaten und ihre Besatzung als Institution richtet, nicht jedoch gegen die konkreten Einzelpersonen, die sie repräsentieren. Nach etwa einer Stunde erzählt er dann auch, dass er doch Kontakt zu einigen US-Amerikanern hatte, nämlich zu seinem Nachbarn, der etwas Deutsch sprach und mit dem er manchmal sogar auf die Jagd ging. Außerdem hatte er in den 1970er Jahren amerikanische Untermieter in seinem Haus, deren Kinder in etwa das Alter von Herrn Karls Tochter hatten. Die Kinder spielten oft zusammen, und die beiden Familien grillten manchmal gemeinsam. Allgemein hatte man ein gutes nachbarschaftliches Verhältnis, wie Herr Karl sich erinnert. Trotz seiner Zurückhaltung gesteht er der US-amerikanischen Präsenz in Grafenwöhr eine entscheidende positive Rolle in seinem Leben zu. Obwohl er skeptisch gegenüber der militärischen Institution blieb, ist ihm bewusst, dass sie Grafenwöhr wieder Frieden brachte und entschieden zum Wiederaufbau beitrug. Für seine Familie aus Kriegsgegnern bedeutete dies konkret, keine Angst vor dem Nazi-Regime mehr haben zu müssen, das wohl, so Karl, deren Deportation bereits vorbereitet hatte. US-Amerikanern als Privatpersonen begegnete er ohnehin offen und aufgeschlossen, jedoch wurden engere oder nachhaltigere persönliche Kontakte vor allem dadurch verhindert, dass Herr Karl es nie wirklich schaffte, Englisch zu lernen.

Von Skepsis zu wertvollen Berufsbeziehungen

Ludwig Steiner wurde 1932 geboren und lebte seit 1937 in dem Haus, das seine Familie damals gegenüber des Truppenübungsplatzes baute. Aufgrund dieser Tatsache war er von Kindesbeinen an gewohnt, dass Soldaten verschiedener Herkunft in seiner Umgebung waren, allerdings

trug sie auch entschieden dazu bei, dass das noch neuwertige Haus bei den Bombardements, deren Krater teilweise noch heute von Herrn Steiners Fenster aus zu sehen sind, schwer beschädigt wurde. Die Begeisterung für das Militär verflog schnell, als er den ersten Angriff auf Grafenwöhr hautnah miterlebte, während er auf einem Feld stand und gerade noch in einer Scheune Schutz suchen konnte. Nach dem zweiten Angriff fand die Familie, die ihre Flucht schon vorbereitet hatte, Unterschlupf bei Verwandten in einem Nachbarort. Mit bemerkenswerter Genauigkeit erinnert Herr Steiner sich an die Ereignisse vom April und Mai 1945, unter anderem auch daran, wie der gesamte Ort nach der Einnahme von US-amerikanischen Soldaten in der fälschlichen Annahme niedergebrannt wurde, es befänden sich unter den Zivilisten noch Nazis. Die Aktion, bei der fünf Menschen starben, weckte eine tiefe Skepsis gegenüber den Besatzern, und Herr Steiner nutzte sie danach wiederholt, um zu zeigen, dass keine Partei mit einer weißen Weste aus dem Krieg kam. In diesen Tagen wurde Steiner allerdings auch bewusst, wie sehr sich seine bisher ländlich geprägte Lebenswelt veränderte, als er zum ersten Mal einen schwarzen Soldaten sah, während ihm bis zu dem Zeitpunkt noch nicht einmal bewusst war, dass es überhaupt Menschen gab, die nicht weiß waren.

Zurück in Grafenwöhr war seine Familie damit beschäftigt, das Haus zu reparieren. Währenddessen versuchte Herr Steiner nur in Gruppen draußen unterwegs zu sein, um nicht mit amerikanischen Soldaten aneinander zu geraten. Dies passierte wohl nicht selten, häufig auch aus Missverständnissen, weil viele wie Herr Steiner kein Englisch sprachen. Abgesehen davon profitierte seine Familie jedoch von den US-Amerikanern, da nahe an ihrem Haus die Gleise, über die Versorgungslieferungen transportiert wurden, vorbei führten und dort oft etwas abfiel. So hatte die Familie häufig Weißbrot und musste keinen Hunger leiden. Herr Steiner betont jedoch auch, dass Bürger sich an die Besatzer wenden konnten, wenn sie Lebensmittel brauchten, was er ihnen hoch anrechnet.

Ab 1958 übernahmen die US-Amerikaner die Rolle des Arbeitgebers in Herrn Steiners Leben und sorgten so für materielle Sicherheit und Wohlstand, was einen Wendepunkt in seinem Verhältnis zu ihnen darstellte. Die ersten vier Jahre arbeitete er dort immer nur zeitweise, von 1962 bis zu seinem Ruhestand 1992 war er jedoch fest angestellt, zuerst als Zimmermann, später als Vermesser. So lernte er schnell Englisch, das er für seinen Berufsalltag brauchte, und lernte viele US-amerikanische Soldaten auch privat kennen. Er und seine Familie wurden häufig zu Feierlichkeiten wie Thanksgiving oder Halloween eingeladen, wo er die Amerikaner, die er ursprünglich hauptsächlich als

„Herren“ wahrnahm, als freundlich und großzügig zu schätzen lernte. Die Fülle an Speisen, die zu solchen Festen aufgefahren wurde, erstaunte Herrn Steiner auch noch in einer Zeit, in der seine Familie sich längst von der entbehrungsreichen Nachkriegszeit erholt hatte.

Mit dem bei den US-Amerikanern verdienten Geld konnte Herr Steiner sein Haus renovieren und vergrößern und einen Teil davon vermieten, immer an US-amerikanische Soldaten. So hatte er noch eine zusätzliche Einnahmequelle, konnte aber auch die deutsch-amerikanische Freundschaft in seinem eigenen Mikrokosmos vorantreiben, in dem er seinen Mietern die bayerische Kultur näherbrachte und unterschiedliche Sehenswürdigkeiten mit ihnen besuchte. Dass die Vereinigten Staaten in ihrer Besatzungszone besonders im Gegensatz zu der Sowjetunion in erster Linie Frieden und Freiheit verbreitet hatten, zeigte sich ihm vor allem zur Zeit des Kalten Krieges, als einer seiner Mieter die tschechische Grenze besuchen und später nach Berlin reisen und Herrn Steiner mitnehmen wollte. Dieser traute sich allerdings nicht, ihn zu begleiten aus Angst, sie würden in der autoritären DDR festgenommen werden. Durch den Kontakt zu seinen Mietern konnte er außerdem seine Englischkenntnisse weiter verbessern, was ihm in mehreren ausgedehnten Reisen in die Vereinigten Staaten enorm zu Gute kam, denn er konnte sich so gut mit der einheimischen Bevölkerung austauschen und sie näher kennen lernen, was viele Vorurteile aus dem Weg räumte. So führte in seinem Leben die amerikanische Präsenz in Grafenwöhr sowohl zu familiärem finanziellen Wohlstand als auch zu einer interkulturellen Verständigung, die er so, besonders aufgrund der Sprache, sicher nicht ohne den deutsch-amerikanischen Kontakt erfahren hätte.

Auf Abstand bleiben: Erwachsene Männer

Amerikaner als Friedensbringer und Neubeginn des gesellschaftlichen Lebens

Vor dem Hintergrund der Kriegserfahrungen konnten nicht alle Grafenwöhler immer zwischen den Besatzern als Institution und amerikanischen Soldaten als Einzelpersonen unterscheiden, wie bei den nächsten beiden Zeitzeugen augenscheinlich wird. Da es sich bei den beiden Männern um Cousins handelt, änderte ich mein Vorgehen und befragte beide gleichzeitig. Zuerst werden die Erinnerungen von Ernst Ringer behandelt. Nach seiner Geburt 1929 lebte er bis auf eine kurze Zeit 1947, in der er in Nürnberg seine Ausbildung zu Ende brachte, immer

in Grafenwöhr. Er wurde noch kurz vor Kriegsende für den sogenannten „Volkssturm“ eingezogen, konnte dem Kriegseinsatz aber durch glückliche Umstände entgehen. Dadurch kam es jedoch, dass er das Bombardement von Nürnberg persönlich mit- und nur knapp überlebte. Es gelang ihm, nach Grafenwöhr zurückzukehren, von wo aus er mit seiner Familie für die letzten Tage vor dem Einmarsch der US-Amerikaner Schutz in einem Nachbardorf suchte. Die Tatsache, dass der Ort kampfflos übergeben wurde, führt Herr Ringer darauf zurück, dass die Bevölkerung abgestumpft und des Krieges müde geworden war und sich nur noch nach Frieden sehnte. Die Nachkriegszeit war für Ringers Familie von Entbehrungen geprägt, denn sie konnten sich nicht selbst mit Lebensmitteln versorgen und waren auf die Amerikaner angewiesen.

Als größte Veränderung des Alltagslebens sieht Ringer die strikten Sperrstunden an. Im Laufe des Jahres 1946 hätten die Menschen wieder einen Drang nach gesellschaftlichem Leben verspürt, was sich schnell in immer mehr Tanzveranstaltungen in der Gegend ausdrückte, die zur Zeit des Nationalsozialismus kaum möglich gewesen waren. Die Rückkehr zu bayerischen Traditionen wie dem gemeinsamen Musizieren und dem Tanzen zeigte, dass es nun nicht mehr nur ums Überleben ging, sondern dass man wieder zu einem Alltag wie vor dem Krieg zurückfinden wollte. Dafür nahmen die Leute auch das Risiko der immer noch bestehenden Sperrstunden in Kauf, was vor allem den Heimweg von den abgelegenen Gaststätten gefährlich werden ließ, wenn man einen herannahenden amerikanischen Jeep vernahm und sich schnell verstecken musste. Als negativen Aspekt eines wiederaufkommenden gesellschaftlichen Lebens sieht Ringer bis heute die Zeit der sogenannten „Fräuleins“, die in ganzen Zügen nach Grafenwöhr gekarrt wurden, um von den US-amerikanischen Soldaten als Gegenleistung für ihre Gesellschaft wertvolle Güter wie Nylonstrümpfe zu bekommen. Die Freizügigkeit der Mädchen und wie leicht sie aus seiner Sicht ihren Körper verkauften, lässt Herrn Ringer noch heute mit Schrecken an die Zeit zurückdenken.

Einen echten Wendepunkt in den deutsch-amerikanischen Beziehungen markierte Ringer zufolge dann die Währungsreform 1948, in deren Folge diverse Geschäfte und Lokale wieder öffneten und Grafenwöhr als Stadt wiederbelebt wurde. In diesem Kontext erinnert er sich auch an einige Gaststätten, die wegen der allgemeinen Suche nach einem Zeitvertreib und des Besuchs des legendären Elvis, weit über die Stadtgrenzen hinaus berühmt wurden, wie zum Beispiel die Micky Bar. Als sein Cousin von einer großen Schlägerei erzählt, versucht Ernst Ringer zu relativieren und gibt zu bedenken, dass es immer Reibereien

gebe, wenn junge Männer in solchen Bars zusammenkämen. Er selbst profitierte von dieser Wiederbelebung Grafenwöhrs, denn er konnte erst in einer Bäckerei, später in der PX und letztlich als Kraftfahrer für die US-Amerikaner arbeiten und so sein Ein- und Fortkommen sichern. Dies sieht er gewissermaßen auch kritisch, denn die US-Amerikaner beziehungsweise der Truppenübungsplatz sind nach wie vor wichtigster Arbeitgeber der Region, was schon früh zu einer gewissen Abhängigkeit führte. Allgemein versucht er jedoch stets die positiven Aspekte des Zusammenlebens mit den US-Amerikanern zu betonen, auch wenn er zugibt, dass bis in die 1960er Jahre hinein jeder mit äußerster Vorsicht nachts nach Hause ging.

Obwohl er sich anfangs sehr von den US-amerikanischen Soldaten eingenommen fühlte, wurde ihm bald bewusst, dass es den Deutschen unter ihnen deutlich besser ging als in den anderen Besatzungszonen, speziell der sowjetischen, aus der er einige schlimme Schicksale in seinem Bekanntenkreis mitbekam. Neben seiner eigenen wirtschaftlichen Absicherung war ihm klar, dass die Vereinigten Staaten dafür sorgten, dass Deutschland wieder ein respektables Mitglied der Weltgemeinschaft wurde. Für ihn und viele seiner Altersgenossen standen sie für Frieden und Neuanfang nach den Kriegswirren, besonders nach der Aufhebung der Sperrstunden, was bedeutete, dass jeder sich wieder nach Belieben frei bewegen und als vollwertiger Bürger fühlen konnte. Dies überwiegt seines Erachtens über die Querelen, die es immer wieder gab. Persönliche Freundschaften schloss er jedoch trotz aller Dankbarkeit und positiver Sicht nicht.

Amerika als Feindbild

Sein Cousin Moritz Ringer entwickelte eine vollkommen andere Perspektive auf die US-amerikanische Präsenz in Grafenwöhr. Er wurde im Dezember 1924 geboren und ist damit der Älteste der Befragten und auch der Einzige, der im Zweiten Weltkrieg kämpfte. Bis auf seine Zeit im Krieg, wo er beinahe in ganz Europa im Einsatz war und anschließend aus der Kriegsgefangenschaft in Frankreich floh, lebte er immer in Grafenwöhr und ist bis heute engagiert in verschiedenen Vereinen in seiner Stadt und interessiert an ihrer Geschichte. Während des Gespräches ist er deutlich zurückhaltender als sein Cousin. Er ist der einzige der befragten Zeitzeugen, der ein hauptsächlich negatives Bild der US-Amerikaner in seinen Erinnerungen hat. Daher bieten sie einen anderen Blickwinkel auf die deutsch-amerikanischen Verhältnisse während und nach der Besatzungszeit.

Während des Krieges sah er die „Amis“ als Feind an, diese Sichtweise wurde noch verstärkt, als sie ihn in Kriegsgefangenschaft nahmen. Als er nach der Flucht seine Heimat unter US-amerikanischer Führung vorfand, hielt er sich von den Soldaten so gut wie möglich fern, wie er sagt. Obwohl er sich außerdem immer nur in einer Gruppe von drei bis vier Freunden in der Öffentlichkeit zeigte, geriet er dennoch wiederholt in Streitereien und Schlägereien mit US-amerikanischen Soldaten. An diese Gelegenheiten erinnert er sich sehr genau und erzählt davon eifrig. Dabei wird immer wieder deutlich, dass er die Schuld dafür bei den Besatzern sieht, die sich in Lebensbereiche und Gepflogenheiten der Einheimischen einmischten, die sie nach Ringers Sicht nichts angingen und von denen sie außen vor bleiben sollten. So machten sie für ihn eine Rückkehr in sein Leben vor dem Krieg, als ob dieser nie geschehen sei, quasi unmöglich und führten ihm die Niederlage Deutschlands auch als persönliche Niederlage immer wieder schmerzlich vor Augen. Er erzählt von mehreren Situationen, in denen er Soldaten angriff, jedoch immer um Schwächere, Frauen oder einen Wirt, zu verteidigen, und gibt seinem Handeln so eine moralische Legitimation.

Obwohl er zugibt, dass man heute friedlich nebeneinander wohnt, betont er, dass die Nachkriegszeit gewalttätiger und problematischer war, als viele sich heute erinnern oder erzählen wollen. Er sieht keinen großen Unterschied zwischen den beiden Rollen, Kriegsgegner und Besatzer, in denen er die US-Amerikaner kennenlernte. Ihr arrogantes Verhalten blieb für ihn unverändert und er fühlte sich gestört durch ihre Anwesenheit wegen des vielen Aufruhrs, den sie seines Erachtens verursachten. Außerdem sieht er ihren Einfluss auf ganz Grafenwöhr bis heute eher negativ, da sie als quasi alleiniger Arbeitgeber Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt verhinderten, um immer genügend Personal rekrutieren zu können. So bremsten sie laut Ringer die industrielle Entwicklung in der Gegend. In diesen Zusammenhang baut er seine eigene Sichtweise auf die US-Amerikaner ein, die sich vom anfänglichen Hass nur wenig verbesserte. Es scheint jedoch in diesen Gefühlen auch eine Menge enttäuschter Hoffnung mitzuschwingen, denn erwachsene Männer wie er, die im Krieg für Deutschland gekämpft hatten, waren von den meisten der humanitären Aktionen der US-Amerikaner quasi ausgeschlossen. So bot sich ihm niemals die Gelegenheit, wirklich persönliche Kontakte zu knüpfen und seine Sichtweise anzupassen. Als das Gespräch gegen Ende auf aktuelle weltpolitische Geschehnisse kommt, und sein Cousin einwirft, dass er nicht verstehen kann, weswegen die Vereinigten Staaten in die gesamte Weltordnung eingreifen, wird dies noch einmal deutlich: In ihrem Bestreben, ihr Demokratieverständnis weltweit zu etablieren, bezeichnet er die Verei-

nigten Staaten als „Scharfrichter“ der ganzen Welt. Sein Feindbild konnte er auch nach über siebenzig Jahren des Mit- und Nebeneinanders nicht revidieren.

Zusammenfassung

So unterschiedlich die Erinnerungen der Zeitzeugen an ihren Kontakt mit den US-Amerikanern und dessen Auswirkungen auf ihr weiteres Leben auch sind, lassen sich dennoch einige wiederkehrende Aspekte erkennen. Hierzu zählt zunächst einmal ein Feindbild, das je nach Art und Weise des Kontakts sowie bedingt durch Neugierde seitens der Grafenwöhler entweder revidiert werden konnte oder aber nicht. Entscheidend hierfür waren vor allem auch die Rollen, in denen die Grafenwöhler den US-Amerikanern begegneten; besonders junge Frauen und Kinder hatten einen leichteren Start als erwachsene Männer, da sie ihrerseits von den Soldaten nicht wie Feinde behandelt wurden, sondern stark von ihnen profitieren konnten. Damit verbunden ist das Bewusstsein und die Dankbarkeit dafür, dass die US-amerikanische Präsenz für Deutschland Frieden und Wohlstand bedeutete, die anderen Besatzungszonen länger verwehrt blieb. Wiederholt wurden mit den US-Amerikanern vor allem Sicherheitsfaktoren wie Arbeitsstellen und Versorgung mit Essen in Verbindung gebracht. Dies führte zu einer weitgehend positiven Einschätzung des US-amerikanischen Einflusses auf Grafenwöhr und das Leben der Zeitzeugen.

Dabei zeigte sich immer wieder, wie wichtig es für die Deutschen war, die englische Sprache zu lernen, um erfolgreich mit den amerikanischen Soldaten kommunizieren zu können. War die Sprachbarriere überwunden, konnten lang anhaltende persönliche Freundschaftsbeziehungen und sogar Ehen daraus hervorgehen, die den Biografien einiger der hier befragten Zeitzeugen eine Inter- und Transnationalität verliehen, die im ländlichen Bayern ohne die amerikanische Präsenz kaum denkbar erscheint. War dies jedoch nicht der Fall, setzten sich bisweilen Misstrauen und Feindseligkeit durch, die über das ganze Leben hinweg die Sicht auf die Vereinigten Staaten prägten.

Literaturverzeichnis

Pratt, Mary Louise (1991): „The arts of the contact zone“, in: *Profession*, 33-40.

Das Amerikabild in der deutschen Populärmusik der 1960er Jahre

Michaela Hogger

Abstract: Was hat Amerika mit deutschen Schlägern gemein, oder präziser formuliert: Was haben die USA und Kanada mit der Populärmusik in der Bundesrepublik Deutschland in den 1960er Jahren zu tun? Wie präsent die USA nach dem Zweiten Weltkrieg sind lässt sich an der Beliebtheit von Liedern mit Amerikabezug von Hitlisten aus dieser Zeit ablesen. Es stellt sich jedoch die Frage, wie Amerika dargestellt wird. Welche Bilder und Attribute werden als amerikanisch wahrgenommen? Lassen sich Auswirkungen des amerikanischen Einflusses in der Nachkriegszeit auf die Bevölkerung der noch jungen Bundesrepublik in den Liedtexten ablesen? Welche Motivkreise werden dargestellt und was sagt dies über die Rezipient*innen aus?

Zur Person: Michaela Hogger studierte MA Vergleichende Kulturwissenschaft an der Universität Regensburg; derzeit arbeitet sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Vergleichende Kulturwissenschaft und ist im Projekt eKulturPortal (gefördert durch das BMWi) tätig. Der vorliegende Beitrag basiert auf ihrer Masterarbeit. Betreuer: Prof. Dr. Gunther Hirschfelder.

Schlagwörter: Amerikanisierung; Populärmusik; Schlager; Nachkriegszeit; Stereotype

Musik ist, ob bewusst oder unbewusst wahrgenommen, ein Begleiter im Alltag, der als Indikator für gesellschaftlichen Wandel und kulturelle Befindlichkeiten herangezogen werden kann. Im Folgenden geht es um deutsche Populärmusik der 1960er Jahre mit Amerika-Bezug. In erster Linie soll anhand der Liedtexte untersucht werden, wie Amerika in der Bundesrepublik Deutschland der 1960er Jahre dargestellt wurde. Diese Amerikabilder und Wertehaltungen gilt es mithilfe geeigneter Methoden zu dechiffrieren und zu deuten, wobei deskriptive Textanalysen eine übergeordnete Rolle spielen. Unter Amerika wird vorrangig die USA verstanden, in einigen Fällen auch Kanada. Für Maase ist es

nicht als sprachliche Ungenauigkeit abzutun, dass man hierzulande ‚Amerika‘ sagt, wenn die USA gemeint sind. Das Bild der Vereinigten Staaten hat teil an dem Amerika-Mythos, der sich seit der Entdeckung der ‚Neuen Welt‘ in den Köpfen der Europäer herausgebildet hat. (Maase, 1992: 41)

„Amerikabilder waren und sind stets Produkte der eigenen Problemwahrnehmung“ (Maase, 2008: 177). Als Gesellschaftsbild werden Vorstellungen einer Gemeinschaft über „Sinn und Zweck der gesellschaftlichen Ordnung sowie von deren Veränderungen“ (Kohlpoth, 2007: 29) verstanden. Eine entscheidende Rolle spielt dabei die Wahrnehmung der Realität.

[I]n den Köpfen der Menschen wirken *Bilder* von Wirklichkeit als Filter ihrer Wahrnehmungen. Über diese Bilder interpretieren und definieren sie *was* sie *wie* wahrnehmen, wie sie diese Wahrnehmungen bewerten, sie in ihren Erfahrungsbestand integrieren und in Bezug auf künftige Handlungen berücksichtigen. (ebd. 30)

Zum Amerikabild im untersuchten Zeitraum schreibt Waltraud Wende (2007), dass es sich aus deutscher Perspektive um eine positive Vorstellung handelt, da aus den ehemaligen Kriegsgegnern Freunde wurden. Eng verbunden mit dem Amerikabild ist auch die Amerikanisierung. Sie

beschreibt von Seiten des Senders das Angebot [...] und von Seiten des Empfängers die Anverwandlung von Gebräuchen, Verhaltensweisen, Bildern und Symbolen bis hin zu Manifestationen der Warenwelt und künstlerischer Artikulation. (Doering-Manteuffel, 2001)

Spürbar wurde diese Beeinflussung bereits Ende der 1940er Jahre, um in den 1950er und 1960er Jahren ihren Zenit zu erreichen. Es ist allerdings zu beachten, dass es keine homogene nordamerikanische Kultur gibt und geben kann; aus diesem Grund ist auch der Begriff der Amerikanisierung vorsichtig zu verwenden und kritisch zu hinterfragen. Der Kulturtransfer in Funktion, Form und/oder Trägergruppe unterliegt für gewöhnlich einem Wandel, außerdem ist der Kulturtransfer zwischen den USA/Kanada und Europa nicht einseitig, sondern als wechselseitiger kultureller Einfluss zu betrachten.

Zur Analyse des Schlagers

„Seinem eigentlichen Wortsinn entsprechend war der Begriff Schlager ursprünglich ein Erfolgsbegriff“ (Worbs, 1963: 11). Die starke Verbreitung der Lieder durch Schallplatten und Rundfunk veranschaulicht diese Auffassung. Schlager zeichnen sich oft durch einen zeitlosen Textbestand, idealisierte Vorstellungen von ‚Heimatland‘, Wunderversprechungen, Fernweh und Abgeschiedenheit sowie Metaphern und Klischees aus, so Günther Mahal. Die Botschaften seien einfach, Sänger*innen und fiktive Protagonist*innen würden Identifikationsfiguren darstellen: „Jedermann kann sich von diesen Texten angesprochen fühlen“ (Mahal, 1975: 71). Thematisch werden im betrachteten Zeitraum neben der Liebe vor allem zwei Leitmotive besungen: Heimat und Heimweh sowie Fernweh und Tourismus. „In den Texten dominierten Sehnsüchte – zunächst einmal nach Ferne und Exotik. [...] Häufig wird noch die Exotik dieser Fremde herausgestellt und mit dem Motiv der romantischen Liebe verknüpft“ (Faulstich, 2003: 178). Verantwortlich für den Erfolg von Schlagern sind nach Mahal die Repetition sowie Reizvokabeln, worunter hier neben den Namen der besungenen Orte Bezeichnungen wie Cowboy und Indianer oder Wörter wie Playboy oder Dancing Bar fallen. Ein Schlager ist „jedes durch technische Medien in Massenproduktion verbreitete, urheberrechtlich geschützte, geflissentlich auf den Augenblickserfolg zielende Tanz- oder Stimmungslied“ (Worbs, 1963: 12). Er gilt als anspruchslose, leichte Musik, eine „schwungvolle Unterhaltung, etwas Erfrischendes und Angenehmes“ (Hegele, 1963: 107). „Der Schlager“, schreibt Elmar Kraushaar (1983: 22), „soll unterhalten und sonst gar nichts“. Theodor W. Adorno (1992: 41) geht davon aus, dass der Schlager mitunter durch „reklamehafte Formulierungen des Textes“ weitverbreitete Gefühle transportiere. Die gesellschaftsrelevante Aufgabe von Schlagern sieht er in der Kanalisierung von Gefühlen. Vor allem kritisiert Adorno die Passivität der Hörer*innen, die seines Erachtens zu einer ‚Verdummung‘ führt.

Diese im Grunde ablehnende Haltung hat auch die spätere Forschung noch geprägt (vgl. Burzik, 2007: 257). Daher hat Günter Hegele die „übliche Geringschätzung der leichten Musik“ angeprangert und für eine eigene Methodik zur Untersuchung von Schlagern plädiert, in der seine „Funktionen (also etwa als Tanzmusik oder zur Entspannung), [...] die Situation der Schlagerhörer und [...] technische und kommerzielle Fragen“ zu berücksichtigen seien (Hegele, 1963: 107). Schlager sollen im Weiteren als populäres Liedgut verstanden werden, welches sich einer vermeintlich primitiven Semantik und Struktur bedient, jedoch

in reflektierter Betrachtung als Chiffre tiefgründiger Eigenarten wirken kann. „Von großer Bedeutung sind dabei neben der Musik selbst, vor allem die Fragen, welches Bild [...] in den Songtexten entworfen wird, welche Werthaltungen transportiert werden“ (Trummer, 2001: 36). Methodisch folgt die Medien- und Textanalyse Christoph Köck (2007) und Siegfried J. Schmidt (2008), welche die Kategoriebildung als „Basis für die ethnographische Darstellung des Quellenmaterials in seiner Gesamtheit“ ansehen (Köck, 2007: 356). Daher wurde der Amerika-Bezug der Schlager in folgende Kategorien unterteilt:

- (1) Amerika-Bezug durch Interpret*in,
- (2) Amerika-Bezug durch den Song – das Lied ist ursprünglich ein ‚Hit‘ aus den USA und wurde für den deutschen Markt überarbeitet.
- (3) Amerika-Bezug durch den Text: (a) Es handelt sich um einen direkten, im Text angesprochenen Bezug (beispielsweise Nennung von Orten, Städten etc.), oder (b) es besteht ein indirekter Bezug (durch Anspielungen oder stereotypisierte Darstellungen).

Die Auswahl der zu untersuchenden Schlager richtet sich nach deren Popularität, die anhand von Chartplatzierungen festgemacht werden kann.

Motivkomplex ‚Jugend‘

„Im Überblick über die Vielfalt der kulturellen Erscheinungen der fünfziger Jahre war das kulturell vielleicht wichtigste Phänomen die Entstehung einer neuen Jugendkultur.“ (Faulstich, 2002: 277) Voraussetzung hierfür waren veränderte soziokulturelle Rahmenbedingungen ab Mitte der 1950er Jahre in finanzieller, räumlicher und zeitlicher Hinsicht. Neben der Abgrenzung gegenüber der Elterngeneration sind die Konsumgüterindustrie, sowie der Wandel in der Mediennutzung maßgebliche Faktoren. Beispielhaft stehen für diesen Motivkreis die Lieder *Itsy Bitsy Teenie Weenie, Honolulu Strandbikini* (1960)¹ und *Schuld war nur der Bossa Nova* (1963)². Beide bedienen sich englisch-

¹ *Itsy Bitsy Teenie Weenie, Honolulu Strandbikini*. Interpreten: Club Honolulu (Caterina Valente und Silvio Francesco). Komposition: Lee Pockriss. Text: Rudolf-Günter Loose. 1960.

² *Schuld war nur der Bossa Nova*. Interpretin: Manuela (Doris Wegener). Komposition: Barry Mann und Cynthia Weil. Text: Georg Buschor. 1963.

sprachiger oder englisch-anmutender Wörter, die in der Forschung als „amerikanische[r] Slang“ (Worbs, 1963: 77) oder als „Zweisprachenkauerwelsch“ (Kraushaar, 1983: 81 ff.) bezeichnet werden. Das Spielen mit der fremden Sprache macht einen der Reize der deutschsprachigen Schlager mit Amerika-Bezug aus. Die dadurch geschaffene Atmosphäre wirkt modern, beschwingt, jugendlich und frisch. Auch die Nennung von Orten generiert eine „beschworene allgemein-exotische Atmosphäre“ (Bausinger, 2005: 85). Honolulu (*Itsy Bitsy Teenie Weenie, Honolulu Strandbikini*) reagiert konkret auf die Faszination Hawaiis, die in den deutschen Schlagern deutlich zu beobachten ist, während eine entsprechende Schwärmerei für Alaska, das ebenfalls 1959 als neuer Bundesstaat in die USA aufgenommen wurde, nicht erkennbar wird.

Die deutschen Schlager der 50er [und 1960er, MH] Jahre handelten inmitten der biederen Wiederaufbau- und Leistungsgesellschaft von bunten, exotischen Abenteuern, rauem Seemannsleben, vom brennend heißen Wüstensand und dem ach so fernen Heimatland, von erotischen Eroberungen an südlichen Gestaden, vom Freizeitvergnügen im Bad, im Kino und im Tanzcafé – und sie handelten natürlich von der Liebe. (Veigl, 2002: 51)

Neben Liebe wird auch Freizeit als zentrales Thema behandelt, wobei eine Parallele zwischen den im Handel deutlich sichtbaren „Boom-Phasen“ und den Themen in den Liedern ausgemacht werden kann. Von diesen Nachfrageschwerpunkten, „die als ‚Verbrauchswellen‘ bezeichnet wurden“, werden in den hier betrachteten Schlagern vor allem die „Textil- und Bekleidungswelle“ (*Itsy Bitsy Teenie Weenie, Honolulu Strandbikini*), die „Vergnügungs- und Medienwelle“ (*Schuld war nur der Bossa Nova*) und die „Urlaubs- und Reisewelle“ (*Itsy Bitsy Teenie Weenie, Honolulu Strandbikini*) besungen (Faulstich, 2002: 280). In Bezug auf den Konsum wird oftmals eine assoziative Verbindung zu den USA hervorgehoben: „Der *American way of life* schien Freiheit und Wohlstand im Alltagsbereich einigermaßen spannungsfrei miteinander verbinden zu können“ (Stegmann, 2011: 42). Laut Uta Poiger (1997: 289) hatten Westdeutsche „den Konsum von amerikanischer Kultur zu einem normalen Bestandteil des jugendlichen Lebensstadiums gemacht und auf diese Weise Konsum ‚ingedeutscht‘“.

Zwei weitere Punkte, die in den beiden Liedern eine übergeordnete Rolle spielen, sind Mode und Populärkultur. „Die US-amerikanische Populärkultur, vor allem die Musik, [aber auch Mode, Medien und Freizeit, MH] wurde für die Masse der Jugendlichen stilbildend.“ (Stegmann, 2011: 43) Dass vor allem bei Jugendlichen bezüglich der

„Botschaften und Modernität aus den USA“ eine gewisse Zugänglichkeit herrschte, führt Maase (1992: 90) zurück „auf ein Stereotyp aus dem Kernbestand des europäischen Amerikabilds [...]: Die Jugendlichkeit der Neuen Welt“. In *Itsy Bitsy Teenie Weenie, Honolulu Strandbikini* wird zudem der Bikini zum zentralen Gegenstand, der noch im Jahr 1951 bei den Miss-World-Wahlen verboten und durch den Vatikan als sündhaft deklariert worden war.

In *Schuld war nur der Bossa Nova* bleibt die Darstellung Amerikas einerseits auf wenige Reizvokabeln – wie ‚Dancing Bar‘, den Bossa Nova Tanz, die Namen der Hauptfiguren Jane und Jim und die Ausrufe ‚No, no‘ und ‚Yey, yey‘ – reduziert, andererseits vermittelt das Lied eine gewisse Lockerheit und deutet auf einen Jugend- und Freizeitkosmos hin, der oft in Verbindung mit den USA gebracht wird:

Man etikettierte all jene Verhaltensweisen und Ausdrucksformen als ‚amerikanisch‘ oder ‚amerikanisiert‘, in denen Jugendliche den Verhaltensspielraum der Nachkriegszeit auf ihre (neue) Weise nutzten. Wenn Heranwachsende den allgemeinen Imperativ der Modernität auf ihren Alltag anwandten, fielen sie unter das zumindest zwiespältige Urteil ‚amerikanisch‘. (Maase, 1992: 88)

Motivkomplex ‚Indianer‘

Ein typisches Amerikamotiv der Schlager ist der Indianer. Er wird darin meist als wenig intelligent dargestellt, dies wird auch in den ausgewählten Beispielen *Da sprach der alte Häuptling der Indianer* (1960)³ und *Zwei Indianer aus Winnipeg* (1964)⁴ deutlich. Während sich der Häuptling im ersten Lied mit einer Eisenbahn messen will, jagen die Protagonisten bei *Zwei Indianer aus Winnipeg* einem Mädchen äußerst unbeholfen hinterher. Weiterhin werden die Indianer auffällig schnell aggressiv: Während sich der Häuptling von der Planung einer Eisenbahnlinie dazu bringen lässt, das Kriegsbeil auszugraben, geschieht dies bei den beiden ‚Indianern aus Winnipeg‘ im Streit um die Gunst eines Mädchens, das erst gar nicht nach ihrer Meinung gefragt wird. Zwar sind beide Liedtexte klar humoristisch gebrochen und gezielt überspitzt, dennoch klingt hier das traditionelle Überlegenheitsgefühl der europäischen Zivilisation nach, wie es im 19. Jahrhundert in den Weltausstellungen und Völkerschauen zum Ausdruck kam. Auch die Dar-

³ *Da sprach der alte Häuptling der Indianer*. Interpret: Gus Backus. Komposition: Werner Scharfenberger. Text: Peter Wehle. 1960.

⁴ *Zwei Indianer aus Winnipeg*. Interpretin: Marika Kilius. Komposition: Karl Götz. Text: Rudolf-Günter Loose. 1964.

stellungen in populären Abenteuerromanen James Fenimore Coopers oder Karl Mays prägen das Bild der nordamerikanischen Ureinwohner in der BRD der 1960er Jahre (vgl. Zoll, 2002).

Da sprach der alte Häuptling der Indianer stellt eine belustigende Szenerie dar, die durch klamaukhafte Wendungen beschrieben wird. Für Werner Faulstich handelt es sich bei dem Lied eigentlich um eine Kritik an der westdeutschen Gesellschaft:

Tatsächlich wird in diesem Schlager der bundesdeutsche Kleinbürger der frühen sechziger Jahre kritisiert, der sich einer realistischen Weltsicht verweigert, der unter dem Pantoffel seiner Frau steht und der letztlich froh sein muss, wenn man ihm einen niederen Job anbietet. (Faulstich, 2003: 181)

Angesprochen werden das Verhältnis zwischen Mann und Frau, die Dichotomien Natur und Zivilisation, Wildnis und Fortschritt sowie amerikanische Ureinwohner und Siedler. Die exotischen Indianer im fernen Amerika werden sowohl mythisiert als auch belächelt. Amerika wird reduziert auf stereotype Vorstellungen von den naturverbundenen Ureinwohnern und ihrer Verdrängung durch die Siedlungen und den technischen Fortschritt der Einwanderer. Das Lied unterhält durch seine scherzhaften und ironisierenden Töne, selbstverständlich ohne die tatsächliche Geschichte der USA zu hinterfragen.

Verglichen mit den Eigenschaften, die beispielsweise der beliebten Roman- und Filmfigur Winnetou zugeschrieben werden – „ruhig, bedächtig, stark, edel, naturverbunden“ (Zoll, 2002: 367) entsprechen die eher dümmlichen *Zwei Indianer aus Winnipeg* lediglich der stereotypen Naturverbundenheit der amerikanischen Ureinwohner, ohne dabei jedoch zu ‚edlen Wilden‘ stilisiert zu werden. Die beiden handeln unbesonnen und ‚graben das Kriegsbeil aus‘, weil sie sich um ein Mädchen streiten. Das lyrische Ich macht sich in dem Lied über die beiden lustig, es wirkt keck und frech und scheint sich den beiden gegenüber überlegen zu fühlen. Da nicht explizit erwähnt wird, ob die Ich-Erzählerin zur Gruppe der ‚Indianer‘ zählt, oder ob sie eine außenstehende Person darstellt, bleibt den Hörer*innen Interpretationsspielraum, so dass sie in diese Figur ihre eigenen Vorstellungen legen und sich so mit ihr identifizieren können.

Beide Lieder bedienen sich der stereotypen Naturverbundenheit der Indianer: die ‚Indianer aus Winnipeg‘ leben auf dem Feld oder am Fluss, und in *Da sprach der alte Häuptling der Indianer* stellt sich die Titelfigur schützend vor die scheinbar unberührte Natur, die durch

eine Eisenbahnlinie zerstört werden soll. Die Dichotomie von Wildnis und Zivilisation wird hier zu einem zentralen Thema.

Nicht differenziert wird, ob mit Amerika Kanada oder die USA gemeint sind. Das personenbezogene Motiv ‚Indianer‘ funktioniert allgemein für den nordamerikanischen Kontinent, wobei der Fokus hier auf dem Nordwesten liegt. Wenige Reizwörter wie Indianer, rote Haut (*Da sprach der alte Häuptling der Indianer*), Kriegsbeil, Häuptling oder die Namen Flinker Wolf und Großer Bär (*Zwei Indianer aus Winnipeg*) stellen den Bezug zum Motiv her. Außerdem werden Indianer mit Pfeilen hantierend und in Zelten in der Prarie lebend imaginiert. Neben diesen Narrativen werden in *Da sprach der alte Häuptling der Indianer* zusätzlich noch Lautmalereien wie ‚uff‘ oder ‚humbaumba‘ herangezogen, um das Bild der exotischen Indianer zu vervollständigen.

Motivkomplex ‚Cowboy‘

„Die Anfänge der Cowboys als Mythos und Realität, wie wir sie heute kennen, liegen geographisch im Südwesten der USA und zeitlich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts.“ (Kremp, 2008: 18) Der Zeitraum von etwa 1866 bis 1886 kann als „[d]ie große Zeit der Cowboys und *Cattle Drives*“ (Englert, 2005: 217) angesehen werden. Beispielhaft für diesen Motivkreis stehen die Lieder *Wärst du doch in Düsseldorf geblieben* (1968)⁵ und *Siebentausend Rinder* (1962)⁶. In *Wärst du doch in Düsseldorf geblieben* entwickelt das akustische Ambiente insgesamt ein ‚Südstaaten-Flair‘. Aufgrund des Klavierspiels und der ausgelassenen Stimmung könnte sich die Erzählsituation in einer gediegenen Saloon-Runde verorten lassen. Der beschriebene ‚Playboy‘ möchte sein Glück in der Ferne, in Texas, finden. Jedoch scheitert der „Herr aus Germany“, denn er wird laut der Ich-Erzählerin „nie ein Cowboy sein“. Der geschilderte Mächtegern-Cowboy im Lied wird als „feiner Mensch“ beschrieben, der nicht in den Schauplatz einer „Ranch“ passt. *Wärst du doch in Düsseldorf geblieben* steckt voller Ironie die Geschichte und das Scheitern des Protagonisten werden humorvoll erzählt, Wunschträume und Werte werden karikiert. Eine Flucht aus dem Alltag, die oft als Grund für die Begeisterung für ferne Ziele angegeben wird, funktioniert in diesem Lied für die Figuren nicht. Der „Herr aus Germany“ scheint „alles [...] falsch gemacht“ zu haben, er wird von der Ich-

⁵ *Wärst du doch in Düsseldorf geblieben*. Interpretin: Dorthe. Komposition: Chr. Bruhn. Text: Georg Buschor. 1968.

⁶ *Siebentausend Rinder*. Interpret: Peter Hinnen. Komposition: Chr. Bruhn. Text: C. U. Blecher. 1962.

Erzählerin belächelt, und sie will ihn loswerden. Zudem hat sich der beschriebene junge Mann aus Düsseldorf zum Gespött gemacht, nicht nur auf der Ranch, sondern von „ganz Texas“. Vielleicht soll an dieser Stelle auch auf ironische Weise darauf hingewiesen werden, dass eine Flucht aus dem Alltag die Probleme kaum mindert. Amerika, das heißt hier Texas, wird reduziert auf Vorstellungen vom Wilden Westen, der Prärie und dem Leben auf einer Ranch. Des Weiteren wird auf einzelne englische Schlagwörter wie Playboy oder Germany zurückgegriffen, die eine amerikanische Note mit sich bringen sollen.

In *Siebentausend Rinder* hingegen wird überraschend ein jodelnder Cowboy zum zentralen Motiv. Obwohl die Stimmung im Lied durchwegs ausgelassen und vergnügt wirkt, werden indirekt auch gesellschaftliche Phänomene angesprochen, die sich als Hinweise auf die Nachkriegssituation in Deutschland verstehen lassen. Amerika wird reduziert auf die Prärie und den Wilden Westen, der hier als sehr beschaulich dargestellt wird. Auf den ersten Blick scheint der Protagonist die Einsamkeit und Abgeschiedenheit der Enge der Stadt („uns're Stadt, die war mir viel zu klein“) vorzuziehen und resümiert, dass er eigentlich „immer schon ein Cowboy sein“ wollte. Angesprochen wird das Motiv des Rinderreichs, das in der Wildwest-Literatur ein zentraler Bezugspunkt ist (Davids, 1969: 61). Der Erzähler scheint zunächst alleine unter 7.000 Rindern zufrieden zu sein und diese Begeisterung mit dem Ausruf „Kinder, Kinder, Kinder!“ zu unterstreichen. In der letzten Strophe ist diese Szenerie für den Protagonisten offenbar nicht mehr ganz so zufriedenstellend. Dies wird vor allem im Rückblick auf sein Leben „zu Hause“, wo „alles wunderbar“ war, und auf die Möglichkeiten, die sich ihm dort geboten hatten – er konnte „ins Kino geh'n und schöne Mädchen seh'n“, ein Verweis auf Jugend und Freizeitkultur – deutlich.

Beide Lieder haben gemeinsam, dass sie einerseits Amerika auf zwei Orte reduzieren, Idaho (*Siebentausend Rinder*) und Texas (*Wärst du doch in Düsseldorf geblieben*), und andererseits auf vereinzelte Schlagwörter wie Prärie, Ranch oder Cowboy und Indianer zurückgreifen.

Natur prägt das Amerikabild, wobei vor allem endlose Steppen darunter verstanden werden. Mit der Ranch wird ein zurückgezogenes Leben auf dem Land suggeriert. Die Fauna besteht darüber hinaus vornehmlich aus Rindern und Pferden, ist also nicht diversifiziert, sondern stellt nur einen kleinen stereotypen Teilausschnitt dar. Lagerfeuer und Banjo-Klang (*Siebentausend Rinder*) bilden typische Requisiten im Leben eines Cowboys. Neben diesen Reduktionen wird in *Siebentausend Rinder* der Indianer als exotisches Moment aufgenommen. Der Prota-

gonist will „Indianer seh'n“, als handele es sich um einen Besuch im Zoo.

Nicht nur Amerika, sondern auch die Bundesrepublik stellt einen wichtigen Referenzpunkt für die beiden untersuchten Lieder dar. Der Rückzug ins Private und die Hinwendung zur Familie, die Enge in den Städten als Gegensatz zu der Weite in Amerika, die Reisewelle, die sich in der Bundesrepublik deutlich macht, all das sind indirekt angesprochene Verweise, die in den Liedern thematisiert werden.

Weitere Motivkreise

Der Motivkreis „Illusion von Reichtum und Glück“ (Fischer, 1965: 41) prägt *Ich kauf mir lieber einen Tirolerhut* (1962)⁷, in dem Amerika und der *American way of life* als große Verlockung dargestellt, dann aber als Trugbild entlarvt werden. Vordergründig wendet sich das Lied gegen diese Lebensweise, doch es karikiert eigentlich die rückwärtsgewandte Haltung in der Bundesrepublik Deutschland und das Beharren auf vermeintlichen Traditionen, die am Beispiel des Protagonisten als *Invention of Tradition* (Hobsbawm, 2009) im weiten Sinne bezeichnet werden können. Amerika, das sind Verlockungen wie Konsum, das sind technischer Fortschritt beziehungsweise Veränderungen, die dem Protagonisten missfallen oder ihn gar ängstigen. Wenn die USA unbestritten oftmals als „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ verstanden werden, so karikiert *Ich kauf mir lieber einen Tirolerhut* solche Vorstellungen. Als Gegenbild dazu erscheint eine idyllische und ritualisierte Welt, in der jeden Sonntagabend musiziert wird – eine Monotonie, die als besonders erstrebenswert hingestellt wird. Insgesamt kann das Lied als subversiver Schlager eingestuft werden, weil es von „komödiantischen, witzigen Einlagen“ geprägt ist und der Song „die Werte des klassischen Schlagers karikiert und ironisiert“ (Faulstich, 2003: 181). Das nächste Beispiel *Es gibt kein Bier auf Hawaii* (1963)⁸ steht exemplarisch für die Hawaii-Faszination, die nach der Aufnahme Hawaiis als Bundesstaat der USA im Jahre 1959 in Deutschland aufkam. Allerdings ist *Es gibt kein Bier auf Hawaii* kein Loblied auf die Inselkette, hier wird vielmehr schalkhaft aufgezählt, wie unvorteilhaft eine Reise dorthin für einen stereotypen deutschen Biertrinker sein könne. Mezger (1975: 81) geht sogar davon aus, dass mit diesem Schlager die Hawaii-Begeisterung

⁷ *Ich kauf mir lieber einen Tirolerhut*. Interpret: Billy Mo. Komposition: Chr. Niesen. Text: F. Rüdiger. 1962.

⁸ *Es gibt kein Bier auf Hawaii*. Interpret: Paul Kuhn. Komposition: Jean Rolle. Text: Wolfgang Neukirchner. 1963.

ihren vorläufigen End- und Höhepunkt erreichte, „als ein binnen kurzem populärer Karnevalsschlager die enttäuschende Information verbreitete: Es gibt kein Bier auf Hawaii“.

Das dritte Beispiel ist die deutschsprachige Version von *Bonanza* (1963)⁹, das der Kategorie der Film- und Fernsehlieder zugeschrieben werden kann. Im Lied geht es um die ‚Wir-Gruppe‘ des Erzählers, die womöglich, aufgrund der Beschreibungen und in Anlehnung an die Fernsehserie, weiße Siedler darstellt. Als Gegenspieler fungiert die Gruppe der ‚Anderen‘, die sehr vage und als eine Übermacht beschrieben wird, dies lässt viel Raum für eigene Interpretationen. Amerika bedeutet hier zunächst Grundbesitz und die Verbundenheit mit diesem („Unser Land ist gutes Land, das verlässt man nie“ oder „unser Land war gutes Land, wir liebten es so sehr!“). Außerdem wird das Verhältnis zu recht- und unrechtmäßigem Besitz von Land thematisiert, was bezüglich der Geschichte der USA mit der Vertreibung der Ureinwohner Amerikas und den Kämpfen an der Frontier verglichen werden könnte. Es kann allerdings auch ein Verweis auf die Vertriebenen und Flüchtlinge sein, die aufgrund des Zweiten Weltkrieges ihre Heimat verlassen mussten. Auf Amerika und die Geschichte der USA verweist zudem die Bewertung eines sicheren Colts, der mit Gold auf eine Ebene gehoben wird. Dies kann zum einen ein Hinweis auf den Goldrausch ab Ende des 19. Jahrhunderts sein. Andererseits ist der US-Dollar nach 1947 sehr schwach und instabil, was eine steigende Nachfrage nach Gold zur Folge hatte und sich auch in Europa auswirkte. Die Gründung des Goldpools im Jahre 1961 sollte den Goldpreis stabilisieren. Wie im vorherigen Beispiel wird auch hier die Verwendung von Waffen, in diesem Fall zur Verteidigung, besungen. Außerdem wird, wie in anderen Liedern auch, die Vegetation hervorgehoben und als unverbraucht und schützenswert beschrieben.

Amerika, das sind in den drei ausgewählten Liedern Las Vegas, Hawaii und die Prärie. Die einzelnen Orte wirken zunächst klar definiert, sie sind jedoch ausgesprochen ambivalent und beeinflussen das Amerikabild nur bedingt. Es sind vielmehr Hinweise auf einen bestimmten Lebensstil (beispielsweise Glückspiel bei *Ich kauf mir lieber einen Tirolerhut*), auf die vegetative oder klimatische Beschaffenheit (Hitze, Palmen und blaues Meer in *Es gibt kein Bier auf Hawaii*), Klangeffekte (beispielsweise der Glissando-Klang einer Hawaii-Gitarre in *Es gibt kein Bier auf Hawaii*, oder Percussion-Instrumente bei *Bonanza*, die Hufge-

⁹ *Bonanza*. Interpret: Ralf Paulsen. Komposition: Jay Livingston und Raymond Evans. Text: Camille Jean Nicolas Felgen. 1963.

trappel suggerieren) sowie Reizvokabeln (wie Prärie, Colt, Sheriff, Dollar, Hula-Hula, Darling), die das Amerika versinnbildlichen.

Exotik und Reduktionismus als allgemeine Merkmale

Von der Alltagsflucht (*Wärst du doch in Düsseldorf geblieben*) über Fernweh (Siebentausend Rinder) oder den Tourismus-Boom (*Es gibt kein Bier auf Hawaii* oder *Itsy Bitsy Teenie Weenie, Honolulu Strandbikini*) – exotische Elemente verbinden die Lieder und Motivkreise miteinander. Dabei wird der Exotismus nicht unbedingt von einem „Interesse an fremden Ländern und Kontinenten“ angetrieben, sondern sagt mehr über die „eigenen Phantasien“ aus (Kroymann, 1987: 132). Die exotischen Orte, die für den Großteil der Hörer*innen zu dieser Zeit unerreichbar sind, bilden in den Schlägern eine „Gegenwelt zur Kaputtheit des eigenen Landes“ (ebd.: 132 f.) und sie können eine Flucht aus dem Alltag darstellen. Es werden jedoch keine neuen Bilder generiert, sondern es findet ein Rückbezug auf bewährte und beliebte Inhalte statt. Die Bilder können sowohl Wunsch- (beispielsweise in *Schuld war nur der Bossa Nova*, *Zwei Indianer aus Winnipeg*) aber auch Schreckensbilder (beispielsweise in *Ich kauf mir lieber einen Tirolerhut*, *Bonanza*) darstellen.

In den Liedern werden Bilder anhand exotischer Stereotypen geschaffen, die nach Parametern einer europäisch geprägten Gesellschaft geformt wurden. Die überspitzten Darstellungen von Personen und der imaginierten Landschaften weisen darauf hin. Bilder, Landschaften und Personen werden generiert, die einen Gegensatz des als vom Krieg zerstört, beengt oder grau wahrgenommenen Alltags bilden. Aus heutiger Sicht sind viele Formulierungen in den Liedern nicht politisch korrekt, so werden amerikanische Ureinwohner als Indianer bezeichnet und stereotypisiert mit roter Haut und bestimmten Attributen, wie der Naturverbundenheit, beschrieben.

Stereotype Darstellungen und Verallgemeinerungen prägen sämtliche genannte Schlager. Die Reduktion auf bestimmte Wesenszüge (beispielsweise bei *Da sprach der alte Häuptling der Indianer*) kann in den personenbezogenen Motiven festgestellt werden. Der Verzicht auf das Individuelle (beispielsweise in *Bonanza* bei der Beschreibung der ‚Wir-Gruppe‘ oder der ‚Anderen‘) wird ebenfalls deutlich, da viele Aussagen sehr vage gehalten sind und oftmals durch unspezifische Darstellungen individuelle Eigenschaften oder Eigenarten der beschriebenen Personen gezielt vermieden werden. Eine weitere Form der Reduktion betrifft die genannten Orte. So werden zwei Länder (Kanada und USA) anhand

von wenigen genannten Regionen repräsentiert. Amerika ist in den Liedern meist der Wilde Westen, die Prärie oder aber Hawaii. In den Liedern *Wärst du doch in Düsseldorf geblieben* und *Bonanza* wird die Konstruktion von Alterität deutlich. Beide generieren eine ‚Wir-Gruppe‘ sowie eine Gruppe der ‚Anderen‘. Im ersten Beispiel stellt die ‚Wir-Gruppe‘ die auf der Ranch beziehungsweise in Texas lebenden Menschen dar, demgegenüber steht der „Herr aus Germany“, der nicht zu der Gruppe passt und sich nicht integrieren kann. In *Bonanza* wird die „Wir-Gruppe“ zu tragischen Helden stilisiert, die von den ‚Anderen‘ unrechtmäßig ihres Besitzes beraubt werden. Das Selbstbild wird gekennzeichnet durch eine rechtliche Nutzung des Landes, eine Gruppe unschuldiger Farmer, die sich einer Überzahl von Angreifern gegenüberstellt.

Der Schlager als Chiffre bundesrepublikanischen Alltags

Obwohl Schlager eine Möglichkeit darstellen, dem Alltag zu entfliehen, steht zwischen ihren Zeilen auch vieles über die Situation in der Bundesrepublik. Beispielsweise werden Themen wie Arbeit und Beruf, Tourismus und Reisen, Jugend sowie Konsum angesprochen. Die Rolle der Frau beschränkt sind meist auf traditionelle Rollenmuster, wobei Liebe beziehungsweise Ehe das Ziel paarbezogener Narrative (vgl. Stoeva-Holm, 2005) ist. Indianer fungieren als überspitzte Karikatur des bundesdeutschen Bürgers (siehe *Da sprach der alte Häuptling der Indianer*), und die Ferne wird als kaum erstrebenswert besungen (siehe *Ich kauf mir lieber einen Tirolerhut* oder *Es gibt kein Bier auf Hawaii*). *Bonanza* wiederum setzt sich mit der Frage der Vertreibung auseinander, was sich als Thematisierung der Vertriebenen und Flüchtlinge verstehen lässt, die in der Nachkriegszeit einen hohen Bevölkerungsanteil in der Bundesrepublik Deutschland ausmachten. Das Thema Militär wird in *Ich kauf mir lieber einen Tirolerhut* angesprochen, dieses führte auch ab Mitte der 1950er Jahre in der Bundesrepublik Deutschland mit der Gründung der Bundeswehr zu Diskussionen und kritischen Auseinandersetzungen. In *Ich kauf mir lieber einen Tirolerhut* wird zudem der Gegensatz von ‚Ferne‘, die mit Versprechungen lockt, und einer ‚heimischen Szenerie‘, die unaufgeregt ist und Sicherheit bietet, aufgezeigt. Wenn Amerika die imaginierte Gegenwelt darstellt und als Fremdbild fungiert, schwingt dabei auch das Selbstbild der Bundesrepublik mit, das hiervon abgegrenzt und – in ihrer Verweigerung des Fortschritts (*Da sprach der alte Häuptling der Indianer*) – als rückständig wahrgenommen wird.

Schlager können nicht nur über imaginierte Menschen oder Landschaften etwas aussagen, sie verweisen als Zeichen oder Indikatoren paradigmatisch auf gesellschaftliche Fragen und Probleme, sie sind kulturelle Ausdrucksformen und geben einen Einblick in soziokulturelle Aspekte des Alltags. „So gesehen ist der Schlager so gut oder so schlecht wie die Gesellschaft, in der er produziert, gespielt und gehört wird.“ (Hegele, 1963: 107) Lieder dienen als Indikator und Chiffre für die Alltagskultur ihrer Zeit. Es handelt sich allerdings um Liedtexte, die nicht die tatsächliche Alltagswelt beschreiben, sondern vielmehr eine Parallelwelt darstellen. Dadurch werden mögliche Wunschträume in der jeweiligen Zeit aufgezeigt, die gerade nicht als gelebte Wirklichkeit anzusehen sind. Die Beliebtheit und massenhafte Verbreitung von Schlagern prädestiniert ihn dabei zu einem Gegenstand kulturwissenschaftlicher Forschung. Es zeigt sich, dass er einen geeigneten Indikator für gesellschaftlichen Wandel und kulturelle Phänomene und Praxen darstellen kann. Insofern erweist sich der Schlager in Abwandlung der Aussage Hegeles als so ergiebig, wie die Fragen, die die Wissenschaft an ihn stellt.

Literaturverzeichnis

- Adorno, Theodor W (1992): *Einleitung in die Musiksoziologie*, 8. Auflage, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bausinger, Hermann (2005): *Volkskultur in der technischen Welt*, erweiterte Neuauflage, Frankfurt a.M.: Campus-Verlag.
- Burzik, Monika (2007): „Von singenden Seemännern und Musikern vom Sirius. Die Musik der fünfziger Jahre“, in: Faulstich, Werner (Hrsg.): *Die Kultur der 50er Jahre*, München: Fink, 249-262.
- Davids, Jens-Ulrich (1969): *Das Wildwest-Romanheft in der Bundesrepublik. Ursprünge und Strukturen*, Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde.
- Doering-Manteuffel, Anselm (2011): „Amerikanisierung und Westernisierung“, Version 1.0. in *Docupedia-Zeitgeschichte*, 18.01.2011, in: http://docupedia.de/zg/Amerikanisierung_und_Westernisierung.
- Englert, Sylvia (2005): *Cowboys, Gott und Coca Cola. Die Geschichte der USA erzählt von Sylvia Englert*, Bonn: Campus Verlag.
- Faulstich, Werner (2002): „Die neue Jugendkultur. Teenager und das Halbstarckenproblem“, in: ders. (Hrsg.): *Die Kultur der fünfziger Jahre*, München: Fink, 277-290.
- Faulstich, Werner (2003): „Deutsche Schlager und deutsche Fernsehstars. Wertekontinuität im Medienwandel“, in: ders. (Hrsg.): *Die Kultur der sechziger Jahre*, München: Fink, 177-193.
- Fischer, Hermann (1965): *Volkslied – Schlager – Evergreen. Studien über das lebendige Singen aufgrund von Untersuchungen im Kreis Reutlingen*, Magstadt: Tübinger Vereinigung für Volkskunde.

- Hegele, Günter (1963): „Beitrag für die Veröffentlichung“, in: Worbs, Hans Christoph (Hrsg.): *Der Schlager. Bestandsaufnahme – Analyse – Dokumentation. Ein Leitfaden*, Bremen: Carl Schunemann Verlag, 107 ff.
- Hobsbawm, Eric (2009): „Introduction: Inventing Traditions“, in: Hobsbawm, Eric / Ranger, Terence (Hrsg.): *The Invention of Tradition*, 17. Auflage, Cambridge: Cambridge University Press, 1-14.
- Köck, Christoph (2007): „Kulturanalyse populärer Medientexte“, in: Götisch, Silke / Lehmann, Albrecht (Hrsg.): *Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie*, 2., überarbeitete Auflage, Berlin: Reimer, 343-363.
- Kohlpoth, Tanja (2007): *Gesellschaftsbild und soziologische Theorie. Talcott Parsons' Funktionalismus im Kontext der gesellschaftlichen Entwicklung der USA in den 1950er und 1960er Jahren*, Kassel: Kassel Univ. Press.
- Kraushaar, Elmar (1983): *Rote Lippen. Die ganze Welt des deutschen Schlagers*, Reinbek bei Hamburg: Rohwolt.
- Kremp, Werner (2008): *Cowboy-Mentalität*, in *Lexikon der populären Amerikabilder*, hrsg. von Kremp, Werner / Tönnemann, Wolfgang, Trier: WVT, 18-22.
- Kroymann, Maren (1987): „Itsy-bitsy-teenie-weenie-Honolulu-Strand-Bikini. Die Sehnsucht des Oberförsters nach der Yucca-Palme“, in: Pollig, Hermann (Hrsg.): *Exotische Welten, europäische Phantasien*, Stuttgart: Cantz, 132-135.
- Maase, Kaspar (1992): *Bravo Amerika. Erkundungen zur Jugendkultur der Bundesrepublik in den fünfziger Jahren*, Hamburg: Junius.
- Maase, Kaspar (2008): „Zwischen Exotik, Amerikanizität und Globalität: Zum Bedeutungswandel amerikanischer Populärkultur in der Bundesrepublik“, in: Kremp, Werner / Sirakov, David (Hrsg.): *Globaler Gesang vom Garten der Freiheit. Anglo-amerikanische Populärmusik und ihre Bedeutung für die US-Außenpolitik*, Trier: WVT, Wiss. Verl., 171-185.
- Mahal, Günther (1975): „Der Wundertraum vom Liebesglück. Vorläufiges zum deutschen Schlager nach 1945“, in: *Zeitschrift für Volkskunde*, 71, 64-78.
- Mezger, Werner (1975): *Schlager. Versuch einer Gesamtdarstellung unter besonderer Berücksichtigung des Musikmarktes der Bundesrepublik Deutschland*, Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde.
- Poiger, Uta G (1997): „Rock'n'Roll, Kalter Krieg und deutsche Identität“, in: Jahrausch, Konrad / Siegrist, Hannes (Hrsg.): *Amerikanisierung und Sowjetisierung in Deutschland 1945–1970*, Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag, 275-289.
- Schmidt, Siegfried J. (2008): „Medienkulturanalyse“, in: Nünning, Ansgar / Nünning, Vera: (Hrsg.): *Einführung in die Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen – Ansätze – Perspektiven*, Stuttgart: J.B. Metzler, 351-365.
- Stegmann, Dirk (2011): „Gesellschaft und Kultur im 20. Jahrhundert“, in: Faulstich, Werner (Hrsg.): *Die Kultur des 20. Jahrhunderts im Überblick*, München: Fink, 33-47.
- Stoeva-Holm, Dessislava (2005): *Zeit für Gefühle. Eine linguistische Analyse zur Emotionsthematisierung in deutschen Schlagern*, Tübingen: Narr.
- Trummer, Manuel (2001): *Sympathy for the Devil? Transformationen und Erscheinungsformen der Traditionsfigur Teufel in der Rockmusik*, Münster: Waxmann.
- Veigl, Hans (2002): „Wenn Teenager Träumen... Die Botschaften der heimischen Schlager“, in: Grissemann, Ernst / Veigl, Hans (Hrsg.): *Testbild, Twen und Nierentisch. Unser Lebensgefühl in den 50er Jahren*, Wien / Köln [u.a.]: Böhlau, 51-58.

- Wende, Waltraud ‚Wara‘ (2007): „Beschützer kritisiert man nicht – oder vielleicht doch? Zum Bild Amerikas in der Westdeutschen Publizistik der späten 1940er und 1950er Jahre“, in: Koch, Lars (Hrsg.): *Modernisierung als Amerikanisierung? Entwicklungslinien der westdeutschen Kultur 1945–1960*, Bielefeld: transcript, 63-87.
- Worbs, Hans Christoph (1963): *Der Schlager. Bestandsaufnahme – Analyse – Dokumentation. Ein Leitfaden*, Bremen: Carl Schunemann Verlag.
- Zoll, Stephan (2002): „Trivilliteratur des 19. Jahrhunderts als Quelle der historischen Stereotypenforschung. Das Beispiel Karl May“, in: Hahn, Hans Henning (Hrsg.): *Stereotyp, Identität und Geschichte. Die Funktion von Stereotypen in gesellschaftlichen Diskursen*, Frankfurt a. M.: Lang, 365-380.

Auf den Spuren einer bedrohten Mischsprache. Forschungsreise nach Ecuador

Susanne Schmidbauer

Abstract: In den 1970er Jahren wurde während Feldforschungen zum ecuadorianischen Quechua eine bis dato unbekannte Sprache entdeckt, deren Besonderheit darin besteht, dass sie als hybride Sprache die grammatische Struktur des Quechua mit dem Vokabular des Spanischen verbindet. Vorliegender Beitrag situiert die ecuadorianische Mischsprache *Media Lengua* (ML) im breiten Spektrum des Sprachkontaktes und exemplifiziert ihren singulären Charakter aus sprachstruktureller und soziolinguistischer Perspektive. Vor dem Hintergrund der Tatsache, dass die ersten Untersuchungen beinahe fünf Jahrzehnte zurückliegen und die ML vom Aussterben bedroht ist, wurde im Rahmen einer Forschungsreise nach Cañar (Ecuador) versucht, mittels linguistischer Bestandsaufnahmen die *endangered language* zu dokumentieren.

Zur Person: Susanne Schmidbauer studiert Gymnasiallehramt für die Fächer Französisch, Spanisch und Deutsch als Zweitsprache an der Universität Regensburg; Zusatzausbildung zur Mehrsprachigkeitsberatung. Der vorliegende Beitrag basiert auf ihrer Zulassungsarbeit. Betreuerin: Prof. Dr. Ingrid Neumann-Holzschuh.

Schlagwörter: Kontaktlinguistik; Mischsprache, Spanisch; Quechua; Identität; field work

„Eine Sprache ist viele Sprachen“ (Wandruszka, 1979: 39), formuliert der österreichische Linguist Mario Wandruszka lakonisch und betont dabei die komplexe Architektur einer Sprache, indem er darauf verweist, dass das Sprechen einer Sprache an sich ein Oszillieren zwischen Varietäten, Stilen, Registern und Modalitäten bedeutet. Im weiteren Sinne trägt das Zitat auch der Existenz von Mischsprachen Rechnung. Im vorliegenden Beitrag soll die ecuadorianische Kontaktsprache *Media Lengua* (ML) im breiten Spektrum des Sprachkontaktes situiert und ihr singulärer Charakter exemplifiziert werden. Die Dynamik der kontaktinduzierten ML in ihrem komplexen Interaktions- und Konvergenz-

raum wird anhand des kulturesemitischen Konzepts der Hybridisierung vergegenwärtigt. Die anschließende Skizzierung der Sprachkontaktgeschichte Ecuadors erklärt das sprachlich-kommunikative Handeln von *ML*-Sprechern in polykulturellen und mehrsprachigen Räumen. Die interdisziplinär angelegte Ausrichtung der Kontaktlinguistik manifestiert sich insofern, als dass im Anschluss an die Darlegung des soziolinguistischen Profils der *ML*-Sprechergemeinschaft die innere Struktur der *Media Lengua* eruiert wird. Explanativ im Hintergrund stehen die konstituierenden Mechanismen der Sprachgenese.

Das Komplement zum theoretischen Teil bildet eine eigens durchgeführte Untersuchung zum Sprachverhalten plurilingueller Sprecher in Cañar, einer ecuadorianischen Stadt 32 km nördlich von Azogues. Die letzten empirischen Erhebungen der zum Aussterben verurteilten Mischsprache in Cañar liegen weit über 40 Jahre zurück. Vor diesem Hintergrund bestand der primäre Beweggrund der Forschungsreise darin, den Status quo der moribunden Sprache zu eruiieren und diese mittels Sprachaufnahmen zu konservieren. Der methodisch-empirische Teil der gesprächsanalytischen Untersuchung stellt sowohl eine differenzierte Dokumentation des methodischen Vorgehens als auch eine Gesamtschau über die mithilfe eines Fragebogens gewonnenen Ergebnisse dar.

Die Gründe für die Begegnung von Menschen unterschiedlicher Kulturen und Nationen und damit per se unterschiedlicher Sprachen, können politischer, geschichtlicher und geografischer Art sein. Kolonialisierung, Verschiebung territorialer Grenzen und Migration stellen mögliche Ursachen für das Zustandekommen von Sprachkontakt dar. Nicht jedes Sprachkontaktprodukt ist dabei automatisch als Mischsprache zu kategorisieren. Im Rahmen der Mischsprachenemergenz muss der Mischung innersprachlich mittels der sprachlichen Struktur und außersprachlich unter Bezugnahme soziolinguistischer Rahmenbedingungen Rechnung getragen werden. Vor dem Hintergrund, dass jede Sprache dem Einfluss anderer – in erster Linie geografisch benachbarter – Sprachen ausgesetzt ist, kann im Prinzip jede Sprache theoretisch als Mischsprache klassifiziert werden.

Sprachgrenzen stimmen häufig nicht mit territorialen Grenzen überein. Ferner wird die Distinktion von zwei Sprachen durch das Bewusstsein der Sprecher sowie von ihrer institutionellen Achtung beeinflusst. Zwei Dialekte können so stärker voneinander abweichen als zwei auf institutioneller Ebene verankerte Sprachen. Hierin liegt ein Grund für die Schwierigkeit, die Sprachkontaktprodukte trennscharf zu kategorisieren und den Hybriditätscharakter bis zu einem bestimmten Grad zu bestimmen. Der vorliegenden Arbeit liegt eine Kontinu-

um-Konzeption, die Sprachen als dynamische Systeme begreift, zugrunde.

In der Linguistik bezeichnet der Terminus der Mischsprache eine autonome natürlich Sprache, die aufgrund des intensiven Kontakts zwischen verschiedenen Sprachen bzw. Sprachvarietäten unter Übernahme von lexikalischen und grammatischen Elementen dieser Ausgangssprachen emergiert. Im Gegensatz zu Sprachmischung unterliegt die Mischsprache einem signifikant höheren Grad des fremden Einflusses und bezieht sich in erster Linie auf das Resultat und nicht auf den Prozess der Sprachmischung. Mischsprachen ist eine systematische Organisation inhärent und sie repräsentieren keine akzidentiellen Mischungen. Ferner verfügen Mischsprachen über die gleiche grammatikalische Komplexität wie ihre Quellsprachen (Sebba, 1997: 36).

***Media Lengua* – ein marginales Sprachkontaktprodukt und identitätsstiftendes Medium**

Die gegenwärtige Kontaktlinguistik wendet sich zunehmend von einer monolingual ausgerichteten Kontaktanalyse zugunsten einer Perspektive ab, die nicht von Einzelsprachen ausgeht. Stattdessen werden Sprachkontakt und Mischung als das primär Vorhandene angesehen. Ferner wird anstelle einer systemnormorientierten Sprachkontaktbetrachtung der Sprecher fokussiert und eine interpretative Annäherung an Zwei- bzw. Mehrsprachigkeit anvisiert. Die Einsprachigkeitsideologie wird sukzessive abgelöst durch eine Perspektive, nach der hybride Diskurse nicht als defizitär wahrgenommen, sondern als Ressourcen geschätzt werden.

In den letzten Jahren hat der anthropologisch konnotierte Terminus der Hybridität nicht nur im literatur-, kultur- und sozialwissenschaftlichen Diskurs an Aktualität gewonnen, auch in der Sprachwissenschaft wird zunehmend darauf rekurriert. Im postmodernen Verständnis repräsentiert der Begriff der Hybridität ein Subsumptionskonzept für die „Vermischung von Traditionslinien und Signifikantenketten“ (Bronfen, 1997: 14). *ML* wird insofern als hybride Sprache definiert, als dass sie die grammatischen Strukturen des Quechua und das gesamte nominale und verbale Vokabular des Spanischen inkorporiert.

Media Lengua emergierte innerhalb „einer symmetrischen Zweisprachigkeitssituation mit Spanisch und dem indigenen Quechua“ (Lindquist, 2015: 109). Bevor die Spezifika der Mischsprache analysiert werden, muss ein Blick auf die allgemeine Vielfältigkeit der Formen des Sprachkontakts im Andengebiet Ecuadors geworfen werden.

Neben *Media Lengua* wird auch auf die Termini *Chaupi-lengua*, *Chaupi-Quichua*, *Quichuañol* und *Chaupi-shimi* rekurriert. *Media* und *chaupi* bedeuten im Spanischen bzw. im Quechua ‚halb‘, sodass *Media Lengua* oder *Chaupi lengua* jeweils mit Halbsprache übersetzt werden könnten (Meisch, 2003: 232). Ferner existiert auch die Bezeichnung *Uttila Ingiru*, was so viel wie ‚kleines Quechua‘ bedeutet (Bakker, 1997: 196). Auf die Termini wird sowohl in der Umgangssprache als auch im fachwissenschaftlichen Diskurs rekurriert. *ML*-Sprecher bezeichnen ihre Sprache oft als *Chapushka-shimi* oder *Chaupi-shimi* (Stewart, 2011: 29).

Die Mischsprache wird heute noch schätzungsweise von ca. 1000 Menschen in Salcedo, im Hochland von Ecuador, verwendet (Lastra, 2003: 214). Bezüglich der Sprecherzahlen in anderen Hochlandgebieten Ecuadors divergieren im Forschungsdiskurs die Meinungen. Was die Sprachgenese betrifft, so hat sie sich in einem Zeitintervall von höchstens ein bis zwei Generationen abgespielt. Muysken situiert die Herausbildung der *ML* zwischen 1920 und 1940 (Muysken, 1997: 374).

Die Entstehung von Mischsprachen ist nicht nur auf sprachsystematischer sondern auch auf soziolinguistischer und philosophisch-anthropologischer Ebene von Bedeutung. Im weiteren Sinn kann Sprache als ein identitätsstiftendes Konstrukt angesehen werden. Assmann zufolge wird durch die Sprache, die er als „das vornehmste Organ der Gruppenbildung“ (Assmann, 2007: 139) charakterisiert, kollektive Identität konstruiert und perpetuiert. Dementsprechend kann auch die Entstehung der *ML* als Ausdruck der Selbstidentifikation der Sprechergemeinschaft gedeutet werden. Sprache beeinflusst die Identität des einzelnen Individuums und hat ihrerseits Rückwirkungen auf das soziale Handeln in der Gesellschaft. Die soziolinguistische Forschung ist damit im Grenzbereich zwischen Sprachwissenschaft und Sozialwissenschaften anzusiedeln. Die Selbstdefinition der *Indigenas* beruht in erster Linie auf der Beanspruchung einer eigenen Sprache, die ihnen ein Gefühl von Gemeinsamkeit stiftet und als Instrument zur Abgrenzung herangezogen wird.

Der Sprachkontakt zwischen dem Spanischen und Quechua setzte mit dem Beginn der Kolonisierung im 16. Jahrhundert ein (Sánchez, 2003: 68). Quechua fungierte als offizielle Verkehrssprache der Inka, die anfänglich nur in Peru gesprochen wurde, sich jedoch progressiv auch in Bolivien, Chile und Nordargentinien etablierte (Büttner, 1983: 26). Muysken arbeitet heraus, dass Quechua erst „[d]uring the colonial period [...] the native language of the conquered populations“ (Muysken, 1997: 368) wurde. Unter der Vorherrschaft der Spanier, die in Ecuador vom frühen 16. Jahrhundert bis 1830 fortwährte, wurde die

Verwendung des Quechua zunächst forciert – mit der Intention, die Missionierung der indianischen Bevölkerung anzutreiben. Während der Kolonialzeit profilierte sich Quechua zur *Erstsprache* eines Großteils der *Indígenas*. Im 17. und 18. Jahrhundert ist jedoch ein Wandel in der spanischen Sprachpolitik zu konstatieren. Die indianischen Sprachen wurden sukzessive unterdrückt und dem Spanischen unterworfen. Auch nach der Unabhängigkeit Ecuadors im Jahr 1830 wurde das Quechua vom öffentlichen Leben ausgeschlossen. Zusammen mit dem Aymara gehört das Quechua heute dennoch mit ca. 7 Millionen Sprechern zu einer der am häufigsten gesprochenen Sprachen der Andenregion (Ruhlen, 1997: 288).

Das Postulat „[s]tructural changes in languages do not take place in a social or socio-political vacuum“ (Milroy / Milroy, 1997: 75) suggeriert die Notwendigkeit, auch außersprachliche Rahmenbedingungen in den Mittelpunkt linguistischen Interesses zu stellen. Daraus folgt, dass das Phänomen Sprachkontakt nicht nur sprachimmanent analysiert, sondern auch in seine Sprachgemeinschaft eingebettet werden muss.

Die *Media Lengua* fungierte sowohl als Mutter- als auch Zweitsprache der indianischen Bauern und Handwerker, die ab Beginn des 20. Jahrhunderts zum „Eisenbahnbau [...] aus dem Hochland nach Quito kamen“ (Bossong, 2004: 6), sowie als Muttersprache der Bevölkerung, die in den ruralen Dörfern beheimatet ist, die sich zwischen der Welt der Spanisch sprechenden Menschen in den Tälern und dem Lebensraum der monolingual quechuasprechenden indigenen Bevölkerung in der Andenregion befinden. *ML* wird von „certain groups of ‚urbanized‘ Indian laborers in Ecuador“ (Jaap, 2003: 133) gesprochen. Muysken insistiert auf den hohen Grad der Akkulturation der Sprechergruppe.

Aufgrund der Bahnverbindung Salcedos an die Hafenstadt Guayaquil seit 1909 und der Agrarreform 1967 gewann die Hauptstadt für sie an Attraktivität. Im Gegensatz zu Peru, wo die Agrarreform in einer kontinuierlichen Migration in die urbanen Zentren mündete, waren es hier „[special] circumstances that produced a pronounced shift towards short-term [...] migration“ (Peek, 1980: 609). Folglich kehrten die Arbeiter, die nun des urbanen Spanischen mächtig waren, wieder in ihre Heimatgemeinde zurück. Sie rekurrten nur noch okkasionell auf ihre Muttersprache Quechua. Nach Muysken ist es diese Gruppe, die vorwiegend *ML* spricht (Muysken, 1997: 374).

Zentrale Mechanismen der Sprachgenese

Viele Kontaktsprachen charakterisieren sich durch die Übernahme der Lexik einer Ausgangssprache, ohne eine signifikante Veränderung in der morphologischen Struktur der anderen Sprache zu bedingen. Der Kerngedanke der Relexifizierungshypothese besteht darin, dass das grammatische Gerüst einer beteiligten Substratsprache bewahrt und lediglich das Vokabular substituiert wird. Bei näherer Betrachtung des nachfolgenden Satzbeispiels wird der Einbettungsprozess der phonologisch an das Quechua angepassten spanischen Lexik in die morphosyntaktische Struktur des Quechua evident.

1a) <i>ML</i> :	Unu fabur-tapidi-nga-bubini-xu-ni.
	One favor-ACC ask-NOM-BEN come-PROG-1
1b) <i>Quechua</i> :	Shuk fabur- <u>da</u> maña- <u>nga-bu</u> shamu- <u>xu-ni</u> .
1c) <i>Spanisch</i> :	Vengo para pedir un favor.

Tabella 1: Struktur der *Media Lengua* (Muysken, 1997: 365)¹

Die Tatsache, dass so viele spanische Wörter in das Quechua inkorporiert wurden und die Relexifikation in diesem Ausmaß stattfinden konnte, lässt sich sowohl durch den agglutinierenden Sprachbau des Quechua begründen, als auch dadurch, dass die grammatikalischen Informationen im Quechua den Suffixen und nicht den Wortstämmen innewohnen. Es finden sich in der *Media Lengua* auch einzelne Fälle, in denen auf spanische Suffixe rekurriert wird, wie zum Beispiel die Affixe *-ndu* oder *-du* (Muysken, 2011: 31). Dass dem Prozess der Relexifizierung eine große Bedeutung bei der Entstehung neuer Sprachen zukommt, ist zwar unbestreitbar. Dennoch ist zu bedenken, dass Hybridisierungstheorien häufig Gefahr laufen, die Binaritäten zu stark zu akzentuieren.

Einen weiteren Prozess, der bei der Genese von *ML* mitgewirkt hat, stellt die Translexifizierung dar. Wie sich aus folgendem Beispiel folgern lässt, handelt es sich hierbei um einen der Relexifizierung konträren Prozess.

Quechua		<i>ML</i>	Spanisch
wauki	→	irmanu	hermano
turi			
pani	→	irmana	hermana
ñaña			

Tabella 2: Relexifizierung (Muysken, 1997: 399)

¹ Glosses: ACC: accusative, Nom: nominalizer, BEN: benefactive, purposive.

Die semantische Differenzierung zwischen *wauki* – Bruder einer männlichen Person – und *turi* – Bruder einer weiblichen Person – bzw. zwischen *pani* – Schwester einer männlichen Person – und *ñaña* – Schwester einer weiblichen Person – wird nicht mehr realisiert. *Wauki* und *turi* werden unter *irmanu* sowie *pani* und *ñaña* unter *irmana* subsumiert.

Ferner ist in der *ML* eine Fusion differenter spanischer Wörter zu einem einzigen Wort zu konstatieren. Diesen Prozess der „combination of separate Sp words in a single *ML* word“ (Muysken, 1997: 384) nennt man *Freezing*. Das spanische *a mí* beispielsweise wird in der *ML* zu *ami*.

Spanisch	<i>Media Lengua</i>
Aún no	aúno
No ha habido	Huwabishka nuwábi

Tabelle 3: Freezing (Muysken, 1997: 384)

Als eine weitere semiotische Technik ist die Reduplikation, die Wiederholung derselben Einheit, anzuführen. Hinsichtlich ihrer diskursiven und paradigmatischen Funktionalität herrscht Dissens. In der *ML* manifestieren sich Reduplikationselemente, die in den Input-Sprachen nicht zu verzeichnen sind. Die Intensivierung *binbin* wird sowohl im Spanischen (*muy bien*) als auch im Quechua (*sumaqa allapa*) analytisch ausgedrückt (Muysken, 1997: 384).

Spanisch	<i>Media Lengua</i>
Yo puedo tejer muy bien.	Yo-ga bin-bin tixi-y-da pudi-ni.
Anda a cocinar rápido	anda-y brebe-brebe kuzina-ngi

Tabelle 4: Reduplikation (Muysken, 1997: 384)

***ML* in der ecuadorianischen Stadt Cañar: eine quantitative sprecherzentrierte Studie aus sprach- und soziolinguistischer Perspektive**

In Ecuador hat „die Sprachenfrage kein nationales Gewicht“ (Berschin et al., 2012: 30), sondern stellt sich in erster Linie regional, in Zonen mit hohem indigenen Bevölkerungsanteil. Dementsprechend zeigte die Umfrage, dass weder in der Hauptstadt Quito noch in Guayaquil, der

größten Stadt Ecuadors von den insgesamt 42 befragten Personen (17 in Quito und 25 in Guayaquil) jemand die *ML* kannte.²

Als Erhebungsinstrument fungierten zum einen teilstrukturierte Interviews mit narrativen sprachbiografischen Elementen, zum anderen teilnehmende Beobachtungen. Das Interview wurde in Form eines Gespräches mit offenen Fragen geführt. Der selbst erstellte Fragebogen diente lediglich als Interviewleitfaden, um eine möglichst ungezwungene Gesprächssituation zu schaffen. Die Gespräche differierten hinsichtlich der Reihenfolge der Fragen sowie der Genauigkeit der Antworten aufgrund der individuellen Schwerpunktsetzungen der Befragten. Das Material weist gleichwohl eine große Kohärenz auf. Während der Interviews wurden die Fragebögen partiell von der Interviewleiterin ausgefüllt. Im unmittelbaren Anschluss daran wurden Protokollbögen angefertigt. Die Kontaktaufnahme ergab sich größtenteils im Schneeballsystem durch die Befragten. Die Motivation zur Teilnahme an der Befragung war hoch.

Der Fragebogen beginnt mit soziodemografischen Variablen wie Alter, Geschlecht, Geburts- und Wohnort, Familienstand sowie Bildungsniveau. Die außersprachlichen Informationen zur Person wurden der Vollständigkeit wegen erfragt. Fragen bezüglich der sprachlichen Primärsozialisation, der linguistischen Kenntnisse, des Sprachgebrauchs und der Sprachverwendung im privaten Bereich liefern bedeutende Informationen zur Sprachbiografie. Ein weiterer Schwerpunkt liegt auf dem Aspekt der interkulturellen zweisprachigen Erziehung (IZE) sowie auf dem der intergenerationellen Sprachweitergabe.

In der Stadt Cañar wurden im Zeitraum vom 28.02.2018 – 07.04.2018 insgesamt 37 persönliche Einzelinterviews mit bilingualen Einwohnern geführt.

Die Altersgruppen 40-50 und 50-60 waren stärker in der Teilnehmerzahl, da in den zwei jüngeren Alterskohorten nicht mehr zweisprachige *Indígenas* gefunden wurden. Diagramm 2 visualisiert die Abnahme der Quechua-Sprecherzahlen unter den Befragten in Abhängigkeit der Altersgruppe.

² Weder der Terminus *Media Lengua* noch die Bezeichnungen *Chapushkashimi* oder *Chaupi-shimi* waren den Befragten ein Begriff.

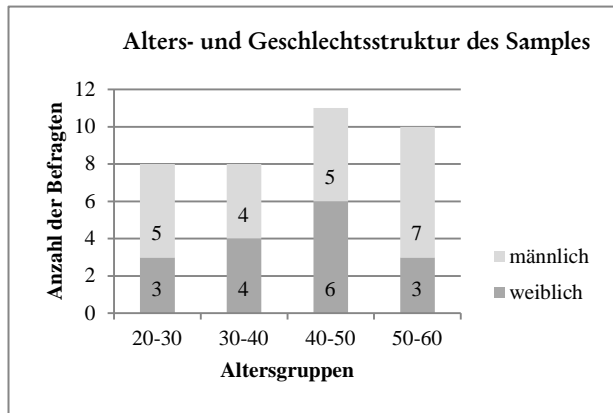


Diagramm 1: Alters- und Geschlechtsstruktur

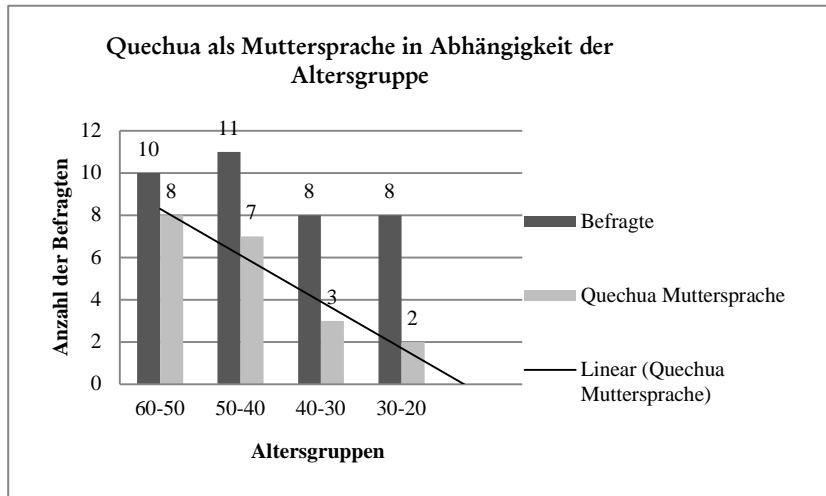


Diagramm 2: Quechua als Muttersprache

Cañar liegt im südlichen Zentrum Ecuadors und wird aufgrund der rezenten signifikanten Emigrationsbewegungen als „ciudad sin padres“³ (dt. Stadt ohne Eltern) bezeichnet. Die Stadt-Land Aufteilung der Einwohner Cañars besteht nach wie vor. Die interviewten Personen kamen sowohl aus dem städtischen Zentrum als auch aus der Peripherie. Das Forschungsfeld wurde zu Beginn in der ruralen Zone Cañars angesiedelt, im Laufe der Studie jedoch punktuell auf das städtische Zent-

³ PLAN INTERNACIONAL (2011): „El cantón de cañar. La ciudad sin padres“, in: <https://plan-international.es/news/2015-09-09-el-cant%C3%B3n-de-ca%C3%B1ar-la-ciudad-sin-padres>.

rum erweitert. Ohne detailliert auf die Wesensmerkmale der in Cañar lebenden Bevölkerung einzugehen, kann im Allgemeinen festgehalten werden, dass die *comunidades indígenas* tief in ihren Traditionen verhaftet sind. Die Familie bildet den Ort, an dem diese perpetuiert werden. Es gilt jedoch zu präzisieren, dass die *Kañari* von heute nicht als die direkten Nachfolger der prähispanischen *Kañari* bezeichnet werden können.

Die *comunidades indígenas* identifizieren sich selbst als Runas (quechua für ‚Mensch‘). Die Situation der zweifachen Diglossie ist für Quechua-Sprecher in Cañar konfliktrichtig. Die andauernde koloniale sprachliche und kulturelle Vorherrschaft der Spanier führte zu einem starken Anpassungsdruck der indigenen Bevölkerung. Einzig die Ingroup-Kommunikation stellt hier eine Ausnahme dar. In Cañar stehen die indigenen Sprachen in einem asymmetrischen Verhältnis zum Spanischen. In einem asymmetrischen Sprachkontakt ermöglicht das Erwerben der dominierenden Sprache wirtschaftliche Vorteile. Dies geht aber einher mit einem Verlust des Gebrauchswerts des indigenen Idioms. Die Bevölkerung in ruralen Hochebenen, sowie diejenigen, die keinen Zugang zur dominanten Sprache haben, werden zunehmend marginalisiert. Der quantitative Zuwachs der Kolonialsprache und ihre Ausbreitung in horizontaler Richtung analog zu dem Marginalstatus der einheimischen Sprachen charakterisieren die sprachliche Situation in Cañar.

Trotz der jahrhundertlang andauernden institutionalisierten Kastellanisierung haben die Quechua-sprechenden Bevölkerungsteile Cañars ihre sprachliche Vitalität größtenteils erhalten. Aus den Interviews lässt sich jedoch schließen, dass ein Großteil der Indigenen in Angeboten der Assimilierung den Versuch sieht, Differenzen innerhalb der Bevölkerung zu homogenisieren. Durch den intensiven Kontakt zwischen den Indigenen und den Spanischsprachigen scheint der sprachliche Substitutionsprozess beschleunigt worden zu sein. Zusammenfassend lässt sich anführen, dass der intensive Sprachkontakt zwischen dem Spanischen und dem Quechua die linguistische Physiognomie Lateinamerikas stark geprägt hat.

García Marcos subsumiert die *ML* unter die moribunden Sprachen ohne reelle Zukunftschancen (García Marcos, 1999: 272). Eine „definitiva extinción“ (ebd., dt. endgültiges Aussterben) der *ML* in Cañar kann auf der Basis der selbst erhobenen Daten derzeit noch ausgeschlossen werden, auch wenn unter den 37 Befragten nur ein einziger Sprecher

die *ML* aktiv beherrschte.⁴ Während 20 der Interviewten weder den Begriff der *ML* noch die anderen Bezeichnungen dafür kannten, ist der Terminus der *ML* im kollektiven Gedächtnis der anderen Befragten verschiedenartig abgespeichert. Für sie repräsentiert *ML* „un lenguaje infantil“ (dt. Kindersprache), „ni chicha ni limonada“ (dt. nichts Halbes und nichts Ganzes) oder „un sabir casi olvidado“ (dt. eine fast vergessene Lingua Franca).

Folgendes Diagramm verdeutlicht, dass sich die Einschätzung von García Marcos auf die linguistische Situation Cañars übertragen lässt. Die Trendlinie (*ML* bekannt) verdeutlicht, dass die Mischsprache zunehmend in Vergessenheit gerät.

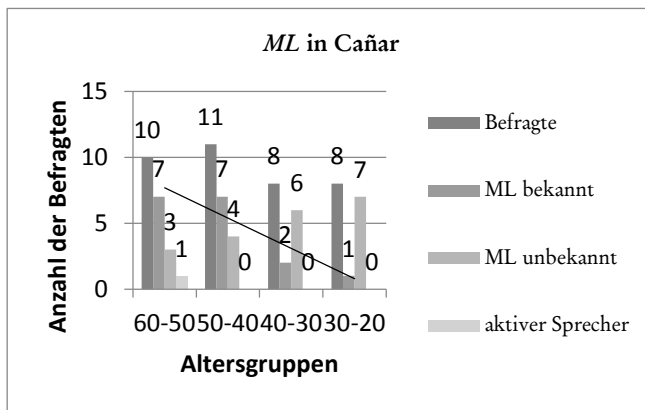


Diagramm 3: Media Lengua als unbekanntes Idiom in Cañar

Nachfolgende Teiltranskription eines Gespraches mit der *ML*-sprechenden Person zeigt, wie sich der Sprachkontakt zwischen dem Spanischen und dem Quechua in seinem Sprachgebrauch manifestiert. Die spanische Übersetzung wurde zusammen mit dem Befragten ausgearbeitet.

Frage 1 **Si alguien le preguntara qu es la *Media Lengua*, qu le respondera?**
 Wenn Sie jemand fragen würde, was die *Media Lengua* ist, was würden Sie ihm antworten?

⁴ Beim dem *ML*-Sprecher handelte es sich um einen 87-Jährigen, der vor 20 Jahren von Latacunga (in der Nähe von Salcedo) nach Cañar emigrierte. In Cañar rekurriert er nur noch auf Quechua. Auch er kannte in Cañar keine weitere Person, die der *ML* mächtig wäre.

<i>ML</i>	Que Media Lengua - Ñuka shimi mana ally rimani ni español ni Kichwa y ningun shuk idiomas.
<i>Sp</i>	Yo no hablo bien el español ni el quichua y ningun otro idioma. Dass ich weder Quechua, noch Spanisch oder eine andere Sprache gut spreche.
<hr/>	
Frage 2	¿Qué dice la gente acerca de la <i>Media Lengua</i>? Was sagen die Menschen über die <i>Media Lengua</i> ?
<i>ML</i>	Gentekunaka ninkunamy chapu chapu rimokpi.mano ally yachokunata. Nuwabi-shka perfección.
<i>Sp</i>	La gente dice a los que mezclan las conversas porque no saben correctamente. No ha habido perfección. Die Menschen sagen, dass die, die die Sprachen nicht perfekt können, die Sprachen mischen. Es gab nie eine Perfektion.
<hr/>	
Frage 3	¿Hay un rechazo acerca de la <i>Media Lengua</i>? Gibt es eine Ablehnung gegenüber der <i>Media Lengua</i> ?
<i>ML</i>	Arí rechaza Tiyanmi.mano ally rimakpi. Ña que la mayoría mana iskay idiomas a la perfección yaettakuna. Perachinoshapi.la mayoría choshno parlonkino.
<i>Sp</i>	Si existe el rechazo al no hablar bien, y a que la mayoría no sabe dos idiomas a la perfección, pero así también la mayoría habla así. Ja, es gibt eine Ablehnungshaltung, weil gesagt wird, dass die Menschen die Sprachen nicht perfekt können.

Tabelle 5: Fragen zum Sprachkontakt

In sprachstruktureller Hinsicht wird in den aufgeführten Antwortsequenzen der interviewten Person neben der SOV-Satzgliedstellung und der agglutinierenden Struktur vor allem der hybride Charakter der *ML* evident. Die spanische Lexik wird größtenteils nach den Regeln des Quechua umstrukturiert. So erfolgt die Verneinung in einem deklarativen Satz (Frage 1) mit *mana* und nicht mit dem spanischen Verneinungspartikel *no*. Ferner wird deutlich, dass Kardinalzahlen (hier *iskay*) ebenso dem Quechua entstammen. Die Beispiele der Relexifizierung (*idiomas, gente, rechaza, mayoría*) zeigen, inwieweit die kastilischen Lexeme in die morphosyntaktischen Strukturen des Quechua eingebettet werden,

In der Antwort auf die Frage 2 ist eine Reduplikation (*chapu chapu*) zu beobachten. Die Wiederholung von *chapu* (quechua für *mezcla*, dt. Mischung) kann hier auf semantischer Ebene als Intensivierungselement interpretiert werden. Darüber hinaus zeigt sich der Prozess des Freezing (*Nuwabi-shka*).

Laut der sprachbiografischen Angaben der Person rekuriert der Befragte nicht mehr auf die *ML*, da sich sein familiäres Umfeld nur aus

monolingualen Quechua-Sprechern zusammensetzt. Dies könnte erklären, warum die Person anstelle von *unu* als Begleiter auf das Quechuaäquivalent *shuk* zurückgreift. Nach Thomason und Muysken wird *shuk* in der *ML* durch *unu* substituiert (Muysken, 1997: 364).

Dennoch ist festzuhalten, dass die *ML* von Sprachvermischungen, die ad hoc generiert werden, zu differenzieren ist. Vielmehr kann sie als eine hybride Varietät mit einem festgelegten Regelwerk, die in ihren Eigenschaften über ein längeres Zeitintervall konstant ist, angesehen werden. Die Interdependenz zwischen Sprache und ihrer identitären Dimension ist von zentraler Bedeutung. Durch sie lässt sich begründen, warum das sozial unterlegene und stigmatisierte Idiom Quechua weiterhin gesprochen und tradiert wird. Ferner kristallisiert sich auch hier insofern ein positives Sprachbewusstsein heraus, als dass die Befragten über die Sprache Brücken zur Kultur schlagen.

Unter dem zunehmenden Druck der Missachtung und Sprachpolitik jedoch werden Mischsprachen, die auch Identität stiften, aufgegeben und durch standardnahe Varietäten ersetzt. Sprachkontaktprodukte werden häufig denunziert und verurteilt, da sie konventionelle Konstrukte wie Monoglossie oder nationalsprachige Paradigmen unterminieren. Die Akzeptanz einer plurizentrischen Sprachkultur in der hispanischen Welt muss einhergehen mit einem dekolonisierten Denken.

Die Existenz einer Mischsprache darf nicht als Dekonstruktion eines homogenen Sprachverständnisses angesehen werden. Die Vorstellung von homoglossischen Gesellschaften ist obsolet. Überträgt man die These Wandruszkas „Eine Sprache ist viele Sprachen“ (Wandruszka, 1979: 39) auf das Feld des Sprachkontakts der *ML*, so verweist diese nicht nur auf die innere Mehrsprachigkeit von Sprachen, sondern auch auf die zweifache Aszendenz – Quechua und Spanisch – der *ML*.

Literaturverzeichnis

- Assmann, Jan (2007): *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München: Beck.
- Bakker, Peter (1997): *A language of our own. The genesis of Michif, the mixed Cree-French language of the Canadian Metis*, New York: Oxford University Press.
- Berschlin, Helmut et al. (2012): *Die spanische Sprache. Verbreitung, Geschichte, Struktur*, Hildesheim [u. a.]: Georg Olms Verlag.
- Bossong, Georg (2004): „Herausforderungen an die genealogische Sprachklassifikation“, in: http://www.rose.uzh.ch/seminar/personen/bossong/boss_gsatz_01.pdf.
- Bronfen, Elisabeth (1997): *Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte*, Tübingen: Stauffenburg-Verlag.

- Büttner, Thomas T. (1983): *Las lenguas de los Andes centrales. Estudios sobre la clasificación genética, areal y tipológica*, Madrid: Ediciones Cultura Hispánica del Instituto de Cooperación Iberoamericana.
- García Marcos, Francisco (1999): *Fundamentos críticos de sociolingüística*, Almería: Universidad de Almería.
- Jaap, Marle van (2003): „Elite-Governed vis-à-vis Non-Elite-Governed Contact Situations“, in: Joseph, Brian D. (Hrsg.): *When languages collide. Perspectives on language conflict, language competition, and language coexistence*, Columbus: Ohio State Univ. Press, 122-141.
- Lastra, Yolanda (2003): *Sociolingüística para hispanoamericanos. Una introducción*, México: Centro de Estudios Lingüísticos y Literarios.
- Lindquist, Christer (2015): *Norm im keltischen Kontext*, Amsterdam [u. a.]: Benjamins.
- Meisch, Lynn (2003): *Andean entrepreneurs. Otavalo merchants and musicians in the global arena*, Austin: University of Texas Press.
- Milroy, James / Milroy Lesley (1997): „Exploring the social constraints on language change“, in: Eliasson, Stig (Hrsg.): *Language and its Ecology. Essays in Memory of Einar Haugen*, Berlin: De Gruyter, 75-102.
- Muysken, Pieter (1997): „Media Lengua“, in: Thomason, Sarah Grey (Hrsg.): *Contact Languages. A wider perspective*, Amsterdam: John Benjamin Publishing Company, 365-427.
- Peek, Peter (1980): „Agrarian change and labour migration in the Sierra of Ecuador“, in: *International Labour Review*, Jg. 119, Nr. 5, 609-622.
- Ruhlen, Merrit (1997): *A guide to the world's languages*, Stanford: Stanford Univ. Press.
- Sánchez, Liliana (2003): *Quechua-Spanish bilingualism. Interference and convergence in functional categories*, Amsterdam [u. a.]: Benjamins.
- Sebba, Mark (1997): *Contact Languages. Pidgins and Creoles*, Houndsills [u.a.]: Palgrave.
- Stewart, Jesse (2011): „A Brief Descriptive Grammar of Pijal Media Lengua and an Acoustic Vowel Space Analysis of Pijal Media Lengua and Imbabura Quichua“, in: https://mspace.lib.umanitoba.ca/bitstream/handle/1993/4882/stewart_je_sse.pdf?sequence=1.
- Wandruszka, Mario (1979): *Die Mehrsprachigkeit des Menschen*, München [u. a.]: Piper Verlag.

Kommunikation im Strafvollzug. Soziale Beziehungen im Umfeld starker Restriktion

Nadine Schuller

Abstract: Soziale Beziehungen sind ein wichtiger Faktor für die erfolgreiche Resozialisierung von Inhaftierten. Um den Kontakt zu ihnen aufrechtzuerhalten und pflegen zu können, ist Kommunikation notwendig, die im Strafvollzug zahlreichen Restriktionen unterliegt. Sie zeichnet sich durch eine Zeit- und Raumbundenheit aus, wobei auch die zur Verfügung stehenden Kommunikationskanäle stark eingeschränkt sind. Zusätzlich können sich Rahmenbedingungen wie Überwachung und Überprüfung auf die Kommunikationsinhalte und die sozialen Beziehungen auswirken. Dem vorliegenden Beitrag liegt ein Leitfadenterview in einer offenen Form mit einem ehemaligen Inhaftierten zugrunde, der Auskünfte über die von ihm unterhaltenen sozialen Beziehungen sowohl inner- als auch außerhalb der JVA sowie über die Auswirkungen der Restriktionen gab. Durch diese Herangehensweise wird ein Einblick in die individuelle Lebenswelt eines Betroffenen ermöglicht.

Zur Person: Nadine Schuller studierte BA Vergleichende Kulturwissenschaft und Informationswissenschaft und absolviert derzeit den MA Vergleichende Kulturwissenschaft an der Universität Regensburg. Der vorliegende Beitrag basiert auf ihrer Bachelorarbeit. Betreuer: Prof. Dr. Gunther Hirschfelder.

Keywords: Kommunikation; Inhaftierung; Strafvollzug; soziale Beziehung; Restriktion

Etwa 64.000 Menschen (Stand 2015) sind derzeit in Deutschland inhaftiert (Grieß, 2015), laut bundesweiter Rückfalluntersuchung wird binnen neun Jahren jeder Zweite rückfällig (Binder / Stiens, 2016). Um diesen Anteil zu reduzieren, ist es neben dem „Schutz der Allgemeinheit vor weiteren Straftaten“ Aufgabe des Strafvollzugs, dass „der Gefangene fähig [wird], künftig in sozialer Verantwortung ein Leben ohne Straftaten zu führen“ (Art. 2, S. 1-2 BayStVollzG). Ein entscheidender

Faktor für deren Erfolg sind die sozialen Beziehungen (Cornel, 2009: 48), deren Aufbau oder Aufrechterhaltung unterstützt werden soll (Hirsch, 2003: 88). Bei der dabei entstehenden Kommunikation gilt es einerseits, den Inhaftierten die Möglichkeit der Kontaktpflege oder des -aufbaus zu gewährleisten, andererseits aber auch die Sicherheit und Ordnung der jeweiligen Anstalt nicht zu gefährden. Des Weiteren spielen häufig wirtschaftliche Aspekte eine Rolle, da mehr Kommunikation zu einem höheren Personalaufwand führt.

Dazwischen die Balance zu finden, ist durchaus mit Schwierigkeiten verbunden. Dennoch sollte das Thema mit großer Sorgfalt behandelt werden. Denn eine erfolgreiche Resozialisierung und damit der Schutz der Allgemeinheit nach der Entlassung hängen auch von den sozialen Beziehungen ab, welche je nach Möglichkeiten unterschiedlich gepflegt werden können. Daneben gilt es, die sozialen Kontakte eines Inhaftierten nicht zu vernachlässigen, die erst im Gefängnis geknüpft werden, da diese die Zeit der Haft prägen und entweder unterstützend wirken oder aber den Täter noch gefährlicher machen können (Binder / Stiens, 2016).

Zielsetzung, Methodik und Quellen

Es wird ein Einblick in die von Außenstehenden weitgehend abgeschirmte Lebenswelt von Gefangenen gegeben, wofür die Erzählungen eines ehemaligen Inhaftierten die Grundlage bilden.¹ Im Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses steht die Frage, welche Kanäle der Befragte während seiner Inhaftierung in welchem Umfang zur Kommunikation nutzte und zu welchen Personen während der Inhaftierung inner- und außerhalb der Justizvollzugsanstalt (JVA) soziale Beziehungen unterhalten wurden. Von Interesse ist insbesondere auch, wie die Restriktionen des Strafvollzugs die Kommunikation und den Kontakt zu den sozialen Beziehungen beeinflussten.

Zu beachten ist der disziplinäre Zugang. Die Vergleichende Kulturwissenschaft zeichnet sich durch eine qualitative, empirische Herangehensweise aus, die sich besonders eignet, um Einblicke in die individuellen Lebenswelten und Handlungsstrategien der Betroffenen zu geben (Bischoff, 2014: 27). Da es sich bei dem Befragten um einen ehemaligen

¹ Um die Anonymität des Befragten zu gewährleisten, werden keine genauen Angaben zu Person, Delikt, Bundesland oder Zeitpunkt der Tat gemacht – diese wurden allerdings während des Gesprächs behandelt und in der zugrundeliegenden Bachelorarbeit reflektiert. Der Befragte ist zum Zeitpunkt der Inhaftierung über 50 Jahre alt und erstmalig inhaftiert. Seine Straftat lässt sich im Bereich der Wirtschaftskriminalität einordnen und seine Freiheitsstrafe betrug mehr als fünf Jahre.

Inhaftierten handelt, lässt sich die Arbeit im Bereich der Randkultur-forschung ansiedeln. Randkulturen haben nach Roland Girtler „ihre eigenen Symbole, Rituale und ‚Wahrheiten‘ [...], dies ist es, was eben Kultur ausmacht“ (Girtler, 1995: 22). Bislang fehlt jedoch ein tiefergehender, kulturwissenschaftlicher Einblick, der die sozialen Beziehungen von Strafgefangenen sowohl inner- als auch außerhalb der JVA gleichermaßen berücksichtigt.

Als Quellengrundlage dient das Transkript auf der Basis eines Leitfadeninterviews in einer offenen Form² mit dem ehemaligen Strafgefangenen Helmut Nowak³ aus dem Jahr 2016 (Schmidt-Lauber, 2007: 177 f.). Es gilt zu bedenken, dass es sich bei seinen Schilderungen um eine Retrospektive handelt. Wie bei allen lebensgeschichtlichen Quellen handelt es sich bei den Erzählungen nicht um objektive Begebenheiten, sondern vielmehr um „Einsichten in die Art und Weise, wie Vergangenes oder immer noch gegenwärtige Umstände gesehen werden“ (Picard, 2014: 185).

Das methodische Vorgehen bei der Auswertung des Transkripts ist der inhaltlich strukturierenden, qualitativen Inhaltsanalyse nachempfunden, wie sie Udo Kuckartz (2014) beschreibt. Ergänzend wurden Erkenntnisse aus der kulturwissenschaftlichen Erzählforschung aufgegriffen, wobei insbesondere die von Albrecht Lehmann beschriebenen Funktionen des Erzählens (Lehmann, 1978) herangezogen wurden.

Es sei darauf hingewiesen, dass es keinen Gesamtüberblick über alle von Helmut Nowak unterhaltenen Kontakte geben kann, da es in der begrenzten Zeit eines Interviews kaum möglich ist, sich an jeden einzelnen zu erinnern und dies auch zu kommunizieren. Es gilt weiterhin zu bedenken, dass die Erkenntnisse nicht für alle Inhaftierten generalisierbar sind, da hier viele verschiedene Faktoren, wie das Alter, das Delikt oder die Länge der Haftstrafe eine Rolle spielen.

Kommunikation im Strafvollzug

Kommunikation ist heute nahezu überall und zu jeder Zeit möglich – gänzlich anders als im Strafvollzug. Dort ist diese in aller Regel zeit- und raumgebunden, womit gemeint ist, dass der direkte Kontakt mit anderen Menschen nur an durch die JVA vorgegebenen Orten möglich

² Bei dieser Interviewform fließen Fragen der Situation nach angemessen ins Gespräch ein. Auf diese Weise sind für die Bearbeitung der Fragestellung notwendige Rückfragen möglich, dem Befragten kann aber genügend Spielraum für seine Ausführungen eingeräumt werden und es muss nicht starr an einem Leitfaden festgehalten werden.

³ Name geändert.

und zudem in Dauer und möglichen Zeitpunkten begrenzt ist. Weitere Einschränkungen betreffen beispielsweise auch den Schriftverkehr sowie Telefonate, zudem wird ein Großteil der Kommunikation besonders zu den Menschen außerhalb des Gefängnisses überwacht.

Die Kommunikation, insbesondere mit Familienangehörigen, ist grundsätzlich zu fördern (Hirsch, 2003: 94). Mit Blick auf die Resozialisierung soll verhindert werden, dass die Inhaftierten nach ihrer Entlassung ein isoliertes Leben führen, denn „[d]ies wäre dem Ziel einer Wiedereingliederung kontraproduktiv“ (ebd.). Darüber hinaus sei nochmal darauf verwiesen, die sozialen Beziehungen innerhalb der JVA nicht außer Acht zu lassen, denn auch diese Kontakte können Einfluss auf die Wiedereingliederung haben.

Von 1977 an werden die Kommunikationsmöglichkeiten bundesweit im Strafvollzugsgesetz (StVollzG) geregelt. Im Zuge der Föderalismusreform im Jahr 2006 ging diese Gesetzgebungskompetenz jedoch auf die Länder über, sodass seither verschiedene Regelungen existieren (Bundeszentrale für politische Bildung, 2016).

Kommunikationsmöglichkeiten

Generell stehen Gefangenen zu Außenstehenden die Kommunikationsmöglichkeiten Briefe, Besuche und Telefonate (Hirsch, 2003: 123-177) zur Verfügung.⁴ Insbesondere die Besuchs⁵- und Telekommunikationsmöglichkeiten sind je nach Bundesland und hier in den einzelnen Gefängnissen unterschiedlich geregelt. Ebenfalls sehr divers geregelt ist der Empfang von Paketen mit Nahrungs- und Genussmitteln, die von Angehörigen zugeschickt werden können – in Bayern ist dieser derzeit ausgeschlossen (vgl. Art. 36 S. 1 BayStVollzG). Die Kommunikation

⁴ Während der Untersuchungshaft bestehen allerdings restriktivere Regelungen (vgl. Interview vom 16.06.2016, ca. 10:30 Uhr. Aufgenommen mit einem Smartphone in der Wohnung des Befragten), während sie im weiteren Verlauf insbesondere in Vorbereitung auf die Entlassung deutlich gelockert werden können (vgl. Art. 12 ff. BayStVollzG).

⁵ Einschränkungen kann es in der Anzahl der gleichzeitig anwesenden Besucher geben. Der monatliche Mindestanspruch beträgt eine Stunde Besuchszeit. Jede Anstalt legt allerdings selbst die genauen Besuchsmodalitäten fest – also ob über den Mindestanspruch hinaus Besuche möglich sind und an welchen Tagen und zu welchen Zeiten Besuche gestattet sind. Für die Besuche selbst gibt es verschiedene Möglichkeiten. Diese reichen vom Trennscheibeneinsatz bis zu Zusammentreffen in größeren Räumen, in denen mehrere Inhaftierte ihre Besucher gleichzeitig empfangen können. Zudem können die Besuche optisch oder akustisch überwacht werden. Besuche müssen im Vorfeld angemeldet werden und die Besucher werden in der Regel vor dem Kontakt mit dem Inhaftierten durchsucht. Für die Gefangenen ist eine Durchsuchung im Nachhinein vorgesehen. Es ist hier auch möglich, eine Entkleidung anzuordnen. Vgl. Hirsch (2003: 124-138).

via Internet ist in aller Regel nicht gestattet, wenngleich es Pilotversuche zur Internetnutzung gibt (Gruber, 2010).

Innerhalb einer JVA kann neben Gesprächen⁶ mit beispielsweise anderen Inhaftierten, Justizvollzugsbeamten oder Seelsorgern auch auf illegale Kommunikationsmöglichkeiten zurückgegriffen werden. Ein Beispiel hierfür ist das *Pendeln*, bei dem „Gegenstände oder schriftliche Nachrichten an Seilen von Stockwerk zu Stockwerk befördert werden“ (Schlothauer / Wieder, 2010: 526). Weniger eine illegale, aber dennoch unerwünschte Form der Kommunikation ist das Rufen beziehungsweise Schreien über Stockwerke oder Gebäude hinweg. Helmut Nowak berichtete darüber hinaus, dass Gefangene vereinzelt unerlaubt über Mobiltelefone verfügen.

Kommunikation des Befragten

Der Befragte gab an, zur Kommunikation mit Außenstehenden Briefe, Besuche und Telefonate genutzt zu haben. Briefe waren die häufigste Form, wobei er mindestens einen wöchentlich erhielt und auf jeden antwortete. Die Anzahl seiner Briefkontakte schätzt er auf etwa zehn, was unter Beachtung der noch zu erläuternden Kategorien durchaus plausibel erscheint. Er bekam mindestens wöchentlich Post, selbst verfasste er seinen Angaben zu Folge deutlich öfter Briefe. An zwei Stellen erwähnt er, dass er täglich „mindestens einen Brief“ schrieb. Unabhängig davon, ob diese Aussage stimmt oder eher synonym zu ‚sehr häufig‘ verwendet wurde, zeigt sie, dass Briefe während dieser Zeit das gängige Kommunikationsmittel waren und dementsprechend einen wichtigen Bestandteil seiner alltäglichen Kommunikation einnahmen.

Der Befragte bekam jeden Monat Besuche, die Höchstdauer wurde immer ausgeschöpft und auf mehrere Personen aufgeteilt. Telefonate fanden selten statt, seiner Schätzung nach etwa einmal monatlich. Des Weiteren erhielt er dreimal jährlich von seinen Angehörigen Pakete.

Innerhalb der JVA kommunizierte er mit Hilfe von Gesprächen, über unerwünschte oder illegale Kommunikation äußerte er sich nicht. Codes seien durchaus genutzt worden, aber nicht von ihm selbst.

⁶ Inhaftierte sind hier freier als bei Besuchen von Angehörigen, was die Wahl von Ort und Zeit für die Gespräche betrifft. Allerdings können die Gespräche nur innerhalb der jeweiligen Aufschlusszeiten stattfinden. Die Ortsgebundenheit spielt auch hier eine Rolle, wobei den Inhaftierten ein gewisser Spielraum erhalten bleibt, weil innerhalb der jeweiligen Zellen oder in Gemeinschaftsräumen kommuniziert werden kann. Wichtig ist, dass sich die so stattfindenden Gespräche einer systematischen Überwachung entziehen.

Soziale Beziehungen im Umfeld starker Restriktion

Zunächst erfolgt eine Kategorisierung aller direkt oder indirekt⁷ angesprochenen sozialen Beziehungen des Befragten sowie daran anschließend exemplarische Erläuterungen jeweils zu einer Kategorie der sozialen Beziehungen inner- und außerhalb der JVA. Außerdem wird die Sicht des Befragten bezüglich der Restriktionen und Rahmenbedingungen im Strafvollzug dargelegt.

Die nachstehende Tabelle fasst diejenigen Kontakte zu einer Kategorie zusammen, welche die Merkmale einer sozialen Beziehung erfüllen und zu denen der Befragte während seiner Inhaftierung eine ähnliche Beziehung – beispielsweise eine Freundschaft – unterhielt. Zudem wurde darauf geachtet, dass ähnliche Kommunikationswege verwendet wurden:

Kategorie	Genutzte Kommunikationskanäle	Kontakthäufigkeit
Mutter	Briefe, Besuche, Telefonate	Mindestens wöchentlich
(Ex-)Freundin	Briefe, Besuche	Unregelmäßig zu Beginn der Inhaftierung
Verwandte	Briefe, Besuche	Mehrmals jährlich
Freunde (und Bekannte)	Briefe, Besuche	Etwa vierteljährlich
Mitgefangene ⁸	Gespräche	
Seelsorge und Therapeut	Gespräche	
Justizvollzugsbeamte	Gespräche	

Tabelle 1: Kategorisierung der sozialen Beziehungen

Exemplarische Erläuterungen zu den Kategorien

Exemplarisch für die sozialen Beziehungen außerhalb der JVA wird auf die Freundin beziehungsweise spätere Ex-Freundin des Befragten einge-

⁷ Einige Personen werden eindeutig benannt (z. B. die Mutter), andere nur indirekt als Mitglieder einer bestimmten Gruppe (z. B. „meine Freunde“, „die Gefangenen im Gottesdienst“).

⁸ Mitgefangene – wie auch Justizvollzugsbeamte – fallen nicht generell unter den Begriff „soziale Beziehung“, sondern nur dann, wenn sie die entsprechenden Merkmale erfüllen. Es sind also hier nicht generell alle Mitgefangenen gemeint, zudem gibt es verschiedene Abstufungen.

gangen.⁹ Für sie wurde eine eigene Kategorie gebildet, da sich sowohl die Art der Beziehung als auch die Kontakthäufigkeit im Vergleich zu den anderen Kategorien unterscheidet. Grundlegend ist, dass es sich hier um eine Liebesbeziehung handelte, welche für beide Beteiligten, besonders aber für die Freundin, während der Inhaftierung in hohem Maße belastend war, weshalb es schließlich zur Trennung kam. Die Beziehung der beiden war laut Aussage von Helmut Nowak sehr innig, allerdings wusste die Freundin vor der Inhaftierung nichts von den kriminellen Tätigkeiten des Befragten:

[D]as war ganz fürchterlich, weil die hatte von der Geschichte nicht den Hauch einer Ahnung, die hat das getroffen wie ein Blitzschlag, sie musste sich auch in schwere psychologische Behandlung danach begeben [...]. Wir hatten dann einen Sonderbesuch (.)¹⁰ in der [Untersuchungshaft] unter Pfarreraufsicht, der war sehr schön, aber das hat sie so mitgenommen, dass wir uns zwar lange geschrieben haben, aber es kam kein zweiter Besuch mehr zustande [...]. Ahm (.), ja das war (.) da drin sehr tragisch, also für jemanden der da drin sitzt und sowas erleben muss, wie sein Partner praktisch an der Sache zerbricht, das ist zum schlechten Gewissen, das man im Normalfall, oder bei mir war es so, äh, äh, hat, war das halt noch zusätzlich sehr belastend.

Dieses Zitat verdeutlicht eindringlich, mit welchen Belastungen sowohl die Gefangenen als auch die Angehörigen, insbesondere Lebensgefähr*innen, während der Inhaftierung konfrontiert sind – wobei zu beachten ist, dass die Freundin vollkommen unvorbereitet war. Hervorzuheben ist, dass die Freundin zumindest unter den angesprochenen Beziehungen die einzige Person war, zu der der Kontakt im Laufe der Inhaftierung abbrach.¹¹ Der Inhaftierte verfügte also über sehr stabile soziale Beziehungen.

Als Beispiel für soziale Beziehungen innerhalb der JVA werden Mitgefangene genannt, wobei verschiedene Abstufungen bestehen. Weniger enge Formen betreffen besonders Mitgefangene, mit denen Helmut Nowak hauptsächlich im religiösen Kontext oder in Sportgruppen zusammentraf. Hierzu gibt er selten spezifische Kontakte an, was dadurch

⁹ Ausschnitte aus den Interviews werden im Folgenden möglichst nah an der Gesprächssituation wiedergegeben. Eine sprachliche Glättung erfolgte zwar in dialektaler Hinsicht, nicht jedoch in syntaktischer. Auf diese Weise sind zwar unter anderem gedankliche Sprünge enthalten, es können aber auch zusätzliche Informationen wie Zögern oder Nachdenken erhalten bleiben.

¹⁰ Transkriptionszeichen für kurze Pausen: Auslassungspunkte in Klammern entsprechend der Länge von einer (.) bis drei (...) Sekunden.

¹¹ Außer der Freundin brach der Bruder von Helmut Nowak den Kontakt ab, was allerdings schon zu Beginn der Inhaftierung geschah. Vgl. Interview vom 16.06.2016, ca. 10:30 Uhr.

begründet werden kann, dass hier im Vergleich zu den engeren sozialen Beziehungen eine deutlich höhere Anzahl vorliegt. Im Laufe der Zeit haben sich auch „sehr intensive Kontakte“ entwickelt:

[I]ch weiß nicht, ob meine Art, oder durch, ich kann es Ihnen nicht erklären, aber auf jeden Fall haben sehr viele Leute zu mir Vertrauen gefasst. Und ich hab zu Leuten Kontakt gehabt, die sonst keinerlei Kontakte innerhalb des Gefängnisses hatten, die sich völlig abgeschottet hatten und aggressiv auf Kontakte reagiert haben.

Aus diesem Abschnitt ist herauszulesen, dass der Inhaftierte seine sozialen Beziehungen zu Gefangenen als eher außergewöhnlich ansieht, da er einerseits seiner Einschätzung nach mit vergleichsweise vielen Personen in einer Beziehung stand, andererseits auch Personen zu ihm Kontakt suchten, die eher selten mit anderen Personen in Verbindung traten. Es ist ein häufig erkennbares Muster in lebensgeschichtlichen Quellen, dass Menschen, wie hier Helmut Nowak, ihr eigenes Leben oder zumindest einige Passagen daraus als außergewöhnlich, gewissermaßen als einmalig empfinden (Picard, 2014: 177). Nach Lehmann haben solche Erzählungen eine individualisierende Funktion, womit sich die jeweilige Person „von anderen Menschen vorteilhaft unterscheiden“ möchte, was darüber hinaus die Selbstachtung hebe (Lehmann, 1978: 206 f.).

Allgemein geht der Befragte heute davon aus, während der Inhaftierung „ganz gute Kontakte“ gehabt zu haben, er weist jedoch auch auf Probleme hin:

[Ich] musste mich aber dann doch immer wieder abgrenzen, weil es war teilweise schon auch vereinnahmend und wurde auch von den Beamten immer wieder darauf hingewiesen, dass ich schon vorsichtig sein soll (..), weil Sie können (.) die, das Vertrauen eines, eines Gefangenen, der da drin ist, auch ganz schnell wieder verlieren. Sie brauchen bloß irgendeine falsche Antwort geben. Da sind genug Leute da drin mal in der Dusche zusammengefallen, ja. Oder zusammengeschlagen worden, oder, ist alles schon passiert. Und dann musste ich halt vorsichtig sein.

Zum einen scheint der Kontakt zu Mitgefangenen teilweise sehr zeitaufwändig gewesen zu sein, zum anderen gibt er an, „vorsichtig“ gewesen sein zu müssen, da manche Inhaftierte gewalttätig waren.

Zwei Mitgefangene nahmen eine besondere Stellung ein:

Der engste Kontakt war ein ganz lieber Freund, [...] [der ein] wahnsinnig netter, toller Mann ist und der einfach da reinge-

rutscht ist und nicht mehr rausgekommen ist [...] Und äh, ganz toll. Und wir haben auch nach wie vor Kontakt und der zweite Kontakt ist jemand, [...] hinter dem, dessen Leben hab ich so ein bisschen geschaut und das hat mich negativ beeindruckt und deswegen hab ich mich mit der Person ein bisschen auseinandergesetzt und wir haben noch Kontakt, weil er mich eben wie gesagt ab und zu anruft. Und um Rat bittet in ganz normalen [Situationen], der war 25 Jahre in seinem Leben im Gefängnis.

Dass zu diesen beiden Personen nach wie vor Kontakt besteht, unterstreicht, dass es sich um engere Beziehungen handelte. Ersteren bezeichnet er sogar als Freund, wobei Helmut Nowak diesen Begriff zumindest während des Gesprächs für nur wenige weitere Personen innerhalb der JVA gebrauchte. Zu seiner Beschreibung verwendet er ausschließlich positive Adjektive wie „lieb“, „nett“ oder „toll“.

Demgegenüber steht der zweite genannte Kontakt, der ihn „negativ beeindruckte“. Diesen bezeichnet er auch nicht als Freund, sondern als „Person“. Weiterhin ist zwar während der Inhaftierung eine gewisse Gegenseitigkeit anzunehmen, da er angibt, sich mit ihm „ein bisschen auseinandergesetzt zu haben“. In Hinblick auf die heutige Beziehung gibt Helmut Nowak jedoch an, dass der ehemalige Mitgefangene ihn kontaktiert und um Rat bittet – mittlerweile geht der Kontakt seinen Schilderungen nach hauptsächlich von seinem ehemaligen Mitgefangenen aus.

Restriktionen und Rahmenbedingungen aus Sicht des Befragten

Wenngleich Briefe zur Aufrechterhaltung sozialer Beziehungen im Alltag von Menschen außerhalb einer JVA sowohl heute als auch zur Zeit der Inhaftierung von Helmut Nowak eher selten verwendet werden und wurden, ist der Schriftverkehr für Gefangene eines der gängigen Mittel, um mit Außenstehenden in Kontakt zu bleiben. Dementsprechend ergab sich für Helmut Nowak eine große Umstellung, beispielsweise weil er auf eine Antwort mindestens zwei Tage warten musste. Dieses Warten bezeichnet er als „fürchterlich“ und er sei ungeduldig geworden, allerdings hätte er sich im Laufe der Zeit dennoch daran gewöhnt. Nach der Eingewöhnungsphase ist also eine Veränderung erkennbar, welche das Warten zu etwas Alltäglichem machte und daher nicht mehr als so negativ empfunden wurde.

Eine weitere Besonderheit beim Briefverkehr ist die Anwendung des „taktische[n] Schreiben[s]“ auf Grund der Überwachung der Briefe:

Es ist natürlich so, wenn sie wissen, dass jeder raus- und reingehende Brief gelesen wird, können sie schon schreiben, was sie wollen, äh, wir sind ja alle nicht bekloppt, wenn ich wissen, wenn ich jemandem etwas mitteilen will, äh zum Beispiel meinem Richter, dann schreib ich das halt so, wenn ich weiß, dass er den Brief auf jeden Fall liest, dann schreib ich zwar nicht über ihn, sondern dann schreib ich (.) taktisch. Klar kannst du taktisch schreiben. [...] Wenn ich, wenn ich was will, dass derjenige weiß, dann hab ich es an den geschrieben, den ich als Adressaten habe, aber der hat sich bestimmt seine Gedanken darüber gemacht, über was ich geschrieben hab. Klar. [...] Also taktisches Schreiben lernen Sie schon, wenn Sie einen gewissen Grad an Intelligenz mitbringen.

Unter taktischem Schreiben versteht er also, bestimmte Informationen nicht an diejenige Person zu schicken, für die sie eigentlich gedacht sind, sondern stattdessen an Dritte zu versenden, die sich über den Inhalt „Gedanken machen“ und die Informationen schließlich an die richtige Person weiterleiten würden.

Zu den Rahmenbedingungen von Besuchen merkt er an:

[I]ch hab ähm auch meine Leute gefragt, was sie empfinden, wenn sie mich besuchen. Und das ist schon, da kamen schon beklemmende Antworten, ja. [...] Und das hat mich dann immer noch mehr bedrückt, ja, dass ich ihnen das antue. Ähm (.), aber es ging nicht anders. Und das war eine Situation, [...] sie werden vor jedem Besuch, oder nicht, nicht vor jedem, aber nach Kriterien untersucht, sie müssen sich ausziehen, bis auf, sogar die Unterwäsche, damit nichts rein und rausgeschmuggelt wird. Es ist schon, es ist schon (.) echt entwürdigend, ja. Und für Leute (.) ähm, die draußen ein einigermaßen zivilisiertes Leben geführt haben, wenn man, wenn man anfällig ist, dann gehen sie krimineller raus, als sie reingegangen sind.

Zum einen waren die Besuche für die Angehörigen sehr bedrückend, er spricht davon, dass er ihnen diese Situationen „antue“. Die Verwendung dieses deutlich negativ konnotierten Wortes unterstreicht, dass die Empfindungen seiner Besucher negativ auf ihn zurückwirkten. Zum anderen weist er darauf hin, dass sich die Gefangenen auf Grund des Kontakts mit Außenstehenden durchsuchen lassen müssen, um das Einführen von Gegenständen zu unterbinden. Damit einher geht auch das – nicht immer notwendige – Entkleiden, was er als „entwürdigend“ empfand.

Darüber hinaus erwähnt Helmut Nowak, dass auf Grund der erläuterten Auswirkungen von Besuchen diese manchmal „zwanghaft“ stattgefunden hätten oder er manchmal Sehnsucht nach Ruhe gehabt habe,

da Besuche mit dem Gefühl verbunden waren, er müsse sich für die außergewöhnliche Situation rechtfertigen. Dies war auf Dauer offenbar anstrengend und äußerte sich darin, dass er zuweilen das Bedürfnis nach einem Abbruch der sozialen Beziehungen hatte.

Der Befragte geht bei den sozialen Beziehungen verschiedener Kategorien auffällig oft auf negative Aspekte, insbesondere von Besuchen ein. Warum er bei seinen Außenkontakten häufig Belastungen oder sein „schlechtes Gewissen“ den Besuchern gegenüber thematisiert, kann an dieser Stelle nicht abschließend geklärt werden. Es deutet aber darauf hin, dass die negativen Aspekte sehr präsent waren. Zudem könnte es ein – vielleicht unbewusster – Hinweis an das Gegenüber sein, dass die Besuche oder allgemein die ungewöhnliche Kommunikationssituation auch bei den Gefangenen ein beklemmendes Gefühl auslösen können.

Ebenso gab es aber auch positive Aspekte – ansonsten hätte der Befragte seine sozialen Beziehungen kaum „sehr gepflegt“. In Hinblick auf seine Briefkontakte merkt er an: „[J]a es ist schon ein schönes Gefühl, wenn der Beamte kommt und man sagt, ‚Ist eine Post für mich da?‘ – ‚Ja, da hast du einen Brief.‘ ist toll.“

Was die Restriktionen im Strafvollzug betrifft, sei beispielhaft auf folgende Passage hingewiesen, welche. So berichtete der Befragte von folgendem Ereignis, wobei zu diesem Zeitpunkt bereits Vollzugslockerungen bestanden:

Also einmal, [...] da kam ich zurück (..) nach einem Ausgang am Wochenende [...] und ich bekam von meiner Mutter zehn (.) äh, Briefmarken mit. Und sie dürfen nichts mit [r]einbringen. Und ich hab gesagt, schauen Sie her, ich hab hier zehn Briefmarken, meine Mutter spart sich damit das Porto, mir die Briefmarken zu schicken, darf ich die bitte mit [r]einnehmen. Sagt er ‚Nein‘, sag ich ‚Warum denn bitte nicht?‘, sagt er, ‚Das beantworte ich ihnen nicht, Sie schicken jetzt die Briefmarken nach Hause und sagen Ihrer Mutter, sie soll sie ihnen wieder schicken.‘ Und solche Situationen machen mich wahnsinnig, diese Schikane, die hab ich Gott sei Dank nur bei einem Beamten erlebt, und ansonsten kann ich über die Beamten überhaupt nichts sagen.

Hieran wird deutlich, dass es selbst für zunächst unbedeutend erscheinende Ereignisse wie das Mitnehmen von Briefmarken in die JVA Restriktionen gibt. Dass er die Briefmarken nicht behalten durfte, sondern stattdessen seiner Mutter schicken musste, damit diese ihm die Marken wieder zurücksenden konnte, bezeichnet Helmut Nowak als Schikane, die ihn „wahnsinnig“ mache. Zwar ist fraglich, ob es tatsächlich eine Schikane war, da der Beamte vermutlich vorschriftsgemäß

handelte. Dennoch wird dieses Ereignis vom Befragten als sehr negativ und als unnötige Handlung empfunden. Dies lässt sich vielleicht dadurch erklären, dass ihm ein weiteres Mal gezeigt wurde, dass sein Leben zu diesem Zeitpunkt – trotz der bereits bestehenden Vollzugslockerungen – immer noch zu einem großen Teil fremdbestimmt war.

Erkenntnislese und Ausblick

In Bezug auf die eingangs formulierte Fragestellung lässt sich sagen, dass Helmut Nowak zu gut zehn Personen außerhalb der JVA soziale Beziehungen unterhielt, die verschiedenen Kategorien zugeordnet werden konnten. Die Beziehungen zu Außenstehenden blieben mit Ausnahme der Freundin über die gesamte Dauer der Inhaftierung stabil. Kommuniziert wurde in der Regel mittels Briefe oder bei Besuchen. Letztere fanden monatlich statt, wobei die Besuchszeit auf mehrere Personen und Termine aufgeteilt wurde. Der Schriftverkehr wurde sehr rege genutzt, wobei Helmut Nowak wöchentlich mindestens einen Brief sowohl erhielt als auch schrieb. Eine weitere Kommunikationsmöglichkeit, das Telefon, wurde nur etwa einmal monatlich genutzt.

Daneben bestanden während der Inhaftierung auch soziale Beziehungen zu Personen innerhalb der JVA. Eine genaue Anzahl wurde nicht genannt, bei den engeren sozialen Beziehungen wurden jedoch zwei Mitgefangene, ein Justizvollzugsbeamter, sowie mehrere Seelsorger und ein Therapeut explizit angesprochen. Zum Teil bezeichnete er sie sogar als Freundschaften, zu denen häufig heute noch Kontakt besteht. Mit ihnen führte er Gespräche, die während der Aufschlusszeiten stattfanden. Der Befragte berichtete davon, dass er sich zuweilen abgrenzen musste, da manche Inhaftierte „vereinnahmend“ wurden.

Einen weiteren zentralen Aspekt der Fragestellung bildet der Einfluss der Restriktionen auf die sozialen Beziehungen. Im Kontakt zu den Personen außerhalb der JVA bestehen Einschränkungen, die eine gänzlich andere Form der Kommunikation erfordern als für Menschen außerhalb eines Gefängnisses ansonsten üblich ist. Darüber hinaus verspürten Angehörige und Freunde bei Besuchen ein beklemmendes Gefühl, das durch die Rahmenbedingungen ausgelöst wurde. Dies wiederum bewirkte beim Befragten eine Art schlechtes Gewissen, sodass die Besuche für ihn teils so belastend waren, dass er zuweilen darüber nachdachte, „alles abzubreaken“.

Bei Briefen wirkten sich die Restriktionen dergestalt aus, dass durch die Überwachung der Briefe nicht alle Gedanken frei formuliert wurden, sondern stattdessen „taktisches Schreiben“ angewandt wurde.

Durch das mit Briefen verbundene Warten sei der Befragte zuweilen „ungeduldig“ geworden. Insgesamt war der Kontakt mit Außenstehenden im Vergleich zum Leben in Freiheit räumlich und zeitlich beschränkt, da er nur im Rahmen der durch die JVA vorgegebenen Möglichkeiten gestaltet werden konnte.

Hinsichtlich der Restriktionen innerhalb der JVA ist zu sagen, dass auch diese raum- und zeitgebunden sind, wenngleich in geringerem Maß als die Außenkontakte. Diese Einschränkungen wurden allerdings während des Gesprächs nicht thematisiert. Hervorzuheben ist, dass viele der sozialen Beziehungen, die während der Inhaftierung entstanden, heute noch bestehen. Daher kann man diese Personen durchaus im Rahmen der Resozialisierung berücksichtigen.

Zukünftige Arbeiten könnten auf Basis der Forschungen Empfehlungen an den Strafvollzug abgeben. Aus vorliegender Arbeit wurde bereits deutlich, dass besonders Besuche durch die Überprüfung und Überwachung häufig auch belastend sind. Deshalb sollte man die Besuchssituation so wenig belastend wie möglich gestalten, um mit einer angenehmen Atmosphäre langfristig soziale Beziehungen zu stärken sowie damit verbunden auch die Resozialisierung zu fördern.

Im Interesse der Gefangenen und im Interesse der Gesellschaft empfiehlt es sich, die Haftbedingungen und damit verbunden die Kommunikationsmöglichkeiten ständig zu überdenken und gegebenenfalls Lockerungen zuzulassen, um die Betroffenen bestmöglich auf ein Leben in Freiheit vorzubereiten. Denn vor allem die digitale Kommunikation ist aus Alltag und Beruf der meisten Menschen nicht mehr wegzudenken. Außerdem könnte mit geringerem Aufwand der Kontakt zu Außenstehenden aufrechterhalten werden, der meist eine positive Wirkung auf den Inhaftierten hat.

Abschließend soll der Betroffene noch einmal selbst zu Wort kommen. In folgendem Zitat führt er eindringlich die stark eingeschränkten Kommunikationsmöglichkeiten im Gefängnis vor Augen und macht auf diese Weise Unterschiede zum Leben in Freiheit deutlich:

[W]enn Sie heute ein Problem haben, dann gehen Sie zum Arzt, gesundheitlich. Wenn Sie da drin ein gesundheitliches Problem haben, müssen Sie einen Antrag stellen.¹²

¹² Interview vom 16.06.2016, ca. 12:30 Uhr.

Literaturverzeichnis

- Bayerisches Strafvollzugsgesetz (BayStVollzG) vom 10. Dezember 2007 (GVBl. S. 866, BayRS 312-2-1-J), zuletzt geändert durch Art. 17a Abs. 11 des Gesetzes vom 13. Dezember 2016 (GVBl. S. 335).
- Binder, Luise / Stiens, Teresa (2016): „Gefangen im System“, in: <http://www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2016-08/resozialisierung-gefaengnis-rueckfall-haftstrafe-rueckfallquote>.
- Bischoff, Christine (2014): „Empirie und Theorie“, in: Bischoff, Christine et al. (Hrsg.): *Methoden der Kulturanthropologie*, Bern: UTB, 14-31.
- Bundeszentrale für politische Bildung (2016): „Föderalismusreform“, in: <http://.bpb.de/nachschlagen/lexika/recht-a-z/22184/foederalismusrefor+m>.
- Cornel, Heinz (2009): „Zum Begriff der Resozialisierung“, in: Cornel, Heinz et al. (Hrsg.): *Resozialisierung*, Baden-Baden: Nomos, 27-60.
- Girtler, Roland (1995): *Randkulturen. Theorie der Unanständigkeit*, Wien [u.a.]: Böhlau.
- Grieß, Andreas (2015): „Infografik der Woche. Wo die 64.000 Häftlinge in Deutschland sitzen“, in: <http://www.spiegel.de/panorama/justiz/gefaengnisse-infografik-der-woche-zu-auslastung-und-insassen-a-1045858.html>.
- Gruber, Angela (2016): „Ein bisschen Netz im Knast: Wer in Deutschland im Gefängnis sitzt, ist offline. Ein Berliner Vorstoß will das nun ändern, in: <http://www.spiegel.de/netzwelt/web/internet-im-gefaengnis-berlin-will-pilotprojekt-starten-a-1081110.html>.
- Hirsch, Silke Marion (2003): *Die Kommunikationsmöglichkeiten des Strafgefangenen mit seiner Familie*, Frankfurt a.M.: Peter Lang GmbH.
- Kuckartz, Udo (2014): *Qualitative Inhaltsanalyse: Methoden, Praxis, Computerunterstützung*, Weinheim / Basel: Beltz Juventa, 77-97.
- Lehmann, Albrecht (1978): „Erzählen eigener Erlebnisse im Alltag. Tatbestände, Situationen, Funktionen“, in: *Zeitschrift für Volkskunde*, 74, 198-215.
- Picard, Jaques (2014): „Biografie und biografische Methoden“, in: Bischoff, Christine et al. (Hrsg.): *Methoden der Kulturanthropologie*, Bern: UTB, 177-194.
- Schlothauer, Reinhold / Wieder, Hans-Joachim (2010): *Untersuchungshaft. Mit Erläuterungen zu den UVollzG der Länder*, Heidelberg: C.F. Müller.
- Schmidt-Lauber, Brigitta (2007): „Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassens“, in: Götttsch, Silke / Lehmann, Albrecht (Hrsg.): *Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie*, Berlin: Dietrich Reimer, 169-188.
- Transkript auf Basis des Interviews mit Helmut Nowak vom 16.06.2016, ca. 10:00-12:30 Uhr, aufgenommen mit einem Smartphone in der Wohnung des Befragten.

Jüdische Zeitkonzeptionen in Text und Bild: Scholem-Alejchem und Issachar Ber Ryback

Caroline Emig

Abstract: Das jüdische Zeitverständnis vereint verschiedene Konzepte in sich und kombiniert lineare mit zyklischen Vorstellungen, ebenso wie unterschiedliche messianische Zeitauffassungen. Am Beispiel der Uhren-Ästhetisierungen des ostjüdischen Künstlers Issachar Ber Ryback und des jiddisch schreibenden Autors Scholem-Alejchem wird untersucht, welche Zeitvorstellungen in Bild und Text der Jahrhundertwende thematisiert wurden. Exemplarisch durchgeführt wird dies anhand des Gemäldes *Der alte Jude* von Issachar Ber Ryback und der Kurzgeschichte *Der Zeyger* von Scholem-Alejchem. Der Beitrag gibt Antworten darauf, mit welchen Charakteristika die Zeit graphisch bzw. erzählerisch versehen wird und welche Rückschlüsse diese auf die realen (kultur-)historischen Kontexte an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert im östlichen Europa zulässt.

Zur Person: Caroline Emig studierte BA Russische Philologie und Betriebswirtschaftslehre; sie belegte anschließend MA Ost-West-Studien mit den Schwerpunkten Literatur- und Kulturwissenschaft an der Universität Regensburg. Der vorliegende Beitrag basiert auf ihrer Masterarbeit. Betreuerin: Prof. Dr. Sabine Koller.

Schlagworte: Intermedialität; Judentum im östlichen Europa; Messianismus; Jüdische Kulturrenaissance; Zeit

„Was also ist die Zeit? Wenn niemand mich danach fragt, weiß ich’s, will ich’s aber einem Fragenden erklären, weiß ich’s nicht.“ (Augustinus, zit. nach Safranski, 2015: 135) – Schon Augustinus versuchte die Rätselhaftigkeit der Zeit in Worte zu fassen und verweist mit seiner Aussage auf eine eigentlich mystische Erfahrung. Denn die Zeit ist in mehrfacher Hinsicht schwer zu greifen. Wir haben ein Sinnesorgan für den Raum, aber keines für die Zeit (Schmied, 1985: 5). Sich somit auf das Thema Zeit einzulassen, bedeutet, sich eher mit einem Phänomen als mit etwas real Existierendem zu konfrontieren.

Auf die Zeitlehren der frühen Philosophie und heutigen Wissenschaften soll im Folgenden kein Bezug genommen werden, vielmehr liegt der Fokus auf der wahrgenommenen, subjektiven Zeit. Diese wird eingegrenzt auf das jüdische Zeitverständnis, das als wesentlicher Markierer jüdischen Denkens angesehen werden kann (Goldberg, 2009: 25). Die kulturgeschichtliche Konzentration liegt auf der für die Juden wandlungs- und ereignisreichen Zeit des Umbruchs und der kulturellen Blüte um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert im osteuropäischen Raum. Es soll anhand von zwei Beispielen exemplarisch untersucht werden, wie sich die soziokulturellen und historischen Ereignisse in jüdischer Malerei und Literatur widerspiegeln. Gibt es jüdische Zeitkonzepte, die während dieser Periode vorrangig thematisiert wurden? Wie lassen sich diese überhaupt darstellen? Um den Forschungsgegenstand einzugrenzen, wurden die zu untersuchenden Medien unter dem Kriterium einer Uhren-Ästhetisierung ausgewählt. Der ostjüdische Künstler Issachar Ber Ryback (1897-1935) setzt in seinem Bild *Der alte Jude*, ebenso wie der jiddisch schreibende Autor Scholem-Alejchem (1859-1916) in seiner Erzählung *Der Zeyger (Die Uhr)*, eine Uhr und damit auch die Zeit prominent ins Zentrum. Der intermediale Vergleich soll zeigen, wie in den beiden Artefakten Zeit ästhetisiert, symbolisiert und konzeptualisiert wird.

Was ist die Zeit? Konzeptionen im jüdischen Denken

Wenn die Zeit nur das wäre, was die Uhren messen, dann wäre man mit der Antwort auf die Frage nach der Zeit schnell fertig. Sie wäre eben nichts weiter als die messbare Dauer von Ereignissen. (Safranski, 2015: 11 f.)

Zeit lässt sich als linear und zyklisch kategorisieren. Das zyklische Zeitverständnis wird allgemein als natürliches angesehen, das lineare dagegen als künstlicher Versuch, die Natur zu bezwingen. Die zyklische Zeit entstammt einer früheren Epoche als die lineare, da die grundlegendste Zeiteinteilung durch Tag und Nacht sowie durch den Mondzyklus die ältesten Gliederungspunkte für das Zeitverständnis darstellen. Der Kulturosoziologe Gerhard Schmied verweist auf die etymologische Nähe der Wörter *Zeit* und *Gezeiten* sowie *time* und *tide*, die ein zyklisches Ereignis, den Kreislauf des vegetativen Lebens wiedergeben (Schmied, 1985: 145). Die natürliche Zeit ist durch den Wechsel von Jahreszeiten, Tag und Nacht, Mondphasen, Schlafrhythmen und Altersphasen gekennzeichnet (Schapfel-Kaiser, 2008: 22). Die zyklische Zeitkonzeption ist demzufolge auf Wiederholung angelegt. Es werden

Regelmäßigkeiten entwickelt, die dem Leben eine stabilisierende Struktur geben und durch Planungsmöglichkeit einer ungewissen Zukunft in der Gegenwart ein Gefühl von Sicherheit verleihen (Schmied, 1985: 163). Diese Gewohnheitsbildung strukturiert die Zeit. Die Formen zyklischer Verhaltensmuster wurden vor allem in archaischen Gesellschaften etabliert und machten einmalige Geschehnisse nach und nach zu Vorbildern und Mythen (ebd.: 147). Dazu dienen Feste, die in einem meist alljährlichen Zyklus rituell wiederkehrende Ereignisse darstellen, die den Agierenden mit den Geschehen der frühen Vorzeit genauso wie mit dem im Kosmos ablaufenden Geschehen verbinden (ebd.: 146). Damit Feste als Ereignisse in einem Zyklus glaubwürdig wahrgenommen werden können, bedarf es eines Ursprungsmythos, der das beständige Zurücklenken auf die Urzeit, den unüberbietbaren Anfang, erst möglich macht (Goldberg, 2009: 42). Das zyklische Zeitempfinden kann nicht nur als periodische Reaktualisierung angesehen, sondern gleichsam negativ mit der Vorstellung vom ewig Gleichen belegt werden, der ständigen, eintönigen Wiederholung (Safranski, 2015: 33).

Die lineare Zeitstruktur hingegen konfrontiert das zyklische Zeitempfinden mit der Annahme, dass nichts wiederholbar ist, indem man einen irreversiblen Zeitfluss evoziert (ebd.: 104). Die Linearität zeichnet sich dadurch aus, dass sie sowohl einen fixen Anfangspunkt als auch einen bestimmten Zielpunkt festlegt (Schmied, 1985: 155). Damit integriert diese Zeitstruktur das Individuum, indem es ihm die Möglichkeit bietet, durch Handlungen den linearen Verlauf zielgerichtet zu verändern (Goldberg, 2009: 46-49). Diese Auffassung stellt ein zentrales Thema jüdischen Denkens und jüdischer Sehnsüchte dar. Die jüdische Geschichte wird, ab *annus mundi* gerechnet, dahingehend bewertet, dass Gott die Welt zu einem Punkt hinleitet, an dem seine Macht aller Welt offenbar wird (Schmied, 1985: 157). Das Judentum versucht mittels der Berechnung der Schöpfungszeit den Ursprungsmythos linear-geschichtlich mit der heutigen Zeit zu verbinden. Die Ereignisse werden also in einem konstanten Zeitrechnungssystem fixiert (Goldberg, 2009: 177).

Die Linearität beinhaltet den Blick in eine offene, ungesicherte Zukunft und stellt damit der Stabilität des Zyklischen eine Instabilität gegenüber (Safranski, 2015: 63-85). Die Abgrenzung von linearem und zyklischem Zeitmuster hat jedoch Modellcharakter, da in der Regel verschiedene Zeitmuster miteinander verknüpft sind. Die jüdische Gesellschaft prägt ein Zeitverständnis, das eine Mischung von zirkularen Aspekten aus Traditionsgesellschaften mit linearen aus theologisch bestimmten Gesellschaften verbindet (Goldberg, 2009: 46). Die in der Erinnerung begründete Zeitlichkeit ist mit dem zirkularen Modell ver-

bunden, mit der Wiederkehr der Vergangenheit in der Gegenwart, wodurch diese geheiligt wird. Der geschichtliche Ablauf als ein unablässiges Werden mit dem Zielpunkt in der Allmacht Gottes ist Inbegriff des linearen Modells (ebd.: 47 f.).

Genau wie der Schöpfer soll das jüdische Volk am siebten Tag von der Arbeit ruhen und sein Werk betrachten. Der Sabbat dient zum „Heraustreten aus der eigenen gebundenen Zeiterfahrung“ (Stemberger, 2009: 223), und indem der Mensch die Unterbrechung der Bewegung der materiellen Wochentage einhält, zeugt er von seiner Ähnlichkeit mit dem Schöpfer. Die Einhaltung des Sabbats hat somit eine hohe schöpfungs- und erwählungstheologische Symbolik und kann sowohl als zyklisches Zeitereignis des Festes gesehen werden, als auch als ein lineares, da davon ausgegangen wird, dass die Weltgeschichte auf einen endzeitlichen Weltensabbat hinausläuft (Maier, 2007: 24, 204). Der Sabbat ist folglich ein Symbol für die Schöpfung der Welt, für die allwöchentliche Erneuerung, ebenso wie für die Ewigkeit und Endlichkeit in der Zeit. Er stellt die Verbindung her zwischen Gott und den Menschen, wie auch zwischen Anfang und Ende. Als „Tag des Wissens“ und des ausschließlichen Gebetes sowie Studiums, vermittelt der Sabbat einen Vorgeschmack auf das zukünftige Leben, auf die Ewigkeit nach aller Zeit und damit auf den endgültigen Heilszustand (Safran, 1984: 294). Der Jude, der den Sabbat im Glauben und in der Freude hält, bereitet sich dadurch auf die kommende Welt vor (ebd.: 307). Der messianische Sabbat, am Ende aller Zeit, wird sich aus der Summe aller von Israel eingehaltenen wöchentlichen Sabbate ergeben (ebd.: 181). Jeder einzelne Sabbat bietet einen Vorgeschmack auf die Ewigkeit, da am Sabbat jeder Jude gleich und jeder ein König ist, so wie es in der ‚kommenden Welt‘ sein soll (Zborowski / Herzog, 1992: 24).

Im Zusammenhang mit der ‚kommenden Welt‘ spielt die messianische Zeitvorstellung im Judentum eine ebenso bedeutende Rolle wie die sabbatische und ist im Wesentlichen inhaltlich mit ihr verknüpft. Die jüdische Theologie hat sich allerdings nicht auf eine einheitliche Messiasvorstellung verständigen können, sondern formuliert eine Vielzahl von sich teils widersprechenden Zukunftsvorstellungen (Brämer, 2010: 37). Jeder einzelne Jude kann durch sein jeweiliges Verhalten beeinflussen, ob die messianische Erlösung früher oder später eintritt (de Lange, 2010: 198). Damit ist die messianische Zeit eine für die jüdische Bevölkerung selbst zu lösende Aufgabe. Die Übergangsperiode hin zur messianischen Zeit wird oft als harte Krisen- und Verfolgungsperiode dargestellt (Maier, 2007: 61). Der Zweck des messianischen Zeitalters liegt nach dem Philosophen Maimonides (1135-1204) darin, die Thora zu studieren, um sich für „die Welt, die noch kommt“ vorzubereiten.

reiten (de Lange, 2010: 198). Hier wird der Bezug zur sabbatischen Zeit sehr deutlich. Der jüdische Messianismus beinhaltet darüber hinaus utopisch-transzendente Elemente, wie die Auferstehung der Toten und die kosmologische Vision einer neuen Welt (Brämer, 2010: 37 f.). Zusammenfassend assoziiert man im Judentum mit den Vorstellungen von der Messias-Figur, der ‚messianischen Zeit‘ und der ‚kommenden Welt‘ eine eschatologische Hoffnung auf Freiheit und Gerechtigkeit sowie das Ende der Zeit: „Alles Vergängliche hat ein Ende, und auch die Zeit als der Modus der Vergänglichkeit wird ein Ende haben“ (Baatz, 2000: 37).

Die Zeit als Objekt – eine kleine Geschichte der Uhr

Nicht immer wurde unser Lebenstakt von einer vorgegebenen Uhrzeit definiert. Zur Bestimmung der Tageszeit reichte es den meisten Gesellschaften, auf Naturabläufe, deren Auftreten wie beim Sonnen- und Mondverlauf ein beständiges Muster aufwies, zu achten (Safranski, 2015: 86 f.). Die Zeit der Natur bestimmte den Lebensalltag, menschliche Tätigkeiten galten als Maßstab der Zeit und nicht andersherum (Levine, 1998: 97). Die Zeitrechnung richtete sich somit nach den Anforderungen und Gegebenheiten der Umwelt und Natur. Die ersten mechanischen Zeitmesser wurden im 13./14. Jahrhundert erfunden (Schmied, 1985: 67 f.). Ab dem 15. Jahrhundert begann man, den Tag in 24 gleichlange Stunden einzuteilen (ebd.: 67). Galileo Galilei verhalf der Uhr zum Durchbruch mit der Erfindung des Pendels, das durch den Mathematiker Christian Huygens, der um 1700 die erste Pendeluhr konstruierte, einen kulturellen Umbruch einleiten sollte (Levine, 1998: 94). Die allgemeine Verbreitung der mechanischen Uhr ging Hand in Hand mit der Industrialisierung ab Ende des 18. Jahrhunderts. Die Zeitmesser drangen „von den öffentlichen Uhren des Mittelalters über die Uhren im Haus und die tragbaren Taschenuhren bis hin zu Armbanduhrn, die direkt am Körper getragen werden“ (ebd.: 95), immer weiter in den individuellen Lebensalltag vor.

Die Zeit gewann nicht nur unter finanziellen Gesichtspunkten zunehmend an Wert; auch unter moralischen sah man nun Pünktlichkeit als herausragende Tugend an (Levine, 1998: 106). Man erzog den Menschen über eine Aneignung der „Zeitsensibilität“ hin zu einem verhaltenssteuernden „Zeitgewissen“ (Safranski, 2015: 92). Die Geschichte des uns heute vertrauten Status der Uhr und der Uhrzeit ist eine Geschichte von der Zeit der Natur weg hin zur Zeit der Uhr (Levine, 1998: 89).

Die Verbindung von Zeit und Zahl

Für die vorliegende Analyse sind vor allem die Bedeutungen der Zahlen 12 und 13 von Interesse. Die Zahl 12, zusammengesetzt aus den heiligen Zahlen 5 und 7 oder aus dem 3 mal 4, ist eine wichtige Rundzahl der biblischen Geschichte: Die zwölf Stämme Israels formen eine Einheit, ebenso wie die zwölf Propheten (Endres / Schimmel, 1996: 209f.). Der Mond wandert durch zwölf Stationen. Der Tag ist in zweimal zwölf Stunden gegliedert. Grundsätzlich ist auch das jüdische Kalenderjahr in zwölf Monate aufgeteilt, jedoch wird alle sieben Jahre ein dreizehnter Monat, ein Schaltmonat, hinzugefügt. Die zwölf Monate bilden eine Einheit, stehen für Ordnung und Geschlossenheit, die durch einen zusätzlichen dreizehnten Monat aufgebrochen wird. Dieser dreizehnte Monat steht für die Ausnahme, die Unruhe.

Die 13 ist damit eine Zahl, die ein geschlossenes System überschreitet. Noch heute kommt in der Redewendung „Nun schlägt es aber Dreizehn“ zum Ausdruck, dass die Geschlossenheit der zwölf Stunden ausgesetzt wurde (ebd.: 22 f.). Heutzutage interpretiert man die Zahl 13 als Unglückszahl, doch im jüdischen Bewusstsein steht die 13 für etwas Günstiges, da der Zahlenwert des hebräischen Wortes ‚Einer‘ (der eine Gott) ergibt (ebd.: 225).¹ Die 13 steht für das Messianische, da nach talmudischer Weissagung das Land Israel in dreizehn Teile geteilt werden wird: zwölf Teile für die zwölf Stämme Israels, der dreizehnte Teil wird dem König, dem kommenden Messias, zufallen (ebd.: 226). Somit haftet der 13 etwas Göttliches an.

Zeitkonzeptionen im Bild: Issachar Ber Rybacks *Der alte Jude*

Die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert stand für die jüdische Bevölkerung im östlichen Europa unter den Vorzeichen von Aufklärung, Modernismus und Assimilation, aber auch von Repression, Benachteiligung und Gewalt. Für viele Künstler und jüdische Autoren war das Bestreben nach einer säkularen Kunst und Kultur untrennbar verknüpft mit dem Bestreben nach politischer Emanzipation und kultureller Autonomie (Kampf, 1990: 15). Die Umwandlung der traditionellen jüdischen Identität in eine moderne verlangte eine Anpassung an aktuelle europäische Maßstäbe. Dieser Maxime folgten zentrale Figuren der

¹ Im Hebräischen wird/wurde jedem Buchstaben ein Zahlenwert zugewiesen. Jeder Buchstabe entspricht bei dieser Methode nicht mehr nur einem Laut, sondern auch gleichzeitig einem Zahlenwort.

jüdisch-osteuropäischen Kunstszenen wie El Lissitzky, Marc Chagall, Boris Aronson, Natan Al'tman und viele mehr (Wolitz, 1987: 34). 1917 wurde die Kiewer Kultur-Lige gegründet, eine Kulturorganisation, die es sich zum Ziel gemacht hatte, die russisch-jüdische Volkskunst und eine moderne säkulare jüdische Kunst und Literatur zu entwickeln (ebd.: 34). Zu dieser Zeit war sie die wichtigste Institution, welche die Ausbildung und Kulturvermittlung für die jüdische Bevölkerung übernahm, indem sie Ausstellungen, Kurse, Lesungen und andere Angebote organisierte (ebd.: 34). Unterteilt in verschiedene Sektionen, widmete sich die Kunstsektion vorrangig der Fusion jüdischer Volkstradition mit zeitgenössischen Kultureinstellungen, um eine moderne jüdische bildende Kunst zu entwickeln, die ihre eigene organische, nationale Form, Farbe und Rhythmus anstrebt (ebd.: 35).

In diesem Kontext wirkte der Künstler Issachar Ber Ryback, 1897 in Elisavetgrad in der Ukraine geboren, der vor allem für seine markanten Schtetl-Darstellungen bekannt wurde. Der Kontakt zu bedeutenden Vertretern der russischen Avantgarde wie auch sein späterer Beitritt zur Novembergruppe in Berlin beeinflussten seinen Malstil nachhaltig. Sein Interesse an jüdischer Volkskunst ließ darüber hinaus früh seinen charakteristischen Stil entstehen: die Verflechtung jüdischer Symbole und Volksmotive mit Avantgardetechniken. Im Jahre 1919 publizierte Ryback zusammen mit Boris Aronson den theoretischen Text *Di vegn fun der yidisher moleray* (*Wege der jüdischen Malerei*).² Das Manifest sprach die Schwierigkeit an, einen jüdisch ‚nationalen‘ Stil zu finden.³ Im Jahr 1926 emigrierte Ryback zwar nach Paris, blieb den jüdischen Themen dennoch verbunden.⁴ Nach schwerer Krankheit verstarb der Künstler dort im Dezember 1935 mit nur 37 Jahren.⁵

² Anonym: „Biography. Issachar Ber Ryback“, in: <http://www.comite-ryback.org/Biography.php>. (künftig zitiert als Homepage Comité Ryback.)

³ Wolitz, Seth L.: „Rybak, Yisakhar Ber“, in: http://www.yivoencyclopedia.org/article.aspx/Rybak_Yisakhar_Ber.

⁴ Zitiert nach Homepage Comité Ryback, (wie Anm. 2).

⁵ Ebd.



Abb. 1: Issachar Ber Ryback, *Der alte Jude* (1919),
Öl auf Leinwand, 205 x 60cm, Museum Ein-Harod

Während seiner unterschiedlichen Schaffensphasen zwischen 1917 und 1935 entstanden sieben Gemälde mit Uhrendarstellungen. Das größte und imposanteste Gemälde davon ist *Der alte Jude* (Abb. 1). Es stellt ein kubistisch inspiriertes Duett einer Männerfigur und einer Uhr dar. Geometrische Formen strukturieren die Komposition, daher vermag man auf den ersten Blick nur die Uhr sowie das Gesicht des Mannes zu erkennen. Die restlichen Bildelemente erschließen sich erst durch genaueres Hinsehen, da sie – wie im analytischen Kubismus üb-

lich – in ihre Grundelemente zerlegt und asymmetrisch wieder zusammengesetzt wurden. Die unterschiedlichen Flächen sind mittels klarer Linien voneinander abgegrenzt, in ihnen selbst jedoch changieren die Farbnuancen. Dominierendes Element ist die Dreiecksform.

Die Perspektive im Bild ist vielfach gebrochen. Trotz der Wirkung einer frontalen Draufsicht ist das Bildsujet aus mehreren Blickwinkeln zusammengesetzt. Durch den stark reduzierten Hintergrund werden dem Betrachter keine Fluchtpunkte gegeben, wodurch wenig Räumlichkeit entsteht. Der Vorder- bzw. Hintergrund lässt sich nur mit Hilfe der Proportionen erahnen. Theoretisch ist das proportionale Verhältnis Kopf-Körper realistisch, jedoch praktisch durch die Wiedergabe in geometrischen Formen nicht endgültig bestimmbar. Da die Uhr einen deutlich kleineren Bildanteil hat als die Figur, kann man von einer Staffelung im Bild ausgehen. Der Größenkontrast wird unterstützt durch den Formkontrast: Das Runde der Uhr steht dem Eckigen des Menschen gegenüber. Trotzdem harmonisieren sie durch die Farbigkeit, da sich das Weiß und Blau der Uhr im Körper des Mannes wiederfinden. Das Gesamtkolorit dominieren Erdtöne wie Braun, Gelb und Orange, die mit Schwarz, Blau und Lila kontrastiert werden. Die hellen Farbflächen der weißen Uhr, des Gesichts sowie der gelben und weißen Farbflächen bilden zusammen mit dem dominanten roten Dreieck im unteren Bilddrittel die Farbschwerpunkte. Diese Blickfänger, zusammen mit den wechselnden, asymmetrisch zusammengesetzten Formen und dem Hell-Dunkel-Kontrast im Allgemeinen, bringen Dynamik in die Komposition, welche mit der Statik des Sujets durch Bewegung der Bildmittel kontrastiert.

Die Zersplitterung der menschlichen Figur kann darauf verweisen, dass hier ein Mensch zum Zeitpunkt der Bildentstehung 1919, einem entsetzlichen Pogromjahr für die Juden, seelisch wie auch körperlich zerstört ist. Wir sehen einen alten Juden, der sich, mit gebeugten Knien auf einen Gehstock stützend, erschöpft und traurig von der (Uhr-)Zeit abwendet. Das Bild vermittelt Resignation. Die Uhr, am höchsten und äußersten Bildrand platziert, dominiert trotz ihres geringen Bildanteils durch Farbe und Form das Sujet. Auch sie ist betroffen von ästhetischer Fragmentierung und Deformation, da ihr Rahmen verzogen und mit Schatten belegt ist.

Im Zusammenspiel der beiden größeren Bildelemente wendet sich die Figur von der Zeit ab. In Farbe und Form kontrastieren die Elemente ebenso, wie sie dadurch verbunden werden. Keiner kann ohne den anderen existieren, auch wenn die ‚alte Welt‘ in Trümmern zu liegen scheint. Durch die Reduktion des Dargestellten kann man die Situation nicht in einen bestimmten Raum bzw. Kontext einordnen.

Alle Äußerlichkeiten haben an Bedeutung verloren, Bild- und Aussagefokus liegen im überlebensgroßen Einzelbildnis *Der alte Jude* auf dem Menschen im Zusammenspiel mit der Zeit. Die messbare Zeit folgt dem Menschen und dominiert ihn, auch wenn er versuchen kann, sich von ihr zu befreien. Sie stehen sowohl im Gegensatz als auch in Verbindung zueinander.

Die Darstellungsart lässt auf eine innere Unruhe schließen, da sowohl die teils wilde Pinselführung als auch die Form- und Farbwahl, vor allem aber die Zersplitterung der Figur Aufruhr und Auflösung implizieren. Dies spiegelt, ebenso wie die Zeitthematik selbst, das zeitgenössische Geschehen wider. Der beengte Raum, der Rückzug ins Innere des Hauses bzw. in das persönliche Innere, reflektiert die Bedrohung von außen. Symbolisch kann dies für den jüdischen Menschen stehen, der, trotz aller ‚Beeinträchtigungen‘, die er ertragen musste, standhaft ist. Ryback selber stand zu dieser Zeit kurz vor der Emigration nach Berlin und hatte wie viele andere jüdische Künstler den Glauben an eine Assimilation oder eine gemeinsame Zukunft von jüdischer und slavischer Gesellschaft in Russland bzw. der Ukraine aufgegeben.

Der Künstler bringt die Dominanz der Uhr auch implizit in seine Gemälde in einer Weise ein, die nicht auf den ersten Blick zu fassen ist. Darüber hinaus sind allen seinen Uhrendarstellungen die Positionierung in der linken Bildhälfte sowie eine tendenzielle Linksneigung gemein. Die Leserichtung im Hebräischen und Jiddischen verläuft von rechts nach links. ‚Lesen‘ wir also das Gemälde in dieser Richtung, endet die Rezeption bei der Uhr, dem Symbol der messbaren Zeit. Die Zeit steht somit am Ende allen Schaffens und allen Geschehens. In der Tat liegt in jüdischer Vorstellung die Zukunft hinter einem. Zieht man nun die Parallelen zwischen Bildanfang rechts und Bildende links, ist die rechte, der messbaren Zeit weiter entfernte Seite offen gestaltet. In *Der alte Jude* wendet sich der Mann dieser Seite zu. Die Uhr-Symbolik der linearen Zeitkonzeption und damit verbunden die Frage nach der messianischen Zeit bleibt am ‚Leseende‘ des Bildes ein zwar leicht beschädigtes, aber beständiges Element.

Zeitkonzeptionen im Text – Scholem-Alejchems *Die Uhr*

Im nächsten Beispiel muss zwischen der realen Person Scholem Rabinovitsh, geboren 1859 in Perejaslav, und seinem literarischen Alter Ego Scholem-Alejchem, erstmals benannt im Jahr 1883, differenziert werden. Bei dem einen handelt es sich um den realen Autor, bei dem anderen um eine volkstümliche, erfundene Gestalt (Frieden, 1995: 105).

Einige autobiographische Elemente des historischen Scholem Rabino-
vitsh sind in seine fiktive Figur Scholem-Alejchem und in verschiedene
andere Charaktere eingeflossen (Miron, 1972: 15). In seinen Romanen
und Erzählungen operiert der fiktionale Figur Scholem-Alejchem in
verschiedenen Funktionen: als Figuren-Erzähler, Zuhörer, Ghost-
Writer oder Berichterstatter – als eine literarische Präsenz (Frieden,
1995: 108; Gittleman, 1974: 53). Tragikomik und ein mündlicher Er-
zählstil prägen sämtliche Erzählwerke des bedeutenden jiddischen Au-
tors. Laut Gittleman (1974: 8) kann sein gesamtes Schaffen jede seriöse
soziologisch-anthropologische Studie der jüdischen Welt in der russi-
schen Ukraine von 1850 bis 1914 ersetzen. Scholem-Alejchem stirbt
nach einem wechselvollen Leben im Mai 1916 in New York, wohin er
1914 emigriert war.

Einen Großteil seiner Texte machen Geschichten über/für Kinder
aus. In den meisten Fällen werden sie von einem erwachsenen Ich er-
zählt, das sich nach vielen Jahren an eine Begebenheit seines früheren
Lebens erinnert (Frieden, 1995: 144). Seine *Mayses far yidishe kinder*
(*Geschichten für jüdische Kinder*), insgesamt 22 Erzählungen, 1919 in
zwei Bänden publiziert, entstanden in den Jahren um die Jahrhundert-
wende. Hierzu zählt auch die für unsere Thematik relevante Kurzge-
schichte *Der Zeyger* (*Die Uhr*).

Die Uhr, verfasst im Jahr 1900, rückt die Zeit als Thema in den Fo-
kus des Geschehens. Der Leser dieser Kurzgeschichte befindet sich in
einem jüdischen Haushalt im stereotypen, imaginierten Shtetl *Kas-
rilewke*. In einem alltäglichen, unpoetischen Grundton gehalten, be-
ginnt die Erzählung mit einem rätselhaften Ereignis und rekonstruiert
dann das vorangegangene Geschehen. Erzählt wird die Geschichte eines
alten Erbstücks: Eine Uhr wird über viele Generationen hinweg mit
Stolz weitergegeben und beginnt eines Tages, dreizehn anstatt zwölf
Mal zu schlagen. Nachdem die Bemühungen, die Uhr zu reparieren, in
bizarren Geräuschen ihrerseits enden, wird entschieden, den Mecha-
nismus durch mehr Gewicht am Pendel zu richten. Unter dem zusätz-
lichen Gewicht bricht die Uhr aber bald darauf an einem Sabbatabend
zusammen. Untermalt von Binnengeschichten, die erklärend oder
symbolisch die Textaussage unterstützen, bringt der erzählerische
Hauptstrang die Zeit in den Fokus.

Durch den homodiegetischen Erzähler, erlebendes und erzählendes
Ich zugleich, wird eine individualisierte, selektive Perspektive auf das
Geschehen gegeben: eine Mischung aus berichtender Erzählung, also
einer deutlichen Anwesenheit eines Erzählers zusammen mit dessen
Selbstvergessenheit bei Abschnitten autonomer Figurenrede. Offen ist,
welcher zeitliche Abstand zwischen der erzählten Geschichte und dem

Erzählen der Geschichte liegt. Es scheint, als habe der personale Erzähler einen gewissen Abstand zu den erzählten Geschehnissen. Es handelt sich dabei vielmehr um den Monolog eines Kindes, dessen Erfahrungen durch das Prisma eines erwachsenen Bewusstseins hindurch nacherzählt werden. Der Schauplatz der Erzählung, die *shtub* (das Zimmer), Ort der Intimität im eigenen Heim, steht inhaltlich im Kontrast zum Raum der Binnengeschichten, die sich fast ausschließlich außerhalb des Hauses abspielen. Diese Sphäre des ‚Anderen‘ wird hauptsächlich negativ konnotiert. Anhand der Raumkonzeption wird somit ein inhaltlicher Gegensatz erzeugt.

Durch Zeitsprünge und zeitliche Raffungen, die für die erzählte Geschichte weniger wichtige Abschnitte auslassen, variiert das Erzähltempo zwischen summarischem und szenischem Erzählen. Eine Vielzahl von Vergleichen und Wiederholungen rhythmisiert den Text. Auffallendes stilistisches Motiv der Erzählung ist die häufige Verwendung sowohl von onomatopoetischen Elementen als auch von Interjektionen. Diese rhetorischen Mittel können motivisch zugeordnet werden, denn für die Uhr ist das lautmalerische ‚bom bom bom‘ charakteristisch. Von dem Moment an aber, als sie nicht mehr korrekt läuft, bekommt das ‚bom bom bom‘ einen weiteren Klang hinzu:

vi an alter man, eyder er badarf zikh oys'hustn, makht er „khil-khilk-khil-trrrr“... un ersht nokh dem: „bom!... bom!... bom!... un afile der „bom“ aley n iz shoy n oykh gor nisht der „bom“, vos frier; der frierdiker „bom“ iz geven a freylekher „bom“, a lebediker, un itst hot zikh arayngeganvet in im epes a min umetikayt, a troyerikayt, vi in der shtime fun an altn, oysgedintn khazn yomkiper tsu nile... (70)⁶

Wie ein alter Mann, kurz bevor er husten muss, macht sie „khil-khilk-khil-trrrr“... und erst danach: „bom!... bom!... bom!... und das „bom“ selbst ist auch nicht mehr das „bom“ von damals; das frühere „bom“ war ein fröhliches „bom“, ein lebendiges, und jetzt hatte sich eine Freudlosigkeit hineingeschlichen, eine Traurigkeit, wie in der Stimme eines alten, aus der Übung geratenen Vorbeters, wenn das Schlussgebet „Neila“ am Ausgang des Veröhnungstags betet.⁷

⁶ Alle Seitenangaben ohne Autorenangabe beziehen sich auf Aleichem, Sholem (1919): „Der Zeyger“, in: https://archive.org/details/Der_Zeyger. Die vorliegenden Namen und Textpassagen aus dem Jiddischen werden nach der gängigen YIVO-Umschrift transkribiert. Die transkribierten Textpassagen aus *Der Zeyger* werden der veröffentlichten Umschrift der Universität Trier entnommen: Anonym: „Mayses far yidishe kinder I-3: der zeyger“, in: <https://www.uni-trier.de/index.php?id=33786>.

⁷ Die deutschen Übersetzungen der Textpassagen stammen von mir, CE.

Das Krächzen wie auch der Vergleich der Uhr mit einem alten Mann deuten an, dass die Traditionen am ‚Ende ihrer Lebenszeit‘ angefangen sind, ebenso wie es bei dem alten Mann der Fall ist: „er hoydet zikh in a zayt, fartshepet zikh ale mol, vi an alter man, vos se shlept zikh im nokh a fus“ (70 f.; dt. „Es schwingt auf eine Seite und verheddert sich jedes Mal, als ob es ein alter Mann wäre, der einen lahmen Fuß nachzieht“).

Mehrere Motive der personifizierten Uhr werden im Laufe der Erzählung wiederholt aufgegriffen. Ein anschauliches Beispiel hierfür bietet das Zungenmotiv, das der Geschichte abgesehen von der Zahl 13 einen Rahmen gibt. Zu Beginn der Geschichte wünscht sich der Erzähler noch, die Uhr könne sprechen, um von ihrem Leben zu erzählen (65; Butwin, 1983: 67). Im Traum am Ende der Erzählung aber ist es der Uhr durch ihre menschliche Zunge möglich Geräusche zu machen. Diese Laute „zerfleischen sein Herz“:

es hot zikh mir forgeshtelt, az der zeyger lebt, nor oyfn ort funem umru varft zikh hin un tsurik a lange tsung, a tsung fun a mentshn, un der zeyger klingt nit, nor er krekhtst, un itlekher krekhts nemt bay mir tsu a shtik gezond... (75)

Mir kam es so vor, als lebe die Uhr, nur anstelle des Pendels schwingt eine lange Zunge hin und zurück, die Zunge eines Menschen, und die Uhr schlägt nicht, sondern ächzt, und jedes Ächzen nimmt mir ein Stück Gesundheit fort...

Zum Schluss der Erzählung hin zieht die Figur Mume Yente den direkten Vergleich zwischen der Uhr und dem Menschen:

got iz mit aykh, dos iz der zeyger, der zeyger aropgefaln, haynt veyst ir shoyn? me hot ongehungen oyfn zeyger fun kol mayminim shehu, dray pud mase, iz er aropgefaln. vos iz dos khidesh? lehavdl, a mentsh volt oykh nit beser geven! host du gehert a bis!!... (74)

Gott mit euch, das ist die Uhr, die Uhr ist heruntergefallen, versteht ihr jetzt? Alles, was man sich vorstellen kann, hat man an die Uhr gehängt, drei Pfund Gewicht; jetzt ist sie heruntergefallen. Was ist ungewöhnlich daran? Es soll wohl zwischen ihnen unterschieden sein, aber einem Menschen wäre es nicht anders ergangen.

Wenn selbst ein Mensch die Behandlung nicht überlebt hätte, lässt dies symbolische Rückschlüsse auf die Realität zu: Die gegenwärtigen

Zustände der jüdischen Bevölkerung sind unhaltbar und können nicht für Ewig auf diese Art und Weise weitergeführt werden.

Scholem-Alejchem verarbeitet im Text verschiedene jüdische Zeitkonzeptionen. Die messbare Zeit, deutlich figuriert durch den Protagonisten Uhr, wird durch Episoden der Erzählung unterstrichen, die die Zusammenhänge zwischen natürlicher und messbarer Zeit (im jüdischen Kalendersystem) ansprechen. Uhrzeit und Kalender richten sich nach dem Sonnenuntergang. Besonders auf der Motivebene werden die Feste im jüdischen Kalender vergleichend hinzugezogen. Die Binnengeschichten schaffen den Bezug zur kulturhistorischen Zeit, da sie Themen wie die innerjüdische Diskrepanz zwischen arm und reich, Gewalt an jüdischen Schankwirten und die Emigration in die Vereinigten Staaten behandeln.

Die sabbatische Zeit im Text hängt eng mit messianischen Zeitvorstellungen zusammen. Das Ende der Uhr, symbolisch eingebettet in einen Sabbatabend, stellt zusammen mit der kurz zuvor erzählten Geschichte eines Pogroms die Katastrophentheorie Gerschom Scholems dar, die besagt, dass dem jüdischen Volk vor der Zeit der ‚kommenden Welt‘ ungläubliches Leid zuteilwird. Das Zentrum, oder anders gesagt das Herz der Woche wird gestört durch das Unheil, das sich durch die gesamte Erzählung zieht.

Seltsamerweise geht die Uhr vor dem scheinbaren mechanischen Ende anstatt langsamer zu werden und irgendwann stehen zu bleiben, genau eine Stunde schneller. Die Beschleunigung ist zwar auch dem schneller werdenden, moderneren Lebensrhythmus der damaligen Gegenwart geschuldet, vielmehr jedoch dem symbolischen Wert der 13 und dem überzeitlichen Gedankengut des Judentums. Die stärkste zeitliche Konnotation in der Erzählung kommt somit der messianischen Zeit zu. Wie im Abschnitt zur Zahlenmystik beschrieben, steht die 13 für das Messianische, das die Einheit 12 überschreitende, für die Zeit nach der Jetzt-Zeit. Diese sinnbildliche Funktion ist Kerntema der Kurzgeschichte.

Eine phantastisch anmutende Traumsequenz hebt ebenfalls die Zeit aus den Angeln:

a gantse nakht nokh dem hobn zikh mir geplontet zeygers. es hot zikh mir forgeshtelt: undzer alter zeyger ligt oyf der erd, ongeton in vayse takhrikhim. es hot zikh mir forgeshtelt, az der zeyger lebt, nor oyfn ort funem umru varft zikh hin un tsurik a lange tsung, a tsung fun a mentshn, un der zeyger klingt nit, nor er krekhtst, un itlekher krekhts nemt bay mir tsu a shtik gezund... un oyfn tsiferblat, dort vu ikh bin gevoynt tsu zen tomed

dem 12, derze ikh mit a mol a tsifer 13, take draytsn – ir megst mir gloybn oyf nemones!... (75)

Die ganze Nacht träumte ich von Uhren. Mir träumte, dass unsere alte Uhr auf dem Boden liegt, gekleidet in weiße Leichentücher. Mir kam es so vor, als lebe die Uhr, nur anstelle des Pendels schwingt eine lange Zunge hin und zurück, die Zunge eines Menschen, und die Uhr schlägt nicht, sondern ächzt, und jedes Ächzen nimmt mir ein Stück Gesundheit fort... und auf dem Ziffernblatt, da, wo ich es gewohnt bin, die 12 zu sehen, sehe ich auf einmal die Ziffer 13, wirklich Dreizehn – ihr könnt mir glauben, Ehrenwort!

Durch die Personifikation der Uhr, die metaphorisch gesprochen im Totengewand wiederaufersteht, wird die Erzählung der chronologischen Zeit enthoben. Die Traumepisode entlässt den Leser in die Vorstellung von der Auferstehung der Toten am Jüngsten Tag.

Sieht man von der ersten Intention ab, die von der Unausweichlichkeit des Todes ausgehen könnte, kommt man auf eine weitere Interpretationsebene: Die Uhr, Sinnbild der über mehrere Generationen hinweg weitergegebenen Traditionen, passt nicht länger in die moderne, beschleunigte Welt. Der Prozess lässt die Zeit schneller werden, die Unmöglichkeit des Stillstands ist nicht weiter zu vereinbaren mit dem Althergebrachten. Trotz vehementer Versuche, die Uhr (die Tradition) durch Verbesserung bzw. Erneuerung der Rädchen oder der Gewichte an die gegenwärtigen Gegebenheiten anzupassen, kann sie dem Druck nicht standhalten. *Die Uhr* ist als Kritik am traditionellen System zu verstehen. Zudem wird durch den dreizehnten Stundenschlag die Zeit davor in Frage gestellt. Die alte Ordnung (symbolisiert durch die 12) hat sich aufgelöst und die Bemühungen, sie zu reparieren, führen nur zu Belastung und Anstrengung sowie schlussendlich zum Zusammenbruch. Die Umbruchzeit wird somit in der Kurzgeschichte im Mikrokosmos des jüdischen Heims inszeniert, steht aber sinnbildlich für den Makrokosmos jüdischen Lebens in Osteuropa um die Jahrhundertwende.

Sämtliche Ausprägungen der jüdischen Zeit, ob nun linear-messbar, natürlich-zyklisch, sabbatisch oder messianisch, werden in *Die Uhr* thematisiert. Nicht nur die Uhr als stereotypes Abbild der Zeit wird zur Sprache gebracht, vielmehr ist die Vielfalt aller möglichen Zeitkonzeptionen in die Erzählung eingearbeitet. Jedes Konzept spiegelt einen Teil des jüdischen Zeitverständnisses wider; doch nur zusammen verbinden sie sich zu einem Ganzen. Der Schwerpunkt der Zeitkonzeptionen liegt dabei auf der messianischen Zeit, die kurz bevorzustehen scheint.

Die Zeichen der Zeit – Uhrendarstellungen als Sinnbilder

Die in Text und Bild dargestellten Uhren weisen Mängel auf: Die Uhr im Bild wird durch Elemente des Schiefen, Gebrochenen und durch verrückte Ziffern figuriert, die Uhr im Text ächzt und ist funktionsunfähig. Diese Defekte illustrieren die aus den Fugen geratene Zeit. Jedoch sind die Uhren immer auch eine Stütze, die entweder dem Sujet oder aber der Gesellschaft Sicherheit und Kontinuität verleihen. In beiden Ästhetisierungen werden alle Ebenen des jüdischen Zeitverständnisses miteinbezogen. Ein besonderer Schwerpunkt liegt jedoch auf der messianischen Zeit. Im Bild geschieht dies mittels der ‚Leserichtung‘ implizit, im Text durch das apokalyptische Traum-Ende und die zahlenmystische Thematik der 13. Die Uhr – Symbol der Dominanz und Standhaftigkeit trotz Beschädigung – steht bei Ryback am linken Bildende, wodurch die lineare (Zeit-)Achse immer auf das Symbol der Zeit ausgerichtet ist. Aus einer offenen Vergangenheit kommend (offen gestalteter rechter Bildrand) laufen die Ereignisse auf das Ende der Zeit hinaus. Die Endzeit, der Zielpunkt, steht irgendwann bevor. Diese Interpretation wird im Textmedium expliziter vermittelt. Die Uhr, symbolisch-objektbezogene Umsetzung der Tradition, findet ihr Ende innerhalb der realen Jetzt-Zeit.

Zieht man die Parallelen zwischen dem Gemälde *Der alte Jude* und der Kurzgeschichte *Die Uhr* finden sich auf der interpretatorischen Ebene deutliche Unterschiede. Der Rückwendung des Mannes im Bild, weg von der Uhr, symbolisch für die Zukunft und das erwartete, zeitliche Ende stehend, hin in die offenbar sicherer erscheinende Vergangenheit steht die Uhrensymbologie der Kurzgeschichte gegenüber: Die Uhr als Sinnbild der Traditionen und der Vergangenheit zerbricht, da sie nicht mehr in das moderne System passt: Das Alte, Traditionelle ist nicht weiter haltbar oder wünschenswert. Der Glaube an den Bruch mit den Traditionen und die damit verbundene euphorische Sicht der Kulturlaute um die Jahrhundertwende ist im Text noch gegeben. Jedoch wird durch die Traumsequenz und deren unheilvolle Voraussage die Zukunft nicht zwingend als etwas Besseres konzeptualisiert. Tatsächlich blickt *Der alte Jude* knapp zwanzig Jahre später schon resignierter auf die sich bis dahin zugetragenen Ereignisse zurück.

Schlagen wir den Bogen zurück zu Augustinus und zur ursprünglichen Frage, was die Zeit eigentlich ist. Das Zeitverständnis erfasst mehr als nur die Zeit der Uhr, insbesondere innerhalb des jüdischen Denkens. Das Phänomen Zeit wird allerdings greifbarer, realitätsnäher und auch weniger unheimlich durch die Fokussierung auf den Objektgegenstand Uhr.

In der Analyse des Bildes von Issachar Ber Ryback sowie des Textes von Scholem-Alejchem hat sich ein klarer Schwerpunkt auf die messianische Zeit herausgestellt. Der Bezug zur Umbruchzeit um die Jahrhundertwende innerhalb der jüdischen Gesellschaft wie auch in ihrer nicht-jüdischen, slavischen Umgebung findet in den Uhren-Ästhetisierungen seinen Ausdruck. Die Gründe für den gewählten Zeitfokus liegen in den sozial-kulturellen Herausforderungen, denen sich Schriftsteller wie Künstler gegenübersehen: Emanzipation, Assimilation, Verfolgung und individuell-persönliche Nöte. Die beiden Artefakte erzählen somit etwas über die reale Zeit.

Literaturverzeichnis

- Baatz, Ursula (2000): „Zeit und Heil. Zeitvorstellungen in Judentum, Christentum, Islam, Hinduismus und Buddhismus“, in: Müller-Funk, Wolfgang (Hrsg.): *Zeit. Myths, Phantom, Realität*, Wien [u. a.]: Springer, 29-38.
- Brämer, Andreas (2010): *Die 101 wichtigsten Fragen – Judentum*, München: Beck.
- Butwin, Julius / Butwin, Frances (1983): „The clock that struck thirteen“, in: Butwin, Julius / Butwin, Frances (Hrsg.): *Favorite tales of Sholom Aleichem*, New York: Gramercy Books, 67-74.
- De Lange, Nicholas (2010): *An introduction to Judaism*, Cambridge [u. a.]: Cambridge Univ. Press.
- Endres, Franz Carl / Schimmel, Annemarie (1996): *Das Mysterium der Zahl. Zahlensymbolik im Kulturvergleich*, Köln: Diederichs.
- Frieden, Ken (1995): *Classic Yiddish fiction. Abramovitch, Sholem Aleichem, and Peretz*, Albany, NY: State University of New York Press.
- Gittleman, Sol (1974): *Sholom Aleichem. A non-critical introduction*, The Hague: Mouton.
- Goldberg, Sylvie Anne (2009): *Zeit und Zeitlichkeit im Judentum*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Kampf, Avram (1990): *From Chagall to Kitaj. Jewish experience in the art of the twentieth century Art*, London: Lund Humphries.
- Levine, Robert (1998): *Eine Landkarte der Zeit. Wie Kulturen mit der Zeit umgehen*, München: Piper.
- Maier, Johann (2007): *Judentum. Studium Religionen*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Miron, Dan (1972): *Sholem Aleykhem. Person, persona, presence*, New York: YIVO Inst. f. Jewish Research.
- Safran, Alexandre (1984): „Jüdische Zeit, Sabbatische Zeit und Blick auf ‚Die Jüdische Zeit, die Zeit des Sabbats‘“, in: Ders. (Hrsg.): *Israel in Zeit und Raum. Grundmotive des jüdischen Seins*, Bern: Francke, 273-311.
- Safranski, Rüdiger (2015): *Zeit. Was sie mit uns macht und was wir aus ihr machen*, München: Carl Hanser Verlag.
- Schäpfel-Kaiser, Franz (2008): „Zeitphänomene und Zeitvorstellungen – Anregungen aus der Zeitforschung“, in: *Themenzentrierte Interaktion*, 22, 18-26.

- Schmied, Gerhard (1985): *Soziale Zeit. Umfang, „Geschwindigkeit“ und Evolution*, Berlin: Duncker & Humblot.
- Shevrin, Aliza (1992): *Around the table. Family stories of Sholom Aleichem*, New York: C. Scribner's Sons.
- Stemberger, Günter (2009): „Zeit, Geschichte, Ewigkeit im rabbinischen Judentum“, in: Kratz, Reinhard G./ Spieckermann, Hermann (Hrsg.): *Zeit und Ewigkeit als Raum göttlichen Handelns. Religionsgeschichtliche, theologische und philosophische Perspektiven*, Berlin: De Gruyter, 213-231.
- Wolitz, Seth L. (1987): „The Jewish National Art Renaissance in Russia“, in: Apter-Gabriel, Ruth (Hrsg.): *Tradition and revolution. The Jewish Renaissance in Russian Avant-Garde Art: 1912-1928*, Jerusalem: Israel Museum, 21-42.
- Zborowski, Mark / Herzog, Elizabeth (1992): *Das Schtetl. Die untergegangene Welt der osteuropäischen Juden*, München: Beck.

Bildnachweis

Issachar Ber Ryback Comité & Foundation: Online verfügbar unter www.comite-ryback.org/Catalogue_Raisonnie_Details.php.

Der spielerische Umgang mit tradierten Wolfsmotiven im Computer- und Videospiele *The Wolf Among Us* (2013/2014)

Lena Möller

Abstract: Die literarische Schreckgestalt des ‚großen bösen Wolfs‘ ist fest im deutschen und englischen Sprachraum verankert und wurde in ihrer Rezeptionsgeschichte vorrangig mit negativen Charaktereigenschaften wie Habgier, Fresssucht, Heimtücke und Aggressivität verbunden, was sie zu einem Spiegelbild der primitiven Seite des Menschen macht. Dabei dominiert die Rollenzuschreibung des Täters oder Schuldigen. In den letzten Jahrzehnten zeichnet sich jedoch zunehmend eine ambivalente Betrachtung der Figur ab. Immer häufiger begegnen uns dabei Wölfe, die unter den ihnen zugeschriebenen Stigmata leiden und die eigene Rolle kritisch hinterfragen. So entdeckte auch die Computer- und Videospielebranche den vermeintlich ‚großen bösen Wolf‘ für sich. Mit *The Wolf Among Us* präsentierte das US-amerikanische Entwicklerstudio Telltale Games im Jahr 2013 eine wölfische Figur, die vor den Schatten ihrer Vergangenheit als Märchenunhold zu fliehen versucht und dabei in einen Rollenkonflikt gerät. Der vorliegende Beitrag untersucht, auf welche tradierten Vorlagen das Spiel dabei zurückgreift und welcher Umgang mit ihnen erfolgt.

Zur Person: Lena Möller studierte von 2011 bis 2014 BA Vergleichende Kulturwissenschaft und Geschichte an der Universität Regensburg. Im Anschluss daran absolvierte sie ihr Masterstudium in der Vergleichenden Kulturwissenschaft. Der vorliegende Beitrag basiert auf ihrer Masterarbeit. Betreuer: Prof. Dr. Daniel Drascek.

Schlagwörter: Motivgeschichte; Wolf; Wolfsmann; Computerspiel; interactive Storytelling

Viele Geschichten kennen ihn: den gefährlichen Unhold, der den Helden oder das unschuldige Opfer zur Strecke bringen will, die Schreckfigur, die große Kinderaugen hervorruft, wenn warnende Geschichten über sie erzählt werden, und die verborgene Gefahr, die an düsteren,

verbotenen Orten lauert. Derartige Figuren gibt es in vielen Varianten und Ausprägungen und doch scheinen sie immer Eines zu verkörpern: triebhafte Wesen, die es auf Unschuldige abgesehen haben und deren es sich durch Sittsamkeit, Frömmigkeit, Stärke oder Klugheit zu erwehren gilt. Eine solche Schreckgestalt ist auch die literarische Figur des ‚großen bösen Wolfs‘. Wie die Märchenforscherin Sandra Beckett feststellt, handelt es sich dabei um eine im deutschen und englischen Sprachraum fest verankerte Figur (Beckett, 2008: 114). Die dominierenden Konnotationen sind dabei die Attribute ‚groß‘ und ‚böse‘, wobei der Wolf in populären Vorstellungen zunehmend aggressiver und blutgieriger in Erscheinung tritt, als es seinen realen Vorbildern entspricht (Mitts-Smith, 2010: 75-78).

Auch die Computer- und Videospielebranche hat den vermeintlich bösen Wolf für sich entdeckt. So veröffentlichte das amerikanische Entwicklerstudio Telltale-Games im Oktober 2013 ein Computer- und Videospiel und versprach: „You are Bigby Wolf, THE Big Bad Wolf of story and legend.“ (Telltalegames.com) In *The Wolf Among Us* wird die phantastische und märchenhafte Figur des ‚großen bösen Wolfs‘ in die Gegenwart übertragen. Dabei spielen die Entwickler ganz bewusst mit den Erwartungen des Rezipienten: Was verbindet man mit dem ‚großen bösen Wolf‘? Ist er zwangsläufig böse und stellt er eine Bedrohung dar? Diesen und weiteren Fragen geht das Spiel in seiner Geschichte auf den Grund, indem es dem Spieler erlaubt, selbst in die Rolle des Wolfs zu schlüpfen und seinen Weg zu begleiten und zu beeinflussen. Dass die Entwickler dabei mit einem bereits im Gedächtnis vorgeprägten stereotypen Bild arbeiten, gehört zum Konzept und ermöglicht den breiten Interpretationsspielraum. Dies bemerkt auch die *ZEIT*, die *The Wolf Among Us* anlässlich seines Verkaufsstarts eine ausführliche Online-Rezension widmete:

Eine Saga in einer Welt anzulegen, die wie eine Meta-Sage alle möglichen uns bekannten Fabeln einschließt, ist aus Sicht der Geschichte denkbar. Schließlich sind wir seit Kinderzeiten Experten, wenn es um Märchen geht. Jede noch so subtile Schattierung im altbekannten Gut-Böse-Schema spielt mit unserer Erinnerung und unseren Erwartungen und funktioniert auch noch als Seitenhieb auf die Erzähltraditionen. (Rittmann, 2013)

Um zu verstehen, mit welchen Erwartungen und Erinnerungen das Spiel arbeitet, erweist sich ein Blick in die Erzähltradition als aufschlussreich. In Märchen und Legenden findet sich der Wolf nämlich häufig als Verkörperung des Bösen und als gieriger Fresser. Ihm werden dabei negative Charaktereigenschaften wie Habgier, Aggressivität, Ver-

schlagenheit und Heimtücke zugeschrieben. In der antiken äsopischen Tierfabel geht es vor allem um die Naivität des Wolfes sowie dessen List und Überlistung. Dessen trügerische Art betont auch das Matthäusevangelium, in dem es die Figur mit dem Verhalten falscher Propheten gleichsetzt (Enzyklopädie des Märchens [EM] 14 2012, s.v. Wolf, Sp. 913-917). Das Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens nennt weitere vorrangig negative Attribute, die in den Erzähltraditionen rund um den Wolf verankert sind: Er sei ein Neider, Mörder und Räuber und im Tiermärchen zudem alt, grau und darum verdrießlich (HDA 9 1938, s.v. Wolf, Sp. 729 f.). Sowohl der Wolf als auch die von ihm abgewandelte Figur des Werwolfs treten dabei vermehrt seit dem 16. Jahrhundert in literarischen Stoffen in Bezug auf ihr Verhältnis zu Frauen und Kindern auf. Sie sind dabei sexuell motiviert, triebhaft und instinktgeleitet (EM 14 2012, s.v. Wolfsmenschen, Sp. 979).

Das wohl populärste Märchen in diesem Kontext ist die Rotkäppchen-Erzählung aus der Feder des französischen Schriftstellers Charles Perrault im Jahr 1695/97, die später durch Jakob und Wilhelm Grimm 1812 übernommen und sexuell entschärft wurde. Deutlich tritt in dieser und auch in vielen anderen Erzählungen die Rolle des Schuldigen und Täters zutage (Beckett, 2008: 114). Gemein ist all diesen Vorstellungen, dass es vorrangig menschliche Charaktereigenschaften und Verhaltensweisen sind, die auf die Figur des Wolfs projiziert werden (Gebhardt, 2010: 63). Gerade in den letzten Jahren zeichnet sich aber zunehmend eine neue Entwicklung in der Rezeption ab, die sich auch in *The Wolf Among Us* widerspiegelt. Wölfe treten dabei als ambivalente Protagonisten auf, die sich mit ihren eigenen Stigmata auseinandersetzen (Beckett, 2008: 113 f.). Dadurch erfährt die Figur des Wolfs eine Neuinterpretation, die dennoch auf tradierten Vorlagen fußt, wie sich in den kommenden Ausführungen zeigen wird.

Das Computer- und Videospiel *The Wolf Among Us*

The Wolf Among Us basiert auf der US-amerikanischen Comicreihe *Fables – Legends in Exile* von Bill Willingham, die seit 2002 beim Verlag *Vertigo* in 20 Bänden erscheint. Der Autor erzählt in ihr Geschichten mythischer, sagen- und märchenhafter Figuren, die in der Welt der Menschen versuchen, ein normales und unauffälliges Leben zu führen. Es werden dabei vorrangig Wesen, Figuren und Motive aufgegriffen, die in den Vereinigten Staaten durch populäre tradierte Erzählstoffe bekannt sind wie die Märchen der Brüder Grimm oder verbreitete *Urban Legends* und Kinderreime. Bereits im Februar 2011 kündigte das

US-amerikanische Entwicklerstudio Telltale-Games an, an einer Computer- und Videospielumsetzung der Comicbände zu arbeiten (Duryee, 2013). Markenzeichen des Studios sind vor allem seine im Episodenformat erscheinenden Spiele und die Einbindung verschiedener Elemente des interaktiven Films und diverser Rätsleinlagen. In den Jahren 2013 bis 2014 erschienen anschließend in zweimonatigen Abständen insgesamt fünf Episoden, die eine fortlaufende Geschichte erzählen (Parker, 2012). Diese besitzen in Anlehnung an die Vorlage eine eigenständige Handlung und sind in einer märchenhaften Welt angesiedelt, in der die Grenzen zwischen Realität und Fiktion verschwimmen. Dabei fokussiert sich das Spiel vor allem auf seine Hauptfigur und deren Erfahrungswelt: Bigby Wolf. Er stellt den Dreh- und Angelpunkt der Geschichte dar und wird vom Spieler durch die Handlung gesteuert.

The Wolf Among Us verbindet technisch das Genre des Action-Adventures mit dem interaktiven Film und wird dadurch sehr handlungsbezogen. Das Spiel gehört zu einer immer populärer werdenden Gruppe von Computer- und Videospielen, die Wert auf ein intensives Spielerlebnis sowie auf eine ausgeprägte Geschichte legen. Als Teil der Spiel-, Unterhaltungs- und Freizeitkultur eröffnen Computer- und Videospiele ein noch relativ junges Forschungsfeld, das laut dem Sozialwissenschaftler Winfred Kaminski viel Potential für empirische Analysen birgt:

Computerspiele sind Kulturprodukte, [...] sie werden von Menschen erfunden und produziert. Sie sind Ergebnisse kreativer Prozesse. Spieleerfinder sind genauso schöpferisch wie Schriftsteller oder Filmregisseure. Computerspiele eignen wir uns genauso produktiv an wie jedes andere gesellschaftlich akzeptierte Kulturprodukt [...]. (Kaminski, 2007: 65 f.)

Dabei ist es dem Medium zu eigen, dass ihm im Regelfall eine Erzählstruktur mit einem festen Rahmen für die Geschichte zugrunde liegt. Wie diese erzählt wird, hängt allerdings vom Spieler selbst ab (Sleegers, 2007: 17). Die Handlungsstränge werden als die Ereignisse eines Spielverlaufs in chronologischer Ordnung und die erzählte Welt als ein Zusammenfluss der Charaktere und ihrer Schauplätze betrachtet (Hartmann, 2004: 32-35). In *The Wolf Among Us* vereinen sich also narrative Elemente wie Dialoge, animierte Spielsequenzen und eine Erzähl dramaturgie mit interaktiven Spielelementen wie sie in Action-Adventures üblich sind. Die durch das Spiel gesteuerte Hauptfigur muss im Verlauf der Handlung Aufgaben bewältigen, indem sie Gespräche führt oder kurze Kampfhandlungen bestreitet. Dialogfenster ermöglichen dem Spieler, Gespräche durch jeweils vier Antwortoptio-

nen zu beeinflussen. Ein charakteristischer Stil entsteht durch eine so genannte ‚Cel-Shading-Optik‘, eine Technik, der eine computeranimierte 3-D-Visualisierung durch technische Verfremdung einen comichaften 2-D-Eindruck vermittelt. Dies schafft eine deutliche Nähe zu der literarischen Vorlage und sorgt gerade bei Fans für einen hohen Wiedererkennungswert (Rittmann, 2013).

Hervorzuheben ist die stark filmisch orientierte Visualisierung durch den Einsatz verschiedener Kamerawinkel und Einstellungsgrößen. Zwischensequenzen und normaler Spielmodus gehen dabei fließend ineinander über, sodass *The Wolf Among Us* den Eindruck eines interaktiven Films vermittelt.

Insgesamt erfreute sich das Spiel, das sowohl für den PC als auch für diverse Konsolen erschien, bereits kurz nach seinem Erscheinen großer internationaler Popularität, was die Verkaufszahlen der ersten Wochen mit über 8,5 Millionen Exemplaren eindrucksvoll veranschaulicht (Toney, 2013). Auch die Kritiken fielen überwiegend positiv aus. So lobt die *ZEIT* im Oktober 2013, dass *The Wolf Among Us* Märchenfiguren in einen interaktiven Film Noir versetze und vor Augen führe, wie unterhaltsam und anspruchsvoll interaktives Story-Telling sein könne (Rittmann, 2013).

Bei der Analyse der Wolfsfigur in *The Wolf Among Us* muss berücksichtigt werden, dass eine klare Gattungsbestimmung von Computerspielen nicht immer möglich ist, weil es keine einheitlichen Genrebezeichnungen gibt (Röders, 2007: 16 f.). Es gilt also, verschiedene Einflüsse auf das Genre und den Erzähltypus aufzuzeigen, indem man sie auf der Ebene elementarer Strukturen konkretisiert. Eine Lösung bietet die Anwendung eines hermeneutisch-semiotischen Verfahrens an. Anhand einzelner Handlungsabschnitte können Entscheidungen und Vorgehen der Hauptfigur nachvollzogen werden. Der Protagonist wird dabei symbolisch interpretiert, um „über ihren konkreten Sachverhalt, ihre materielle Beschaffenheit und ihre Funktion hinaus auf einen tieferen [...] verständlichen Sinn“ (EM 13 2010, s.v. Symbolik, Sp. 88) zu verweisen. Als hilfreich erweist sich neben der Einbindung herausgegriffener Textpassagen auch die Anwendung bildanalytischer Verfahren.

Zwischen Märchen und Film Noir: Setting und Handlungsrahmen

The Wolf Among Us erzählt eine düster inszenierte Geschichte, die sich optisch an der Comicvorlage orientiert. Mit der bereits erwähnten ‚Cel-

Shading-Optik‘ entsteht durch starke Kontrastierungen und eine klare Linienführung der Eindruck, jede Szene wäre handgezeichnet. Schauplatz der Handlung ist ein fiktiver Stadtteil in New York namens Fabletown, in dem Figuren aus Märchen und Sagen, durch einen Zauber vor dem menschlichen Auge getarnt, ein verdecktes Dasein führen. Hier ragen Wolkenkratzer in den Himmel, in deren Straßenschluchten Leuchtreklamen und Scheinwerfer karges Licht spenden und dunkle Gassen in heruntergekommene Etablissements führen (Abb. 1).



Abb. 1: Ein Promotional Artwork zeigt den Protagonisten Bigby Wolf in einem klassischen Film Noir Setting

Nicht selten wartet ein Widersacher oder eigene geheimnisvolle Schönheit im Halbdunkel auf den Protagonisten. Dabei handelt es sich um niemand Geringeren als um den ‚großen bösen Wolf‘ persönlich, der in menschlicher Gestalt mit seinem bürgerlichen Namen Bigby Wolf als Sheriff unter den märchenhaften Bewohnern für Recht und Ordnung sorgt. In zahlreichen Szenen streift der Protagonist dabei alleine, Zigaretten rauchend durch die Straßen und verkörpert damit die Anonymität des Einzelnen in der Großstadt. Gleichzeitig erweist sich der Schauplatz als ein Ort, in dem jeder jeden zu kennen scheint. All diese Elemente zitieren den Film Noir:

Genauso düster wie die Figuren sind die zeitgenössischen urbanen Schauplätze [...]: nächtliche Straßen, schäbige Hotelzimmer, zwielichtige Bars und anrühige Tanzhallen. Die Metropole ist ein bedrohlicher Ort für das Individuum [...]. Sie kann im Son-

nenlicht vertraut, sogar zivilisiert aussehen, aber sie ist unfähig, nach dem Einbruch der Dunkelheit ihre Böswilligkeit zu verbergen. (Steinbauer-Grötsch, 2005: 21)

So ist es auch ein grausamer Mord an einer geheimnisvollen jungen Frau, der die Handlung ins Rollen bringt. Bigby Wolf setzt alles daran, diese Tat aufzuklären, wobei ihm Schneewittchen als Kollegin Snow zur Seite steht. Dabei deckt er nicht nur eine große Verschwörung auf, sondern stößt auch an seine persönlichen Grenzen. Es ist dem Spieler überlassen, Bigbys Ermittlungen diplomatisch oder brutal und rücksichtslos voranschreiten zu lassen. Wie ein Schatten begleiten Bigby Wolf dabei die Vorurteile, die ihm viele Bewohner mit der einstigen Vergangenheit als Märchenbösewicht entgegen halten. Mehr und mehr verwickelt sich der einstige ‚große böse Wolf‘ gemeinsam mit dem Spieler in einen Rollenkonflikt, der ihn immer wieder zwingt, zwischen seiner einstigen Vergangenheit und seiner jetzigen Rolle zu verhandeln.

Bigby Wolf – eine ambivalente Figur

Der Rollenkonflikt rührt vor allem daher, dass sich Bigby Wolf als ambivalente Figur erweist und widersprüchliche Charakterzüge in sich vereint. Zwar trägt er eine öffentliche Verantwortung und handelt nach klaren Gesetzen, dennoch begegnen die Bewohner Fabletowns seinen Nachforschungen meist ablehnend, da sie mit ihm sein altes Image als ‚großer böser Wolf‘ verbinden. Bigby stellt daher schließlich resigniert fest: „Ich kann bei den Leuten einfach nichts gewinnen.“ (Episode 5)

Der Protagonist gerät als Ordnungshüter somit in eine Spannung zu der tradierten Vorstellung vom Wolf als Unheilbringer. Anstatt die Gemeinschaft zu bedrohen, übernimmt er nun selbst die Aufgabe ihres Hüters, wird aber häufig vom Schatten der Vergangenheit daran gehindert.

Weiterhin stellt er einen Beschützer der Schwachen und Benachteiligten dar, der moralischen und sittlichen Idealen folgt. Der Spieler erhält dazu im Spiel mehrmals die Möglichkeit, entweder einem Märchenbewohner zu helfen oder ihn seinem Schicksal zu überlassen. Je weiter Bigby Wolf ermittelt, desto mehr Schicksale offenbaren sich ihm. Viele Bewohner Fabletowns sind dabei in finanzielle Nöte verstrickt, klagen über soziale Diskriminierung oder stehen unter dem Einfluss krimineller Machenschaften. So erweist sich an einer Stelle eine junge Tänzerin, die der Wolf aus einem gefährlichen Etablissement befreit, als überaus dankbar:

Hören Sie, Bigby! Nach allem, was Sie für uns getan haben. Vielleicht wollen Sie es nicht zugeben, aber ohne Sie wäre nichts von all dem geschehen. Sie haben zugehört, als sonst keiner zuhören wollte. Sie wussten, wann Sie Gnade zeigen müssen und haben dieser Stadt Gerechtigkeit gebracht. (Episode 5)

Der Wolf als Beschützer der Schwachen erscheint dabei antithetisch zu seiner tradierten Rolle als Täter. Zugleich aber ist die sittliche Haltung des Protagonisten durchaus auch charakteristisch für Märchen, in denen Werte wie Barmherzigkeit zur eigenen Tugendhaftigkeit anregen sollen (EM 9 1999, s.v. Moral, Sp. 842). Dies schreibt sich in eine allgemeine Entwicklung jüngerer Wolfsfiguren ein, die laut Beckett immer häufiger als „misunderstood, well-intentioned and sympathetic character[s]“ (Beckett, 2008: 89) dargestellt werden.

Im Kontrast dazu steht seine dritte Rolle als Schädiger der eigenen Mitbürger, der mit roher Gewalt gegen seine Widersacher vorgeht und dabei auch vor Mord nicht zurückschreckt. Im Verlauf des Spiels muss Bigby Wolf nicht nur zahlreiche Kampfhandlungen bestehen, sondern auch bewusst Angst einjagen. Gleichzeitig ist es genau diese Wesensart, die sein Umfeld von ihm erwartet. So konfrontiert ihn die gefährliche Schurkin Bloody Mary an einer Stelle mit seiner Vergangenheit:

Bigby Wolf. Der große böse Wolf. Du warst mal jemand. Sie hatten Angst vor dir. Sie versteckten sich überall, wo sie sich mit ihren zitternden Leibern hineinquetschen konnten. Der große böse Wolf. Es wird Zeit, dass du endlich auftauchst. (Episode 5)

Immer wieder verschwimmen so die Grenzen zwischen Täter und Opfer, dem Guten und dem Bösen. Dies ist ein untypisches Profil für eine Märchenfigur, da Märchen vorrangig von polaren Gegensätzen geprägt sind und eine Figur jeweils nur eine Eigenschaft wie ‚treu‘, ‚hässlich‘, ‚gut‘ oder ‚böse‘ verkörpert (Röhrich, 2001: 236).

Umso stärker tritt dieses Profil im Film Noir auf, in dem die Protagonisten häufig an psychischen Problemen leiden und „Persönlichkeitsspaltungen, anamnesische Zustände oder der plötzliche Ausbruch unterdrückter Triebe [...] unbescholtene Bürger zu Verbrechern [machen]“ (Steinbauer-Grötsch, 2005: 21). Dieses Verhalten zeigt sich auch bei Bigby Wolf anschaulich. Als dieser bei einem Kampf die Kontrolle verliert und sich optisch immer stärker in sein einstiges Ich als ‚großer böser Wolf‘ verwandelt, gerät auch seine Kollegin Snow ins Zweifeln: „Diese Stadt hat genug Monster. Was gestern Nacht geschehen ist, in was du dich verwandelt hast, das darf nicht wieder passieren.“ (Episode 4) So prägen das Profil der Figur sowohl destruktive und triebhafte als

auch moralische und tugendhafte Züge. Vor allem seine Rolle als Ordnungshüter besitzt dabei eine Kompensationsfunktion, da Bigby darin seine Vergangenheit endgültig hinter sich lassen möchte.

Das Aussehen der Figur lässt sowohl in seiner menschlichen als auch animalischen Gestalt das wölfische, phantastische Ich seiner Vergangenheit erkennen. Markante, rohe Gesichtszüge, ein lässiges Erscheinungsbild, große, sehnige Körperpartien und eine kräftige Statur strahlen Stärke, aber auch Zurückhaltung und Ernsthaftigkeit aus. Sie erinnern Bigbys Umfeld an dessen innere rohe Kraft. So bemerkt der Mitbewohner des Sheriffs an einer Stelle des Spiels: „Die Leute haben Angst vor dir. Ich meine, schau dir deine Hände an.“ (Episode 1) Umso enthemmter erscheint Bigby in seinen Verwandlungen, in denen er schließlich endgültig die Gestalt eines Wolfes annimmt. Moderne, stark ästhetisierte und phantastische Wolfsdarstellungen mischen sich dabei mit klassischen Märchenillustrationen. Hinzu kommen Einflüsse populärer Werwolf-Darstellungen (Abb. 2).



Abb. 2: Das Mienenspiel des Protagonisten Bigby Wolf zeigt die Transformation von einer kontrollierten menschlichen Figur in ein animalisches und aggressives Wolfswesen.

Insgesamt schuf Telltale-Games ein anthropomorphes Mischwesen, das sowohl wölfische als auch menschliche Züge besitzt und somit dessen inneren Zwiespalt und doppelte Identität widerspiegelt. In animalischer Wolfsgestalt überragt Bigby Wolf seine Widersacher um ein Vielfaches, sodass die Konnotation ‚groß‘ hier nicht nur eine Metapher, sondern auch ein wesentliches Körpermerkmal darstellt. Der anwachsende, an Stärke und Größe gewinnende Körper wirkt auf Bigbys Wi-

dersacher dabei bedrohlich und nahezu monströs. Gestus und Verhaltensmuster variieren ebenfalls zwischen dem menschlichen und dem wölfischen Ich. Das Nebeneinander von Triebkontrolle und Enthemmtheit, Ruhe und Unruhe veranschaulicht, wie die Figur einerseits ihr Leben in den Griff bekommen will und einer Ordnung zu folgen versucht, andererseits jedoch ständig destruktiven Trieben ausgesetzt ist.

Hinzu kommt die Komponente von Bigbys Einsamkeit, denn er ist ledig und lebt in einer unordentlichen und karg eingerichteten Wohnung. Ebenso unaufgeräumt wie das Apartment scheint sein Leben selbst, in dem Gegenstände der Vergangenheit den Platz für neue Wege versperren. Bigby Wolf begegnet vielen Aufgaben des Alltags daher mit einer gewissen Resignation. Hierin kommt das Motiv des einsamen und ruhelosen Wolfs als sozialen Außenseiter zum Ausdruck, der häufig als ausgestoßenes Wesen ohne Heimat und Familie sein Dasein fristet. (Mitts-Smith, 2010: 58 f.)

Immer wieder geht es in *The Wolf Among Us* auch um die Schuld in Bigby Wolfs Vergangenheit und damit um die Vergehen, die er als Wolf begangen hat. Teilweise sühnt er diese durch seine zurückgezogene Lebensweise und die guten Taten, die er zu vollbringen versucht. Teilweise fordern einige Fables Sühne für vergangene Untaten ein. Besonders eindrücklich wird dies in einer Szene geschildert, in der die Figur eines kleinen Schweinchens aus dem englischen Märchen *Three Little Pigs* dem Sheriff vorwirft, dass er einst als Wolf dessen Haus zerstört habe:

Das Haus hat sich nicht selbst umgepustet, Bigby. Mehr sag ich nicht. Mach damit was du willst. Ich sag jetzt nicht, dass das definitiv Grund genug wäre mir, jetzt einen Drink anzubieten, aber es würde mir vielleicht helfen den Schmerz zu vergessen, den du mir einst zugefügt hast. (Episode 1)

Seine Ermittlungen werden somit vielfach zu einer Selbstprüfung, in der Bigby beweisen muss, dass er sich verändert hat. Das Motiv des sündigen Wolfs, der seine Taten bedauert, wird dabei aufgegriffen und zugleich kritisch hinterfragt. Diese Prüfungen fordern häufig eine gewisse Opferbereitschaft, die von Bigby Wolf nicht selten die letzten Kräfte abverlangt. Der gierige Wolf, der das Leben seiner Opfer fordert, verwandelt sich somit selbst in ein freiwilliges Opfer für das Leben der Anderen. Darin scheint die eigentliche Buße zu liegen, die Bigby Wolf im Verlauf des Spiels für seine Vergangenheit leistet. Hier wird sich einer klassischen Märchenmotivik mit nahezu sakralem Charakter bedient, in welcher der Held durch seine Opferbereitschaft und Lei-

denkfähigkeit eine Selbstprüfung durchlebt, um innere Stärke und Aufrichtigkeit zu beweisen (Röhrich, 2001: 239 f.).

Bigbys innere Triebe bleiben letztlich jedoch unkontrollierbar. Seine animalische Natur beschert ihm zum Schluss sogar den Sieg über die Widersacher. Erst mit dem Vollzug der gesamten Verwandlung kann die Hauptfigur genügend Kraft aufbringen, um den Kriminalfall zu lösen und den Täter zur Strecke zu bringen. Der Wolf ist dabei nicht endgültig zum Menschen geworden, sondern bleibt trotz guter Taten und edler Motive immer noch ein Wolf, dessen Wildheit nicht dauerhaft zu bändigen ist. Sein instinktgeleitetes Wesen zieht sich dabei durch das ganze Spiel. Dennoch bleibt dem Spieler zuletzt die Entscheidungsfreiheit, ob er dem Widersacher menschlich begegnet und ihm einen Gerichtsprozess gewährt oder ihn auf eine animalische Art zur Strecke bringt. Der innere Konflikt zwischen Beherrschung und Ausleben der eigenen Triebe ist dabei eine Thematik, die sowohl im Film Noir als auch in neueren Kriminalstoffen aufgegriffen wird:

Die Suche nach Wahrheit ist zwar stets von Gefahr des Scheiterns bedroht, aber letztendlich finden die hartgesottenen Detektive aus dem Labyrinth falscher Spuren und Verdächtigen wieder heraus und können die ihnen anvertrauten Fälle lösen, indem sie ihrer Intuition folgen und ihre individuelle Perzeption der Wirklichkeit zum Maßstab aller Dinge machen. (Steinbauer-Grötsch, 2005: 20)

Somit bleibt am Ende die moralische Frage offen, ob ein Wesen, das nicht vollkommen den Weg einer inneren Abkehr von der Vergangenheit gegangen ist, sein altes Ich nie völlig abgelegt hat, ein glückliches Ende verdient und sein persönliches Glück finden darf. Das Spiel gibt darauf keine Antwort und lässt Raum für Interpretationen. Es gibt kein Happy End, keine völlige Läuterung. Bigby führt sein Leben als Sheriff fort, kämpft weiter gegen die Widersacher und kann keine Gerechtigkeit schaffen, ohne nicht die Ungerechtigkeit für Einzelne in Kauf zu nehmen. Der Wolf bleibt somit ein ruheloses, umherstreifendes Wesen, das weiterhin auf der Suche nach dem eigenen Frieden ist. Dass Bigby mehr als ‚der große böse Wolf‘ ist, den alle anfangs in ihm zu sehen glaubten, scheint nach dem Finale offensichtlich: „Sie sind nicht so übel, wie alle sagen“ (Episode 5), kommentiert in der Schlusszene eine Bewohnerin Fabletowns dankbar und bringt damit die Ambivalenz Bigbys nochmals zum Ausdruck.

Der Wolf als märchenhafter Antiheld? - Ein kritisches Fazit

Bigby Wolf ist eine vielschichtige Figur mit einer gewissen Tragik, deren Persönlichkeit mehrere Züge aufweist, weil er nicht nur märchenhafte Motive, sondern auch Elemente des Film Noir vereint. Daher könnte das Spiel als eine märchenhafte Film Noir-Erzählung umschrieben werden. Seine Figuren treten „nicht mehr als selbstbestimmt handelnde Personen [auf], sie sind vielmehr gefangen in ihren Zwickmühlen, voll von existentieller Verbitterung, und sie sind nicht in der Lage, im Strom der gesellschaftlichen Mehrheit mit zu schwimmen“ (Steinbauer-Grötsch, 2005: 45).

Die Verbindung beider Erzählgattungen erscheint deshalb als angemessen, weil es im Märchen allgemein stets um die Motive der Protagonisten und den persönlichen Antrieb für ihr Handeln geht, wie Hermann Bausinger über die Rolle der Moralität im Märchen ausführt:

Das Märchen ist eine moralische Geschichte, deren Moral hineinreicht in die Konventionalität unserer Gesellschaft, zum Teil aber auch verborgen ist im Strom der Vergangenheit und in den Abgründen dessen, was wir Seele nennen. (Bausinger, 1990: 247)

In den tradierten Märchenerzählungen treten allerdings eher eindimensional gezeichnete Wolfsfiguren auf, denen eine eindeutige Rolle zugeschrieben und damit eine Individualität abgesprochen wird. Der Wolf erscheint dabei eher als allgemeines Sinnbild einer Eigenschaft (Distelmaier-Haas, 1986: 133 f.).

Die Zeichnung des Wolfs in *The Wolf Among Us* hingegen erweist sich als deutlich komplexer und gehört damit in die zeitgenössische Entwicklung, in der mehrdimensionale Wolfsfiguren, unter ihnen freundliche, sympathische Individuen, nicht mehr ausschließlich Angst verbreiten, sondern vielfältige Facetten aufweisen: „Many contemporary authors choose to subvert the stereotypical image of the Big Bad Wolf by turning the classical fairy-tale world upside down and making the traditional victimizer the victim.“ (Beckett, 2008: 114) Das bedeutet auch, dass die Grenzen zwischen Helden und Schurken verschwimmen. Häufig ist der Protagonist dabei psychisch gebrochen oder bedient sich unlauterer Mittel, um an sein Ziel zu gelangen. Damit bewegt er sich von der Seite des ‚rein Guten‘ fort (Höltgen, 2010: 366). Als heroisch gilt zunehmend, wer den einmal eingeschlagenen Weg mutig fortsetzt und sich dabei gegen herrschende Autoritäten richtet (EM 9 1999, s.v. Moral, Sp. 848).

Dies zeigt sich deutlich in der Gestalt des Bigby Wolf. Er ist weder eine rein positiv noch rein negativ besetzte Wolfsfigur. Stattdessen

werden eindimensionale Zuschreibungen des Wolfs aufgegriffen und kritisch hinterfragt. Interessant und zentral wird stattdessen seine psychische oder auch physische Situation, die ihm nicht selten die Rolle als Gegenspieler abspricht (Uther, 2013: 66).

Das Spiel geht also von der ‚klassischen‘ Wolfsfigur des Märchens aus, interpretiert diese jedoch neu und passt sie an den aktuellen Zeitgeist an. Es handelt sich also weder um eine reine Adaption tradierter Wolfsmotive, noch um eine gänzliche Transformation oder einen vollständigen Bruch. Stattdessen erfolgt ein spielerischer Umgang mit literarischen und filmischen Vorlagen. Versucht man Bigby Wolf zeitgeschichtlich zu kontextualisieren, so lässt er sich als Sinnbild für amerikanische Wertvorstellungen verstehen:

Unbegrenzte Freizügigkeit, Selbstbestimmung, Mobilität stehen dann gegen die Enge und Selbstgerechtigkeit eines anderen Amerika, das intolerant und gewaltbereit ist. Es ist das Paradox und die Widersprüchlichkeit dieser Figuren, dass sie die guten Amerikaner sind und den Wertehorizont der Gesellschaft, in der sie zu Außenseitern gestempelt werden, ideologisch eigentlich nie verlassen. (Wulff, 2002: 443)

Einen Hintergrund bildet dabei die US-amerikanische Finanzkrise seit dem Jahr 2007, die unter anderem durch den hochspekulativen Immobilienmarkt entstand. Die Themen rund um private Verschuldung und soziale Gefälle treffen den Nerv der US-amerikanischen Bevölkerung und werden im Spiel aufgegriffen. In *The Wolf Among Us* zerbricht für viele Märchenfiguren der amerikanische Traum des Neuanfangs aus eigener Kraft, weil sie in Abhängigkeiten geraten und sich in der menschlichen Welt nur unzureichend eingliedern.

Das Spiel beinhaltet also sozialkritische Züge und erschafft eine Figur, die sich gegen Ungerechtigkeiten auflehnt, jedoch selbst nicht davor gefeit ist. Als ehemals wilder Wolf verkörpert er immer noch ein Gefühl dieser alten Freiheit und Selbständigkeit und wird so zum Sinnbild des Einzelkämpfers und Außenseiters, der sich nicht in die Masse einfügen will, auch wenn er an seinen eigenen Idealen und Fehlern zu scheitern droht. Beckett schließt dabei treffend: „The Big Bad Wolf then becomes a comic hero or a cartoonlike underdog.“ (Beckett, 2008: 89)

Betrachtet man all diese Aspekte in einer Zusammenschau, so erweist sich Bigby Wolf als Antiheld, der im Gegensatz zu einem rein positiv besetzten Helden vielschichtiger und exakter gezeichnet ist und Schwächen und Verletzungen kennt. Gerade durch ihre persönlichen Defizite bieten Antihelden ein hohes Identifikationspotential für den

Rezipienten. Sie unterliegen häufig, kommen teilweise sogar um, bleiben aber eindeutig die moralisch bedeutsamen Figuren einer Erzählung. An ihnen wird oft demonstratives Unrecht ausgeübt, meist von Menschen, die das Recht höchstens vorgeblich auf ihrer Seite haben (Wulff, 2002: 442 f.). In *Bigby Wolf* wird der Wolf selbst zum Antihelden. Seine Vergangenheit erlaubt keine rein positive Charakterzeichnung, stattdessen zeichnen Fehler, Schuldgefühle, aber auch Sturheit und zeitweiliger Kontrollverlust ein menschliches, nahezu sympathisches Bild der Figur. Die literarische Figur des Wolfs erweist sich dabei als bestens geeignete Vorlage. So eilt auch dem Wolf sein schlechter Ruf voraus und prägt sein Bild als ‚großer böser Wolf‘ bis heute. Doch die Figur bietet durch ihre lange Erzähltradition und die stetige Anpassung an den Zeitgeist eine Vielfalt an Varianten und Interpretationsansätze an. Der Wolf kann nun sowohl Schuld für seine Taten empfinden, als auch seine Triebe ausleben und seiner Einsamkeit nachhängen. Er darf nachdenklich, aber auch dickköpfig auftreten und sich sogar einen gewissen Grad an Brutalität erlauben, solange man seine Beweggründe nachvollziehen kann. All diese Aspekte machen den Wolf menschlich und nachvollziehbar. Er ist nicht mehr nur ein Spiegelbild der menschlichen Instinkte, sondern auch menschlicher Schwächen und des Versuchs, sich zu bessern und Vergangenes abzulegen.

Literaturverzeichnis

- Bausinger, Hermann (1990): „Die moralischen Tiere. Tiere in Märchen und Fabel“, in: *Universitas. Zeitschrift für Wissenschaft, Kunst und Literatur*, 45, 1, 3, 241-251.
- Beckett, Sandra L. (2008): *Red Riding Hood for all Ages. A Fairy-Tale Icon in Cross-Cultural Contexts*. New York: Wayne State University Press.
- Distelmaier-Haas, Doris (1986): „Nachwort“, in: Perrault, Charles: *Sämtliche Märchen. Mit 10 Illustrationen von Gustave Doré*. Stuttgart: Reclam, 131-140.
- Duryee, Tricia (2013): „Telltale Signs That Videogames Will Be Downloaded, Not Sold at Retail“ (17. Februar 2013), in: [Allthingsd.com./http://allthingsd.com/20110217/telltale-signs-that-videogames-will-be-downloaded-not-sold-at-retail/](http://allthingsd.com/20110217/telltale-signs-that-videogames-will-be-downloaded-not-sold-at-retail/).
- Gebhardt, Harald (2010): „Glückssymbole und Ungeheuer – Tiere in Märchen und Sagen“, in: Köhler, Karlheinz / Laudenberg, Beate (Hrsg.): *Märchenhafte Tier- und Pflanzenwelt. Aspekte interdisziplinärer Märchendidaktik*, Baltmannsweiler: Schneider, 61-71.
- Enzyklopädie des Märchens*. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung, Bd. 9, 13, 14, Berlin: de Gruyter, 1999-2012.
- Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens* (1938/1941), Bd. 9, Berlin: de Gruyter.
- Hartmann, Bernd (2004): *Literatur, Film und das Computerspiel*, Berlin: Lit. Verlag.
- Höltgen, Stefan (2010): *Schnittstellen. Serienmord im Film*, Marburg: Schüren.

- Kaminski, Winfred (2007): „Zauberflöte, Mona Lisa und jetzt auch Tetris & Co – Kulturgut“, in: ders. / Witting Tanja (Hrsg.): *Digitale Spielräume. Basiswissen Computer- und Videospiele*, München: Kopaed, 65-68.
- Mitts-Smith, Debra (2010): *Picturing the wolf in children's literature*, New York: Routledge.
- Parker, Laura (2012): „Telltale confirms Fables game“ (15. Oktober 2012), in: <http://www.gamespot.com/articles/telltale-confirms-fables-game/1100-6398311>.
- Rittmann, Tim (2013): „Guter Wolf, böser Retter“ (18. Oktober 2013), in: <http://www.zeit.de/digital/games/2013-10/the-wolf-among-us>.
- Röders, Stefanie (2007): *Literatur und Computerspiele. Analogien zwischen Detektivromanen und Adventure Games*, Saarbrücken: VDM.
- Röhrich, Lutz (2001): *Märchen und Wirklichkeit*, Baltmannsweiler: Schneider.
- Sleegers, Jürgen (2007): „Und das soll Spaß machen? – Faszinationskraft“, in: Kaminski, Winfred / Witting, Tanja (Hrsg.): *Digitale Spielräume. Basiswissen Computer- und Videospiele*, München: Kopaed, 17-20.
- Steinbauer-Grötsch, Barbara (2005): *Die lange Nacht der Schatten. Film Noir und Filmexil*, Berlin: Bertz.
- Telltalegames.com.: „*The Wolf Among Us*“, in: <https://telltale.com/series/the-wolf-among-us/>.
- Toney, Martin (2013): „Everything you need to know about the game“ (11. Oktober 2013), in: <http://gamingbolt.com/the-wolf-among-us-wiki>.
- Uther, Hans-Jörg (2013): *Handbuch zu den ‚Kinder- und Hausmärchen‘ der Brüder Grimm. Entstehung – Wirkung – Interpretation*, 2. vollständig überarbeitete Aufl., Berlin: De Gruyter.
- Wulff, Hans J. (2002): „Held und Antiheld, Prota- und Antagonist. Zur Kommunikations- und Texttheorie eines komplizierten Begriffsfeldes. Ein enzyklopädischer Abriss“, in: Krahs, Hans / Ort, Claus-Michael (Hrsg.): *Weltentwürfe in Literatur und Medien. Phantastische Wirklichkeiten. Realistische Imaginationen*, Kiel: Ludwig, 431-447.

Bildverzeichnis

Abb. 1: The Wolf Among Us (2013/2014). Telltale Games. Entnommen von der Homepage des deutschen Online-Gamingportals Giga.de: <http://www.giga.de/spiele/the-wolf-among-us>.

Abb. 2: The Wolf Among Us (2013/2014). Screenshots angefertigt am 08. Oktober 2014.

